

Auf den nachfolgenden Seiten findet sich eine pdf-Version der Schrift

mit 15 an die Kanonen
Herausgeber StD Paul Emunds †

Thema dieser Schrift ist das Schicksal der Flakhelfer aus der Region Aachen und den jetzigen belgischen Ostkantonen in der Endphase des 2. Weltkrieges.

Zunächst noch einige Links zu Internet-Seiten mit ergänzenden Informationen

<http://de.wikipedia.org/wiki/Luftwaffenhelfer>

<http://de.wikipedia.org/wiki/Flakhelfer>

http://gsb.download.bva.bund.de/BBK/Hampe/05_Verlauf_des_Luftkrieges_S_95_137.pdf

Überdies seien hier noch einige Links zu Dateien dieser Webseite angeführt, welche ergänzende Informationen zu der vorliegenden Schrift vermitteln.

Links zu Zwei Dateien der Abteilung mit Berichten alter Eilendorfer:

[Bericht von Peter Ortmanns über seine Erlebnisse als gerade 17jähriger RAD-Flaksoldat](#)

[Bericht von Dipl. Ing. Alfons Felser über seine Erlebnisse als Flakhelfer](#)

Links zu Zwei Dateien der Abteilung 'Eilendorf im 2. Weltkrieg – Luftkrieg':

[Eine Liste mit den Daten der Luftangriffe auf Aachen im 2. Weltkrieg](#)

[Eine Fotosammlung zum Thema Luftkrieg](#)

mit 15 an die Kanonen



MIT FÜNFZEHN AN DIE KANONEN

Eine Fallstudie über das Schicksal der als
„Luftwaffenhelper“ (LwH) eingesetzten Oberschüler
in den Sperrfeuerbatterien (Flak Abt. 514) rund um
Aachen während der anglo-amerikanischen
Luftoffensiven der Jahre 1943/44.

Herausgegeben

von

Paul Emunds

Erschienen im Selbstverlag
der Ula des Kaiser-Karls-Gymnasiums,
Aachen 1975.
Alle Rechte beim Herausgeber.

Umschlagentwurf: Schüler der Ula unter Anleitung von OStR Kipp.
Gesamtherstellung: Ph. C. W. Schmidt Neustadt/Aisch.

Vorbemerkung

Der Dokumentation zugrunde liegen Ergebnisse des Geschichtsund Deutschunterrichts der OII a des Kaiser-Karls-Gymnasiums in Aachen (Fachlehrer: StD Paul Emunds; OStR Georg Fribe). Die zur Dokumentation herangezogenen Tonbandausschnitte sind ca. 45 Stunden „qualitativer Interviews“ mit 52 Gesprächspartnern entnommen und 95 Einzelinformationen von ehemaligen Flakhelfern, ihren Eltern, Lehrern und Dienstvorgesetzten. Ausgewertet wurden ferner: Tagebücher und Briefe Beteiligter, die Schulakten des KKG, die Akten der Parteikanzlei und des Reichserziehungsministeriums aus dem Bundesarchiv in Koblenz, die Bestände des Stadtarchivs und des Diözesanarchivs in Aachen. Allen diesen Stellen sind wir zu Dank verpflichtet, ebenso der Stadtbibliothek, der Stadtbildstelle und der Bibliothek der Rhein. Westf. Hochschule in Aachen. Besondere Anerkennung verdienen die Leitung und das Lehrerkollegium des Kaiser-Karls-Gymnasiums, die der Klasse eine Studienwoche im Oktober 1974 zugestanden, um die notwendige zeitraubende Quellensuche zu ermöglichen.

Während dieser Woche waren tätig:

als Interviewer:

Horst Carl
Joachim Fischer
Ulrich Geuer
Martin Josef Göbbels
Christoph Helmrath

Wilfried Kohl
Christoph Pöggeler
Claudius Schweickert
Zsolt Szabó
Thomas Zeevaert

sowie neben dem Fachlehrer für Geschichte (P. Emunds)
Herr Wilhelm Wolters
und Michael Haups (OI a).

Um die Literatur bemühten sich:

Rolf Bertram
Joachim Fehrmann.
Martin Josef Göbbels

Peter Gorski
Wilfried Kohl
Hubert Scheins

In den Archiven suchten nach Dokumenten:

Andreas Herkens
Hans Joachim Kätker
Winfried Kranz

Peter Muthmann
Horst Scheufen
Bernd Wasel

Um die Sammlung und Archivierung von Bildmaterial kümmerten sich:

Dieter Braun
Joachim Maier

Hubert Ostlender

Aachen, den 9. Mai 1975

Der Herausgeber

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort (Stud.Prof. Dr. Leo Haupts)	VII
Chronik	X
Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen	XIV
I „Jetzt holen sie schon die Kinder“	1
1. Der totale Krieg beginnt	1
J. Maier: <i>Die Rede des Propaganda-Ministers vom 18. Februar 1943</i>	2
2. Kompetenzstreit auf höchster Ebene	7
3. Reaktionen bei Eltern und Schülern	10
H. Carl: <i>Gefühle und Überlegungen der LwH bei ihrer Einberufung und während des „Einsatzes“</i>	24
J. Fischer: <i>NS-Jugenderziehung und Kriegseinsatz der LwH (HJ)</i>	34
II. Schülersoldaten – Soldatenschüler	40
1. Die HJ und der „Mannschaftsführer“	40
2. Die Batteriestellung – neue Heimat der LwH	49
a) Aachen – Jülich – Alsdorf – Eschweiler	49
b) Die 'Beutegermanen' aus Eupen-Malmedy	51
c) Du sollst sonntags eine hl. Messe . . .	58
3. Militärische Vorgesetzte und Kameraden	62
a) Der 'Betreuungsunteroffizier'	62
b) Fachleute vom technischen Gerät	73
H. Scheufen: <i>Befohlene Maßnahmen zum 'Schutz der Jugend' und was im Alltag daraus wurde</i>	77
c) Und dann noch 'Untermenschen'	84
H. Qstlender: <i>Die Beziehungen zwischen russischen Kriegsgefangenen und Luftwaffenhelfern</i>	89
4. Livius in Kantinen und Schlafbaracken	92
a) Lehrer, 'Betreuungslehrer', 'Verbindungslehrer' und 'Sonderbeauftragte'	92

<i>J. Fehrmann: LwH, ihr Stellenwert und ihre Bedeutung im Luftkrieg sowie die Wirkung ihres Einsatzes</i>	103
b) „Karl der Große — Nachtwächter ...“ — Konflikte zwischen Batterie und Schule	107
III. Jugend im Feuerofen	120
1. „Die Schlacht um die Ruhr“ und die Praxis der Verlegungen	120
<i>P. Muthmann: Der Brief des Generals Zenetti</i>	124
2. „Fähnlein gegen Karl den Großen ...“	127
a) Der Großangriff vom Osterdienstag 1944	127
<i>W. Kohl: Osterdienstag, 11. April 1944, in den Sperrfeuer-Batterien</i>	136
b) Der 14. Juni 1943	140
<i>PK-Bericht (Osnitzki u. a.): 'Aus dem brennenden Aachen' mit Interview des Kreisleiters</i>	144
<i>D. Braun: Von der Wirkung anglo-amerikanischer „Terrorangriffe“ u. a. auf die LwH in Aachens Batterien</i>	150
IV. Es kriselt: Ideologie hin — Ideologie her	158
1. Zermürbender Alltag	158
2. Der 20. Juli 1944 in den Flakbatterien Aachens	162
3. 'Sie wollen nur noch schlafen ...'	165
4. 'Geistige Kriegsbeschädigte'	171
<i>C. Helmrath: Jugendliche im Kreuzfeuer von Ideologien</i>	175
V. Die Amis kommen	181
VI. Die Odyssee des Jahrgangs 1928	
Duelle mit Panzern und Jabos	189
<i>Th. Zeevaert: Hat der „Einsatz“ den Prozeß politischer Bewußtseinsbildung bei den LwH gefördert?</i>	201
VII. Dreißig Jahre danach	206
<i>C. Schweickert: Wie denken Luftwaffenhelfer heute über ihren damaligen „Einsatz?“</i>	214
Literaturverzeichnis	224

„Mit fünfzehn an die Kanonen“ – Ein Versuch zur Zeitgeschichte

Zeitgeschichtliches Interesse scheint mitunter die Form der Beschäftigung mit der Vergangenheit zu sein, in der sich in unserer Gegenwart ein unmittelbarer Zugang zur Geschichte überhaupt erhalten hat. Der vorliegende Versuch bestätigt das insofern, als er nicht das Ergebnis einer Einzelbemühung darstellt, auch nicht die Arbeit eines begrenzten Teams vorlegt, sondern von einer Sekunda eines humanistischen Gymnasiums erarbeitet wurde – eine breitere Beteiligung also voraussetzt. Er liegt ebenso in der Linie engagierter Auseinandersetzung mit den Taten und Versäumnissen der vorhergehenden Generation, die für die deutsche Nachkriegszeit typisch ist. Die Diskussion um die Entstehung des Ersten Weltkrieges wurde von den im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg Geborenen mit besonderer Heftigkeit geführt; die Untersuchung der Zeit des Nationalsozialismus verdankt den im letzten Jahrzehnt vor dem Beginn der Hitlerzeit Geborenen wichtige Beiträge. Was für die Forschung gilt, dürfte auch für das öffentliche Interesse zutreffen. Trotzdem deutet sich in diesem Versuch zur Zeitgeschichte eine wichtige Veränderung an, die auf einen Wandel des politischen Bewußtseins und des Verhältnisses zur Geschichte hinweist. Während die moralische Beurteilung politischer Vorgänge und der handelnden Personen für die bisherige zeitgeschichtliche Beschäftigung recht bestimmend war, tritt sie hier zurück vor der bloßen Neugierde zu erfahren, wie es gewesen ist. Die innere Festigung, die die Bundesrepublik inzwischen erfahren hat, der Charakter des „Endgültigen“, den das „Provisorium“ im öffentlichen Bewußtsein inzwischen angenommen hat, machen es möglich, die „Vorgeschichte“ aus einer ganz anderen Distanz historisch zu sehen.

Die Sekundaner können sich deswegen viel vorbehaltloser auf die abenteuerliche Reise begeben, die ein so ungezwungener Ausflug in die Zeitgeschichte nun einmal darstellt. Sie erkunden den Sachverhalt so, als ob es sich um die Untersuchung irgendeines Ereignisses der eigenen Zeit handelte. Zwar studieren sie in der Schule vorhandene Akten zum Gegenstand, auch orientieren sie sich über einige allgemeine Zusammenhänge: Hitlerdiktatur, Zweiter Weltkrieg, Luftkrieg der Alliierten. Aber das ist für sie mehr oder weniger das Handwerkszeug, das man – wie das technische Gerät und die Fertigkeit, Befragte zum Sprechen

zu bringen — besitzen muß, um die eigene Erkundung aufzunehmen. Nun sammeln sie Informationen, Eindrücke, Erfahrungen, Urteile. Bald lassen sie das Vorwissen hinter sich, vergessen die sachlichen und moralischen Wegweiser und befinden sich mitten in einem unübersichtlichen Feld der komplexen historischen Wirklichkeit. Wie bei der Photografie entdecken sie: es gibt die Großaufnahme und das Panoramabild und noch vieles dazwischen: ein Tag als Luftwaffenhelper in einer Flakbatterie, der Einsatz der Flakhelfer als Maßnahme des Dritten Reiches zur Ergänzung des angeschlagenen Kriegspotentials, die Technik der Luftabwehr in Aachen während des Krieges, das Verhältnis von 15-17jährigen Schülern zu militärischen Betreuern, Offizieren, Lehrern, den Soldaten und den russischen Kriegsgefangenen in der Batterie, die Heranziehung von Luftwaffenhelfern aus dem zweisprachigen Grenzraum — das und vieles mehr sind plötzlich Themen, die zu erkunden sich lohnt; jedes hat seine eigene Fabel, seinen eigenen Handlungszusammenhang, doch keiner ist eindeutig, von sich aus zwingend. Sie stehen vor einer Erfahrung, die Jacob Burckhardt im ersten Abschnitt seiner „Kultur der Renaissance in Italien“ seinen Lesern anschaulich beschrieben hat: „Auf dem weiten Meere, in welches wir uns hinauswagen, sind der möglichen Wege und Richtungen viele, und leicht können dieselben Studien . . . unter den Händen eines anderen zu wesentlich verschiedenen Schlüssen Anlaß geben . . .“ Geschichtlicher Zusammenhang, Verstehen historischer Ereignisse ist schon in einem so grundlegenden Vorgang wie der Entscheidung darüber, welcher Strang des Geschehens nun Thema werden soll, nicht naturwissenschaftlich zwingend gegeben. Der Betrachter entscheidet sich — und er ist bei dieser Entscheidung nicht frei von seiner Person und dem, was sein Selbstverständnis bestimmt. Die Reise in die Vergangenheit führt nur scheinbar in die Ferne. Geschichtliche Erfahrung betrifft den Betrachter selbst. Andererseits „verfügt“ der Historiker über seinen Gegenstand. Kann er die Akteure eines historischen Zusammenhangs zwar nicht leben oder sterben lassen, wann und wie es ihm paßt, wie das der Romanschreiber mit den von ihm geschaffenen Gestalten macht, so hängt es doch wesentlich von ihm ab, ob er ihnen „gerecht“ werden kann oder es überhaupt will.

Gerade diese Eigenart historischer Betrachtung überhaupt zu studieren bot nun der Versuch, die zeitlich naheliegende Tätigkeit von Schülern höherer Schulen als Luftwaffenhelper im Kriege zu untersuchen. Zeitgeschichtlich sind diese Vorgänge nämlich nur in dem Sinne, daß sie der jüngsten Vergangenheit angehören. Unmittelbar für die eigene

Gegenwart bedeutsam sind sie wohl kaum. Die Fülle von Dokumenten bzw. Aussagen Beteiligter stehen also in einem rein historischen Sinne zur Verfügung und fordern eine „historische Urteilsbildung“ heraus. Das gilt nun allerdings nicht nur für die Sekundaner. Die „Befragten“, bisher in einem gewissen Sinne naiv mit ihrer Vergangenheit lebend, sahen sich plötzlich in „Geschichte“ verstrickt. Kein Zwang, sich vielleicht rechtfertigen zu müssen, keine Notwendigkeit und auch kein Bedürfnis, sich zum „Helden“ zu stilisieren, hinderte sie daran, mit in einen Versuch zur Zeitgeschichte einzusteigen.

(Stud.Prof. Dr. Leo Haupts; Jhg. 1927; LwH in der 2./3. 514)

Chronik

30. 1. 1933 Adolf Hitler wird Reichskanzler
- Ostern 1933 Die späteren LwH der Jahrgänge 1926/27 werden eingeschult
16. 3. 1935 „Allgemeine Wehrpflicht“, Beginn der offenen Aufrüstung
20. 3. 1936 „Remilitarisierung des Rheinlandes“
1. 12. 1936 Gesetz über die Hitlerjugend — Jahr des dt. Jungvolks
- Ostern 1937 Die späteren LwH werden „Oberschüler“ 10. - 25. 7. 1937 „Schwarzer Parteitag unter brauner Diktatur“; einzige Aachener Heiligtumsfahrt während des III. Reiches
29. 9. 1938 Das „Münchener Abkommen“ beendet die Sudetenkrise
15. 10. 1938 Notdienstverordnung verkündet
1. 9. 1939 Angriff auf Polen
10. 5. 1940 Angriff auf Frankreich, Überfall auf Belgien und Holland
- 28./29. 3. 1942 RAF greift Lübeck mit 230 Bombern an
- 24.- 27. 4. 1942 RAF greift Rostock an, der Wehrmachtsbericht verwendet erstmals das Wort „Terrorangriff“
27. 4. 1942 Erlaß der „Reichsjugendführung“ über freiwilligen Einsatz der Hitlerjugend bei der „Heimatflak“
- 30./31. 5. 1942 Erster „Tausendbomber-Angriff“ auf Köln 9. 11. 1942 Entwurf des ObdL betr. „Kriegshilfsdiensteinsatz der deutschen Jugend in der Luftwaffe“ den Ministerien zugeleitet
3. 12. 1942 Der „Führer“ hat sich für den Kriegshilfsseinsatz der Jugend entschieden (Nachricht aus dem FHQ)
21. 1. 1943 Reichsmin. Schacht aller seiner Ämter enthoben
25. 1. 1943 Abschluß der Konferenz von Casablanca — Vereinbarung über „Bedingungslose Kapitulation“ und Auftrag zum „areal-bombing“ an das Bomberkommando (Harris)
26. 1. 1943 Anordnung über den „Kriegshilfsdiensteinsatz der Jugend“
27. 1. 1943 Erster Einsatz der USAAF im Rahmen der „Luftschlacht um Deutschland“ über Wilhelmshaven

2. 2. 1943 Ende der Schlacht um Stalingrad
8. 2. 1943 Musterung der LwH der Klassen 6 und 7 vom Jhg. 1926/27
15. 2. 1943 Die Oberschüler Aachens (Kl. 6 und 7) werden beim Stab der Flak Abt. 514 auf die 6 Batterien verteilt
16. 2. 1943 Feierliche „Verpflichtung“ der LwH
18. 2. 1943 Goebbelsrede zum „totalen Krieg“ im Berliner Sportpalast
- 5./6. 3. 1943 Großangriff der RAF auf die Krupp-Werke in Essen
18. 5. 1943 Heranziehung der „Mittelschüler“ (Kl. 5) Aachens zum LwH-Dienst in den le. Flak-Batterien 10.
6. 1943 Beginn der in Casablanca beschlossenen „Combined-Bomber-Offensive“: RAF bei Nacht; USAAF bei Tag
14. 7. 1943 Großangriff auf Aachen mit 350 Maschinen als Abschluß der „Schlacht um die Ruhr“
15. 7. 1943 Oberschüler der Kl. 5, nach Kl. 6 versetzt, werden einberufen
- 24./25. 7. 1943 RAF greift mit 740 Bombern Hamburg an, die deutsche Abwehr durch das „Düppelsystem“, Abwurf von Staniolstreifen, völlig verwirrt
1. 9. 1943 Oberschüler aus Eupen, Malmedy, St. Vith erstmals einberufen
8. 9. 1943 Italien kapituliert
22. 10. 1943 15. USAAF beginnt von Italien aus mit dem Luftkrieg im süddeutschen Raum
- 18./19. 11. 1943 Beginn der „Battle of Berlin“
21. 12. 1943 Aachener Oberschüler nach Köln-Ossendorf verlegt
2. 12. 1943 Verordnung über die Heranziehung der deutschen Jugend zur Erfüllung von Kriegsaufgaben
12. 1. 1944 Elternversammlung für alle LwH des Jahrgangs 1928 in der Aula der Hindenburgschule
15. 1. 1944 Einberufung der Oberschüler Jhg. 1928 (Kl. 5)
14. 2. 1944 Entlassung der LwH Jhg. 1926 mit „Reifevermerk“
11. 3. 1944 Aachener LwH werden nach Augsburg verlegt zum Schutz des von Italien aus angegriffenen Nachtjägerflughafens
11. 4. 1944 Großangriff der RAF auf Aachen

— VIII —

12. 5. 1944 Beginn der Angriffe der USAAF auf deutsche Hydrierwerke
25. 5. 1944 Führerentscheid, Lehrlinge und Fachoberschüler des Jahrgangs 1928 sollen bei Entlassung des Jahrgangs 1927 die Lücken schließen, nicht Schüler des Jhgs. 1929
6. 6. 1944 Landung der Alliierten in der Normandie
20. 7. 1944 Attentatsversuch des Grafen Stauffenberg
1. 8. 1944 Verfügung über „Sippenhaftung“ bei allen Soldaten, die „Verrat an Deutschland“ üben — Lehrlinge und Fachoberschüler des Jahrgangs 1928 werden einberufen — Einsatz der Eschweiler Oberschüler zum Schutz der Eisenbahnlinien nach Belgien — Alsdorfer LwH in die Aachener Batterien — de Gaulle zieht in Paris ein
6. 9. 1944 Lüttich von den Alliierten eingenommen
- 11./12. 9. 1944 Die I. amerik. Armee erreicht an der Sauer und im Aachener Stadtwald die alte deutsche Reichsgrenze — LwH des Jahrgangs 1927 werden zum RAD entlassen
14. 9. 1944 US-Panzer überrollen bei Kornelimünster Teile einer Aachener Flakbatterie — Aachener LwH hinter den Rhein verlegt
16. 9. 1944 Die durch die Flucht von Polizei und Parteileitung ins Stocken geratene „Evakuierung“ wird mit Nachdruck beendet. Es bleiben trotzdem ca. 7000 Menschen in der Stadt
17. 9. 1944 Luftlandeoperation der Alliierten im Raum Nijmegen-Arnheim
1. 10. 1944 Großangriff der USAAF auf das zweitgrößte Hydrierwerk in Pölitz (Raum Stettin)
- 14./15. 10. 1944 Großangriff der RAF mit 1005 Maschinen auf Duisburg
21. 10. 1944 Aachen als erste deutsche Großstadt nach heftigen Straßenkämpfen von Alliierten erobert
16. 11. 1944 Düren, Jülich, Heinsberg bombardiert und zu 90% zerstört (Abwurf von 5400 t Bombenlast)
16. 12. 1944 Beginn der Rundstettoffensive in den Ardennen
21. 12. 1944 St. Vith von der 5. Pz.-Armee unter Manteuffel zurückerobert

12. 1. 1945	Beginn der russischen Offensive aus dem Baranow-Brückenkopf
16. 1. 1945	Rundstettoffensive zusammengebrochen
13./14. 2. 1945	Schwerer „Terrorangriff“ auf Dresden
23. 2. 1945	„Der Sprung über die Rur“ — Beginn des Angriffs auf die Rheinlinie, Jülich bis auf die Zitadelle in alliierter Hand
26. 2. 1945	Russische Truppen in Pommern zur Ostsee durchgebrochen
5. 3. 1945	Amerikanische Truppen erreichen den Stadtrand von Köln — Jahrgang 1929 soll einberufen werden
7. 3. 1945	Die „Ludendorff-Brücke“ in Remagen fällt in alliierte Hand
18. 4. 1945	Der deutsche Widerstand im Ruhrkessel wird eingestellt
25. 4. 1945	Russische und amerikanische Truppen an der Elbe bei Torgau
7. 5. 1945	Deutsche Kapitulation (Westfront)
9. 5. 1945	Deutsche Kapitulation (Ostfront)
17. 7. 1945	Eröffnung einer einzigen neuen „Oberschule“ für Jungen im Gebäude der eh. „Hindenburgschule“ (40.000 Einwohner in Aachen)
13. 8. 1945	Beginn des ersten „Sonderlehrgangs“ zur Erlangung der Reifeprüfung für Kriegsteilnehmer mit „Reifevermerk“
15. 11. 1945	Allgemeiner Neubeginn der „höheren Schulen“ in der britisch besetzten Zone des Rheinlandes und Westfalens
1. 9. 1948	Das Kaiser-Karls-Gymnasium wieder im alten Schulgebäude
Ostern 1949	Die letzten LwH legen ihre Reifeprüfung ab (Spätheimkehrer werden dann in einem Sonderlehrgang in Unna zum Schulabschluß geführt)

Verzeichnis der Abkürzungen

AN	=	Aachener Nachrichten (erste mit Lizenz der Alliierten erschienene deutsche Nachkriegszeitung)
AVZ	=	Aachener Volkszeitung
BA	=	Bundes-Archiv Koblenz
Battr.	=	Batterie bei der 8,8-cm-Flak: bis zu 6 Geschütze
BL	=	Betreuungslehrer, den einzelnen Klassen zugeteilt
Flak	=	Flieger-abwehr-kanone
le. Flak	=	leichte Flieger-abwehr-kanone, 2 cm oder 3,5-cm-Geschütze
FuMG	=	Funkmeßgerät: Mannheim-Gerät, Würzburg-Gerät zum Feststellen der Flughöhen und der Entfernung anfliegender Maschinen
Gef.Std.	=	Gefechtsstand (der Untergruppe; in Aachen auf dem Lousberg in der „Villa Springsfeld“ für die Flak Abt. 514, 22. FlakDiv.)
Gen.	=	(Acta) Generalia (hier des OP der Rheinprovinz Abt. höheres Schulwesen)
G.L.Sch.	=	General-Litzmann-Schule; vorm. Realgymnasium, jetzt Rhein-Maas-Gymnasium, gegr. 1835
Hi.Sch.	=	Hindenburg-Schule; vorm. Oberrealschule, jetzt Couven-Gymnasium, gegr. 1818
Jhg.	=	Jahrgang
KLV	=	Kinder-land-verschickung
KKG	=	Kaiser-Karls-Gymnasium, gegr. 1601
KWO	=	Kaiser-Wilhelm-Oberschule; vorm. K.W.Gymnasium, jetzt Einhardt-Gymnasium, gegr. 1886
LGKdo.	=	Luftgaukommando (für den Luftgau in Münster i. W.)
Ltn.	=	Leutnant
LwH	=	Luftwaffenhelper
M.Sch.	=	Mittelschule
Mdl. Int.	=	Mündliches Interview, aufgezeichnet in LwH Akte Schularchiv des KKG Nr. 7
ObdL	=	Oberbefehlshaber der Luftwaffe
OP	=	Oberpräsident (der Rheinprovinz in Koblenz)
OSch.	=	Oberschule, für Gymnasium eingeführter Begriff außer für die „humanistischen“ Gymnasien

OStD	=	Oberstudiendirektor
OStR	=	Oberstudienrat
Pg.	=	Parteigenosse
PK	=	Propaganda-kompanie
RdI.	=	Reichsminister des Inneren
RMin. WEV	=	Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung
RdL	=	Reichsminister der Luftfahrt
RAF	=	Royal Air Force
RAD	=	Reichsarbeitsdienst
RSHA	=	Reichs-Sicherheits-Hauptamt
SBL	=	Sonderbeauftragter für den Hilfsdienst der Jugend in der Luftwaffe, jeweils beim kommandierenden General eines Luftgaues, im Luftgau VI Oberregierungsrat Dr. Wagner in Münster
StD	=	Studiendirektor
StR	=	Studienrat
TbdInt.	=	Tonband-Interview, jetzt Schülerbibl. KKG
Uffz.	=	Unteroffizier
USAAF	=	USA Air Force: 8. Luftflotte von England, 15. von Italien aus in die „Luftschlacht um Deutschland“ eingreifend
Wtm.	=	Wachtmeister
ZAGV	=	Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, gegr. 1879

Mit Fünfzehn an die Kanonen

Eine Studie über das Schicksal der als „Luftwaffenhelfer“ (LwH) eingesetzten Schüler in den Sperrfeuerbatterien rund um Aachen während der anglo-amerikanischen Luftoffensiven der Jahre 1943/44.

I. JETZT HOLEN SIE SCHON DIE KINDER

1. Der totale Krieg beginnt

Jeder Krieg bürdet einem Volk schwere Last auf: zerstörte Städte, verwüstete Felder, Menschenopfer ...

Doch noch nie hatten sich kriegsführende Parteien die vollständige Ausschaltung des Gegners zum Ziel gesetzt wie im 2. Weltkrieg. Die dazu verwendete Kriegsmaschinerie setzte neue, verheerende Maßstäbe. Deutsche Luftangriffe auf London und Coventry im August 1940 sowie die englische Reaktion des „aerial-bombing“, reinen Flächenwurfes zur Zerstörung dichtbesiedelter Stadtkerne, suchen in der Geschichte vergeblich ihresgleichen. Diese bis unbekannte Eskalation der Gewalt wurde provoziert von einem Regime, dessen nationalsozialistische Ideologie Krieg als das Mittel ansah, Politik zu treiben. Solche „Politik“ war für die nationalsozialistische Führung bis zum Ende des Jahres 1942 erfolgreich. Die Wehrmacht hatte sich in Blitzsiegen bis zum Kaukasus, zum Atlantik, zum Eismeer und bis vor die Tore Alexandriens durchgeschlagen. Jedoch der Jahreswechsel 1942/43 brachte schon die Wende des Krieges. Die 6. Armee unter General-Paulus mußte bei Stalingrad kapitulieren. Die nationalsozialistische Führung wußte auch dieser schweren Niederlage etwas Positives abzuringen. Ihre Propaganda suchte die Katastrophe als Fanal zur Ausschöpfung aller Kraftreserven zu nutzen.

Die Rede des Propagandaministers vom 18. Februar 1943¹⁾

(Joachim Maier)

Josef Goebbels, der seine Partei-Karriere 1926 als Gauleiter in Berlin begonnen hatte, wurde 1933 zum Minister für Volksaufklärung und Propaganda ernannt. Gerade im 3. Reich bildete die-Propaganda einen wesentlichen Teil der Politik. Während politischer Spannungen und Krisen wurde diese Propagandatätigkeit heftiger betrieben, um die Treue des Volkes zum Regime und zum „Führer“ immer wieder neu zu festigen. Nach dem Fall Stalingrads im Februar 1943 startete dann das Regime eine seiner größten Propagandaaktionen, um die großen Verluste an der russische Front zu überspielen. Diese Aktion kulminierte am 18. Februar 1943 anlässlich einer Massenkundgebung im Berliner Sportpalast in der Rede des Propagandaministers Goebbels vom totalen Krieg. Ihr Kerngedanke war die totale Mobilisierung des gesamten deutschen Volkes. Der Begriff des totalen Krieges war jedoch keineswegs etwas Neues. Schon 1935 hatte Ludendorff ein Buch mit den Titel „Der totale Krieg“ herausgegeben, in dem er die „Lehren“ des 1. Weltkrieges vom Standpunkt des Chefs einer Militärdiktatur aus zusammenfassen wollte. Das Buch fand großen Anklang und erlebte zwei Jahre nach seinem Erscheinen eine Auflage von 100.000 Exemplaren. Einzelne Behauptungen, ja sogar wörtliche Formulierungen aus diesem Werk wandte Goebbels acht Jahre später in seiner Sportpalastrede an. Schon am 30. Januar 1943 hatte er durch seinen Kommentar zu einer Proklamation Hitlers die geplante Maßnahme einer totalen Mobilisierung angesprochen: „Aus den Breiten und Tiefen unseres Volkes dringt der Schrei nach totalster Kriegsanstrengung im weitesten Sinne des Wortes an unser Ohr.“

Am 18. Februar gelingt Goebbels mit seiner Rede zum totalen Krieg der größte Erfolg in seiner Laufbahn als Propagandaminister: die Mobilisierung der letzten Kräfte des deutschen Volkes. Dieser Erfolg war von vornherein auf das genaueste vorprogrammiert und geplant. Bei der Planung spielte schon die Zusammensetzung des Publikums eine wichtige Rolle. Die Zuhörerschaft im Sportpalast, der mit (den bei der Veranstaltung anwesenden) 15 000 Menschen überfüllt war, stellte, wie Goebbels erklärte, „einen Ausschnitt aus dem gesamten deutschen Volke“

¹⁾ U.a. nach Deutsche Wochenschau Nr. 10/651/1943.

dar. Untersucht man diese Behauptung jedoch genauer, muß man feststellen, daß den einen Teil des Publikums nur Berliner ausmachten. Goebbels selbst hatte die Berliner einmal als das „politischste Publikum, über das wir augenblicklich im Reich verfügen“, bezeichnet, was also heißt, daß er mit den Berlinern im Rücken als Vertreter Deutschlands ein „Plus“ hinter sich hatte. Den anderen Teil der Gäste im Sportpalast machten politische Amtsträger aus. Fast das gesamte Reichskabinett, eine Reihe von Reichsleitern und Gauleitern sowie fast alle Staatssekretäre waren von Goebbels eingeladen worden. Auch Vertreter des geistigen Lebens waren anwesend, denn Goebbels legte auf das optische Erscheinungsbild einer solchen Veranstaltung großen Wert. Goebbels konnte somit sicher sein, die Zuhörerschaft auf seiner Seite zu haben. Unwahrscheinlich dagegen ist, daß er einzelne Gruppen aus dem Publikum instruiert haben soll, an bestimmten Stellen Beifall zu spenden, da dies aufgrund der vorherrschenden Stimmung überhaupt nicht nötig gewesen wäre. Selbst Dr. Fritz Hippler, der ehemalige Leiter der Filmabteilung des Propagandaministeriums, hält dies kaum für möglich. Die Beifallskundgebungen der Zuschauer kamen vielmehr völlig spontan.

Was waren nun die Gründe dafür, daß das Volk bei den zehn von Goebbels gestellten Fragen ohne Zögern und in enthusiastischer Begeisterung in seinem Sinne antwortete? Er hatte die Rede äußerst geschickt vorbereitet. Goebbels wollte die Zustimmung des Publikums weder durch glaubhafte Argumentation noch durch sachliche Information gewinnen. Sein Ziel war, ein Volk von der Notwendigkeit des totalen Krieges zu überzeugen. Die Rede war schor in ihrem Aufbau nur auf psychologische Wirkung ausgerichtet. Goebbels legte es von vornherein darauf an, seine Zuhörer zu spontaner Begeisterung hinzureißen. Immer wieder wurde er durch Zwischenrufe der Zuhörer unterbrochen: „Führer befiehl, wir folgen!“ Inhalt, Gliederung und Wortwahl der Rede wußte er zu diesem Zweck geschickt zu wählen. Hatte er anfangs sein Publikum noch in der dritten Person angeredet, ging er im Verlauf der Rede auf die vertrauliche Anrede in der zweiten Person über: „Ich frage Euch ...“. Am Schluß seiner Ausführungen war jede Distanz zwischen ihm und den Angesprochenen aufgehoben: „Wir alle, Kinder unseres Volkes, zusammengeschweißt mit dem Volke ..., wir geloben ...“

Goebbels verstand es, wichtige Sätze und besonders den Höhepunkt der Rede, die zehn Fragen, so zu formulieren, daß das Publikum mitgerissen wurde, indem er die Gefühle der Zuhörer ansprach, an ihren

Stolz und das Verantwortungsgefühl appellierte: „Seid Ihr bereit, mit dem Führer als Phalanx der Heimat hinter der kämpfenden Wehrmacht stehend diesen Kampf mit wilder Entschlossenheit und unbeirrbar durch alle Schicksalsfügungen fortzusetzen, bis der Sieg in unseren Händen ist?“ Es folgten begeisterte Zurufe.

Diese Begeisterung lässt sich erklären. Da die Stimmung des Volkes nach der Niederlage bei Stalingrad einen Tiefpunkt erreicht hatte, suchte das Volk in seiner Niedergeschlagenheit irgendeinen Halt. Diese Verzweiflung des Volkes machte sich Goebbels zunutze: er zeigte dem Volk auf, daß die schweren militärischen Belastungen an der Ostfront eine Gefahr für Deutschland darstellten, daß man aber der Gefahr ins Auge sehen müsse. Die Zukunft werde beweisen, daß Stalingrad nicht umsonst gewesen sei. Diese Mahnung unterstreichen Drohungen, er malte aus, was geschähe, wenn die totale Mobilisierung nicht erfolge: „Europa“ sei „der bolschewistischen Weltgefahr ausgesetzt“, und der Bolschewismus stelle eine „abendländische“ Gefahr dar. Diesen Aussagen flocht er Sätze ein wie: „Der totale Krieg ist das Gebot der Stunde.“ „Es ist Zeit, den Säumigen Beine zu machen.“ Er betonte weiterhin, daß die deutsche Bevölkerung schon ihre Bereitschaft zum totalen Krieg deutlich zu erkennen gegeben habe. Die These von der „Errettung vor dem Bolschewismus“ hämmerte er seiner Zuhörerschaft immer wieder ein, wobei inhaltlich kaum etwas hinzukam, sondern nur die Formulierungen des bereits Gesagten geändert wurden. Das Publikum klatschte nach jedem Satz stürmisch Beifall.

Goebbels' Ziel, der Hypnose des Volkes, kam noch ein anderer psychologischer Faktor zu Hilfe. Der Sportpalast, gebaut für 9.000 Menschen, bei der Verkündung des totalen Krieges aber mit 15.000 Zuhörern überfüllt, gab den Anwesenden das Gefühl, Glied einer großen Gemeinschaft zu sein. Dadurch, daß alle direkt angesprochen waren, wurde ihnen eine Art Machtbewußtsein vermittelt.

Die Begeisterung der Masse steigerte sich mehr und mehr zur Hysterie (der Schauspieler Heinrich George sprang in seiner Ekstase auf einen Stuhl und winkte begeistert mit seinem Halstuch), durch die die Enttäuschung über die Katastrophe von Stalingrad erstickt wurde. Goebbels soll nach der Rede gesagt haben: „Diese Stunde der Idiotie! Wenn ich den Leuten gesagt hätte, springt aus dem dritten Stock des Columbushauses, sie hätten es auch getan.“

Goebbels schmeichelte den Zuhörern durch Zwischensätze wie: „Das im Nationalsozialismus erzogene, geschulte und disziplinierte Volk kann die Wahrheit ertragen“ und durch Erklärungen, daß das Volk mündig sei, „offene Worte zu hören und danach zu handeln“. Zudem beseitigte er jede Distanz zwischen sich und den Zuhörern durch Bemerkungen wie: „Ich möchte zu Ihnen allen aus tiefstem Herzen zu tiefstem Herzen sprechen ...“. Goebbels erreichte also nicht durch überzeugenden Inhalt, sondern durch rhetorische Raffinesse sein Ziel, die Zuhörer auf seine und des Regimes Seite zu bringen. Das spezifische Publikum und die außergewöhnliche Atmosphäre, die im Sportpalast herrschte, waren Voraussetzung für die Rede, die ihrerseits nur darauf ausgerichtet war. Nachdem Goebbels so die Stimmung der geladenen Gäste angestachelt hatte, kam er zum Höhepunkt seiner Rede, den zehn entscheidenden Fragen. Dieser Höhepunkt sollte die Entscheidung des deutschen Volkes für den totalen Krieg darstellen. Den Grundstein für diese Bereitschaft zum totalen Krieg hatte Goebbels selbst schon 19 Tage vor seiner Rede im Sportpalast gelegt, als er Hitlers Proklamation zum 10. Jahrestag der Machtergreifung kommentierte: „Aus den Breiten und Tiefen unseres Volkes dringt der Ruf nach totalster Kriegsanstrengung an unser Ohr.“ Der Wunsch des Volkes nach totalem Krieg sei von Anfang an selbstverständlich gewesen. Um seine Meinung bestätigt zu wissen, stellte er zur „Steuer der Wahrheit“ die Fragen, die das Volk „nach bestem Wissen und Gewissen“ beantworten solle.

Die zehn Fragen enthielten u. a. die Bestätigung des Vertrauens zum „Führer“, dem das Volk bis zum endgültigen Siege folgen würde. In der ersten Frage wurden der Glaube der Bevölkerung und des „Führers“ an den „totalen Sieg“ und die Bereitschaft angesprochen, auch unter schweren persönlichen Belastungen für den „sicheren Sieg“ zu kämpfen. Durch die zweite Frage wurde lediglich die erste verstärkt; die dritte Frage schließlich klärte konkrete Maßnahmen zur Unterstützung des „Führers“ und des Heeres: „Seid Ihr und ist das deutsche Volk entschlossen, wenn der „Führer“ es befiehlt, zehn, zwölf und, wenn nötig, vierzehn und sechzehn Stunden täglich zu arbeiten ...?“ Die nächste Frage weist auf die Forderung des Regimes hin, diesen totalen Krieg mit sämtlichen zur Verfügung stehenden Mitteln durchzuführen. Die fünfte bestätigt nochmals das unerschütterliche Vertrauen zum „Führer“: „Führer befiehl, wir folgen!“ Als Aufhänger für diesen ersten Komplex nutzte Goebbels Behauptungen der englischen und der amerikanischen Presse,

die Einheit und Kriegsbereitschaft des deutschen Volkes in Frage stellten. Goebbels verwandte diese Presseberichte als Provokationsmittel. Der zweite Teil der Fragen beschäftigt sich mit den radikalen Mitteln zur Erringung des Sieges. In den Fragen 6) und 7) wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, der Front Waffen und Menschen zur Verfügung zu stellen, „um dem Bolschewismus den tödlichen Schlag zu versetzen“ und außerdem mit „starker Moral“ hinter der Front zu stehen. Auch Frauen sollten mit ihrer ganzen Kraft der Kriegsführung zur Verfügung stehen, was in Frage 8) angesprochen wird. In der neunten Frage kündigt Goebbels schließlich radikalste Maßnahmen gegen „Drückeberger und Schieber“ an: „Seid Ihr einverstanden, daß, wer sich am Krieg vergeht, den Kopf verliert?“ In der Schlußfrage appelliert er dann an genaue Pflichterfüllung, gleichmäßig auf alle Volksschichten verteilt. Die Fragen als Ganzes betrachtet waren keineswegs klar voneinander getrennt. Goebbels beendete seine Ausführungen über den totalen Krieg mit der nochmaligen Formulierung des „Gebots der Stunde“, gekleidet in den Körner-Satz: „Nun Volk, steh auf, und Sturm brich los!“

Mit der Rede über den totalen Krieg im Berliner Sportpalast am 18. Februar 1943 gelang Goebbels die wohl beste Propagandarede seiner Laufbahn. Nicht durch sachlichen Inhalt oder sachliche Argumentationen erreichte er sein Ziel, die totale Mobilisierung aller vorhandenen Kräfte, sondern mit Hilfe zahlreicher rhetorischer Mittel. Diese verstand er so für die Gestaltung seiner Rede zu nutzen, daß die Zuhörerschaft mit an Hysterie grenzender Begeisterung ohne Zögern den Vorschlag des totalen Krieges annahm, obgleich er mit größten Opfern für die gesamte Bevölkerung verbunden war.

Totaler Krieg, das bedeutet: Erfassung aller im Dienste des Krieges, auch der Kinder, die das 15. Lebensjahr vollendet hatten — so eine Verordnung vom 26. Januar 1943 (Rdl. vom 25.1.43 IRa 6060/43—268 LW).

Es werden seit Anfang 1943 also in Aachen 788 Luftwaffenhelfer zwischen 15 und 17 Jahren zu den Großbatterien eingezogen. Dienst an der Waffe kam für damalige Jugendliche nicht unvorbereitet. Ihre Erziehung war seit 1936 vorwiegend in die Hände des Staates gelegt. Dafür zuständig war die Hitlerjugend, die Erziehung — im 'Wörterbuch des Unmenschens' heißt es 'Schulung' — auf ideologischer Grundlage anstrebte. Es waren

immer 'weltanschauliche' Themen, die auf den 'Heimabenden' behandelt wurden, und der schulfreie Samstag als Staatsjugendtag diente vormilitärischer Ausbildung. Zu fundierter Weltsicht drang man hier nicht vor. Hitler meinte zur Jugenderziehung:

»In meinen Ordensburgen wird eine Jugend heranwachsen, vor der sich die Welt erschrecken wird ... Eine gewaltsame, herrische, grausame Jugend will ich ... Ich will keine intellektuelle Erziehung ... Sie sollen mir in den schwierigsten Proben die Todesfurcht besiegen lernen. Das ist die Stufe der heroischen Jugend« (Zitiert nach W. Hofer: 'Der Nationalsozialismus'. Frankfurt/M. 1957, S. 88).

Kann man sich einen größeren Gegensatz vorstellen zum Geist humanistischer Gymnasien, der über ein Jahrhundert Leitbild deutscher Schulen war? Gab es einen größeren Gegensatz auch zur christlichen Tradition, die den Aachener Raum geprägt hat? Schon in den ersten Jahren des Dritten Reiches hatte der Berichterstatter der Staatspolizei von so zahlreichen oppositionellen Regungen im Aachener Raum berichtet, daß man von 'Volksopposition im Polizeistaat' sprechen kann. Diese Volksopposition, die im Jahre 1937 anlässlich der Heiligtumsfahrt einen weithin beachteten Höhepunkt erlebte, stand in krassem Gegensatz zum Nationalsozialismus, der den Menschen bald zum 'Gottmenschen' hinaufhob, bald zum bloßen 'Material' erniedrigte, das auf dem 'Schlachtfeld verheizt' wird. Vom Widerspruch dagegen waren noch zahlreiche Jugendliche durch Schule und Elternhaus geprägt, als man sie mit 15 Jahren an die Flak schickte. Diesen Plan faßte Göring schon im September 1942, und die Jugendführung war einverstanden, wenn die Aktion als Kriegseinsatz der HJ ausgegeben würde. Doch vorher kommt es auf höchster Ebene zu einem Kompetenzstreit.

2. Kompetenzstreit auf höchster Ebene

Eindeutigen Protest legt Reichsminister a. D. Hjalmar Schacht ein. Anfang Dezember 1942 schreibt er an den ObdL Hermann Göring:

»Sehr geehrter Herr Reichsmarschall!

Im Kanzleiwege kommt mir der Entwurf Ihrer Verordnung betr. Einziehung fünfzehnjähriger Schüler zum Kriegsdienst zur Kenntnis. Wie Sie wissen, bin ich seit Ende 1937 nur noch nomineller Reichsminister ohne Amtsbereich. Kabinetsberatungen haben seit 1938 nicht mehr

stattgefunden. Zu irgendwelchen Ministerbesprechungen bin ich nie mehr hinzugezogen worden. Ich lebe ganz auf dem Lande und völlig zurückgezogen. Seit einigen Monaten ist mir das Hören ausländischer Sender ausdrücklich verboten worden, so daß ich meine ganze Kenntnis über die militärische, wirtschaftliche und politische Lage aus keiner anderen Quelle schöpfen kann als jeder kritisch eingestellte Deutsche, deren Zahl man auch in der sogenannten breiten Masse nicht unterschätzen sollte. Da ich nicht Mitglied des Reichsverteidigungsrates bin, habe ich auch an der Verabschiedung des Entwurfes nicht mitzuwirken. Obwohl ich mich also von jeder Verantwortung frei weiß, treibt mich doch mein Gewissen und der Wunsch, mich keines Versäumnisses schuldig zu machen, zu diesen Zeilen. ... Daß die Fünfzehnjährigen eingezogen werden, mag militärisch notwendig sein, wird aber für die Siegeszuversicht der deutschen Bevölkerung zu einer schweren Belastung . . . « (Nach Hjalmar Schacht: 76 Jahre meines Lebens. München 1953, S. 527).

Der Chef der Reichskanzlei teilte dem aufbegehrenden ehemaligen Finanzminister lakonisch mit:

»Der Führer hat sich mit Rücksicht auf Ihre Gesamthaltung im gegenwärtigen Schicksalskampf der deutschen Nation entschlossen, Sie zunächst aus Ihrem Amt als Reichsminister zu verabschieden« (a. a. O., S. 529).

Gleichzeitig wurde Schacht von Göring wegen seines 'defaitistischen, die Widerstandskraft des deutschen Volkes untergrabenden' Briefes aus dem Preußischen Staatsrat ausgeschlossen (Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918–1945, Bd. 19, Berlin o. J., S. 393).

Aber auch der sonst gar nicht so zimperliche Leiter der Parteikanzlei, Martin Bormann, versucht den Plan des zweiten Mannes im Dritten Reich mit allen Mitteln zu vereiteln. Neben der Rivalität, wie sie den Kampf der Satrapen immer befähigt, könnte hier vielleicht auch der Vater einer kinderreichen Familie sprechen. Jedenfalls läßt Bormann den OBdL am 21. 12. 1942 wissen:

»Dem mir zugeleiteten Entwurf über die Durchführung des Einsatzes der Jugend als Luftwaffenhelpfer kann ich . . . nicht zustimmen. Auf unsere Feinde wie auf das neutrale Ausland wird eine überstürzte Einziehung von Jugendlichen wie ein Fanal wirken. Das Schlagwort der gegen uns gerichteten Propaganda wird lauten: Deutschland sei am Ende seiner

Kräfte angelangt und müsse als letzten Ausweg zur Rekrutierung seiner Kinder schreiten . . .« (BA: R 21/525 fol. 164).

Nach Stalingrad ist Bormann einverstanden, glaubt aber, solch einschneidende Maßnahmen müßten den 'Volksgenossen' erst schmackhaft gemacht werden. Er läßt daher seine Amtsleiter wissen:

»Umfang und Bedeutung dieses Einsatzes erfordern die Mitwirkung der Partei; ihre Aufgabe ist es vor allem, den Eltern über die Notwendigkeit Aufklärung zu geben. Zu diesem Zwecke werden von den verantwortlichen Leitern der Schulen im Einvernehmen mit den Kreisleitern Elternversammlungen einberufen. Im Mittelpunkt steht die Rede des Hoheitsträgers, für dessen Gedankengang der beiliegende Entwurf zu verwerten ist.«

Hier hieß es dann unter 'Richtlinien für die Aufklärungsrede des Hoheitsträgers der NSDAP für die Einberufung der Jugendlichen':

»Das deutsche Volk steht im größten Existenzkampf seiner Geschichte. . . Wenn der Krieg bisher siegreich geführt werden konnte, verdanken wir es der Einsicht und dem Genie unseres Führers. Nachdem er zunächst versucht hat, die kriegerische Auseinandersetzung zu vermeiden, hat er dann aber, als der Krieg uns vom Judentum, Kommunismus und Plutokratie aufgezwungen worden war, immer die richtigen Mittel angewandt. Der Führer hat aber nicht nur immer die richtigen Mittel angewandt, sondern auch zum richtigen Zeitpunkt eingesetzt . . . Im Zuge dieser Notwendigkeiten muß auch die Einziehung der Jugendlichen von dem vollendeten 15. Lebensjahre an erfolgen. Der Führer hält diesen Weg zur Stärkung unserer Kampfkraft für nötig. Die Vergangenheit hat gezeigt, daß wir dem Führer blind vertrauen können. Es ist auch jetzt nötig, bei dieser Maßnahme dem Führer zu vertrauen. Ich weiß, daß das ganze deutsche Volk immer zum Führer gestanden hat, wenn er es aufrief. Ich weiß daher auch, daß jetzt alle Eltern die Notwendigkeit dieser Maßnahme einsehen, und daß alle Jungen, die einen Gestellungsbefehl erhalten haben, begeistert ihren Dienst antreten werden. Was wir tun, tun wir für Deutschland, was wir haben, geben wir und setzen wir für Deutschland ein. Der Führer führt uns, wir glauben an ihn, wir glauben an seinen Sieg und deshalb werden wir überall, wohin wir gestellt werden, unsere Pflicht tun. In diesem Sinne grüßen wir unseren Führer; unser Siegheil soll gleichzeitig die Verpflichtung sein, überall, wo und wann es sei, unsere Pflicht in

diesem Kampf zu tun. Das geloben wir dem Führer« (BA: NS 6/vorl. 344; Rundschreiben Nr. 7/43 g vom 27.1.1943 aus dem Führerhauptquartier).

So ging es auch in Aachen über die Bühne. Am ausgebombten Wilhelmsgymnasium mußten sich die Eltern in der Baugewerbeschule versammeln, wo der berüchtigte ehemalige Bannführer Tersteegen glänzte.

»Und da hat Herr Tersteegen in einer Weise die Eltern, die Bourgeoisie, die Schüler, die eben nicht in Munitionsfabriken als Arbeiter tätig waren, heruntergeputzt nach Strich und Faden und gesagt, die Kinder gehörten dem Staat, und der Staat ist in höchster Gefahr, und die Kinder werden euch weggenommen, und sie haben dem Vaterland zu dienen, usw. Und da ist mir noch sehr gut in Erinnerung, daß meine Mutter, heulend vor Wut, vom Blücherplatz bis nach Hause gegangen ist, bis zur Eupener Straße, oben hier bei Linzenshäuschen, und, also mit Tränen in den Augen, ankam, und das schilderte. und sagte: „So, Jung, du mußt auch jetzt zu den Soldaten“« (Tbd.Int. Nr. 3: KWO; Jhg. 26).

3. Reaktionen bei Eltern und Schülern

Natürlich waren die meisten Eltern nicht begeistert, anders als ihre Söhne, die sich freuten, der Trigonometrie, dem Cäsar und dem Passé simple so zu entrinnen. Direktor Dreesen schien Proteste der Eltern erwartet, vielleicht sogar ermutigt zu haben. Eltern, die sich durchsetzen konnten, wußten hie und da für ihre Söhne Atteste zu erhalten.

»Meine Mutter hat sich mit anderen zusammengesetzt, da waren wenige, die den Mut hatten, das zu verweigern; und die haben das über ein ärztliches Attest gemacht und ließen durch einen befreundeten Arzt nachweisen, daß der Junge einen Herzfehler hatte. Aber der hat dann oft bittere Tränen geweint, daß er zuhause' bleiben sollte, in der Schule. Wir hatten einen, der hatte bei einem Chemieversuch ein Auge verloren, der war furchtbar traurig, daß er nicht mitdurfte« (Tbd.Int. Nr. 31: KKG; Jhg. 26).

»Einige, das muß sicher hinzugefügt werden, haben auch sofort zugesehen, daß sie irgendwie ihre Söhne vor dem Zugriff des Staates schützen konnten. Es kam nachher sogar das Gerücht auf, als wenn gerade die Söhne von Ärzten sich damals als besonders krank und anfällig erwiesen hätten. Was die Statistik angeht, muß das stimmen, denn

tatsächlich ist es Vätern gelungen, die Söhne auf irgendeine Weise als krank anerkannt zu bekommen« (Tbd.-Int. Nr. 33: KKG; Jhg. 26).

»Mein Vater war der Meinung, daß das eine Art letztes Mittel ist. Aber Debatten, ob das zu umgehen sei, wurden nicht geführt« (Tbd.Int. Nr. 14: Hi.Sch.; Jhg. 26).

»Als ich nach Hause kam und sagte: „Ich bin auch dabei“, haben meine Eltern gesagt: „Wenn es denn sein muß.“ Von den Lehrern kam überhaupt kein Echo; die waren nur Weitergeber von dem, was von oben kam« (Tbd.Int. Nr. 41: Hi.Sch.; Jhg. 27).

»Sich zu widersetzen, daß wir eingezogen wurden, das dürfte vergeblich gewesen sein. Unsere Eltern, die Schule haben uns geholfen, die Situation erträglich zu machen. Unterschriftenaktioner (wie heute), das wäre sinnlos gewesen« (Tbd.Int. Nr. 44: OSch Eschweiler; Jhg. 26).

»Als mein jüngster Sohn im Januar 44 zu den LwH eingezogen wurde, da war es zu Ende mit meiner Beherrschung. Ich fand es empörend, daß man diese Kinder in so jungen Jahren wegholte. Meine beiden ältesten Jungen und mein Mann waren bereits an der Front, und mir stand damals die Szene lebhaft vor Augen, als mein Mann im August 39 den Stellungsbefehl bekam. Ich könnte Ihnen die Stelle auf dem Bahnhof Recklinghausen noch heute zeigen. Ehe er den Zug nach Hamburg bestieg, sagte er mir beim Abschied: „Sei froh, daß der Krieg jetzt kommt, aber ich fürchte, du wirst noch erleben, daß der Franz (Jhg. 23) eingezogen wird und auch der Bernd (Jhg. 25). Bete, daß nicht auch noch der Heinz eingezogen wird!“ Diese Sätze waren mir so fest im Gedächtnis, als der nun auch noch wegmußte und ich alleine zurückblieb in dem großen Haus, das dann kurz darauf durch Bomben fast ganz zerstört wurde. Ich ging dann als Ausgebombte zu meinen Verwandten nach Laurensberg und konnte fast täglich auf dem Weg zur alten Wohnung in der Batterie einen Besuch machen, mich für ein Viertelstündchen mit ihm unterhalten, obwohl der nicht viel sagte. Gesehen hab' ich einmal, wie ich mit einem Uffz. sprach, da mußte er eine ganze halbe Stunde lang stramm stehen zur Straße mit Händen an der Hosennaht . . . Die Uffz. sahen die Elternbesuche nicht gerne, aber mir genügte es, eine Viertelstunde wieder mit ihm gesprochen zu haben . . . Wir, mein Mann und ich, hielten das, was mit den Jungen geschah, für ein Verbrechen, und der Junge kannte unsere Einstellung« (Mdl. Int. Nr. 27: Schülermutter; Jhg. 1896).

»Die Eltern haben ungern gesehen, daß ihre Söhne zum Dienst herangezogen wurden. Wenn sich aber Eltern geweigert hätten, die hätte man glatt wegen 'Wehrkraftzersetzung vor einen Volksgerichtshof gestellt'« (Tbd.Int. Nr. 6: Uffz. am techn. Gerät; Jhg. 1908; Hochschullehrer — Vgl. auch WDR Köln: Flakhelfer im Einsatz, Manuskript der Schulfunksendung vom 11. 6.1971, S. 2).

Von seinem Direktor erzählt ein ehemaliger Karlpennäler, heute Stadtpfarrer in Aachen:

»Als wir wegmußten zur Flak, da sagte er im Scherz, wir wußten alle, wie das gemeint war: Wenn ihr jetzt zum Militär kommt, dann meldet Euch zum Troß! Da ist 1870 nur einer tot geblieben, und der ist vom Pferd gefallen. Das war der 'Wehrertüchtigungsgeist' an unserer Schule. Das spürten wir sehr schnell: Da war keine Begeisterung« (Tbd.Int. Nr. 1: KKG; Jhg. 27).

Ein Jahr später, als OStD Dreesen das Instrument 'Elternversammlung' besser beherrschte und bei der 'KinderlandVerschickung' erprobt hatte, wurde Elternprotest aktenkundig. In einem Brief an den Oberschulrat heißt es:

»Am vergangenen Dienstag war die Elternversammlung der Luftwaffenhelpfer. Mancher Vater machte dabei aus seinem Herzen keine Mördergrube . . .« (KKG: Akte A 10, 1935 ff. Brief an OSch.R Küppersbusch vom 4. 1. 1944).

In Jülich brummte einer laut: „Das sind doch noch Kinder!“ Aber hier wie in Monschau machte der Batteriechef, der die Mütter beruhigte, eine so gute Figur, daß man sich in das Unabänderliche schickte. Aus Berlin berichtet ein Luftwaffenhelpfer über die Haltung der älteren Generation:

»Kritik habe ich nicht gehört, womit ich nicht sagen will, daß sie nicht geübt worden ist; sie hielt sich bloß im Hintergrund. Man mußte ja vorsichtig sein; denn es gab auch Leute, die einen hintenherum anschwärzten bei der Partei. Bedenken bestanden sicher von verschiedenen Seiten. Darüber wurden ja auch irgendwelche Witze gemacht: Das LH = Luftwaffenhelpfer auf der Uniform, das deuteten wir um: 'Letzte Hoffnung' . . .« (Tbd.Int. Nr. 28: Berlin; Jhg. 27).

»Von älteren Leuten wurden wir oft bedauert: „Die armen Jungens“, und das wollten wir wieder nicht« (Tbd.Int. Nr. 8: Realschule Aachen).

»Kurz vor unserer Einberufung wurden wir an einem Abend zwischen 8 und 9 in die Pfarrkirche eingeladen. Da hielt uns ein Geistlicher eine Art

'Standesvortrag'. Es ging wohl auch darum, uns moralisch zu festigen. Beim Abschied gab er uns den 'spanischen Rosenkranz' (Metallring aus Messing mit einem Kreuz und zehn Zinnen) und ein Gebetbuch mit gelbem Umschlag, auf dessen erster Seite ein 'Gebet für den Führer' stand« (Mdl. Int. Nr. 95: OSch. St. Vith; Jhg. 28).

Mehr wie auf einem Befehlsempfang geht es in Malmedy zu, als zum zweiten Mal Jungen wallonischer und deutscher Herkunft die Oberschule verlassen, um mehrere Bahnstunden entfernt in Aachen Flakkanonen zu bedienen.

»Wir haben Bescheid bekommen, daß unsere Klasse geschlossen eingezogen würde. Das war genau eine militärische Musterung, wir wurden auf Herz und Nieren geprüft. Am 12. Januar dann haben sich die Eltern eingefunden. Wir standen auf dem Spielhof angetreten. Und da hielt man eine Ansprache. Ich glaube, der Direktor hat noch einige Worte zu uns gesprochen, im Sinne des Volkes und Vaterlandes: 'Die Pflicht ruft!' Man empfand ja auch, daß man einen Beitrag leisten sollte. Man war durch die nationalsozialistische Jugendorganisation und durch die Wehrertüchtigung darauf vorbereitet . . . Dann trat ein Unteroffizier vor; dann hieß es:

„Der und der und der, austreten!“ Und das waren Jungs, die immer groß den Mund aufgerissen hatten, und die kamen nun durch ihre Verbindung zur Partei davon weg! Der Uffz. übernahm das Kommando, nachdem der Offizier ein paar Worte zu uns gesprochen hatte: „Rrechts um! — Im Gleichschritt — marsch!“ Ich kann mich noch erinnern, daß meine Mutter neben uns marschiert ist und weinte. Das war wohl etwas, das einen nachdenklich stimmte, aber man marschierte im Glied und hatte seinen Kameraden neben sich« (Tbd.Int. Nr. 25: OSch. Malmedy; Jhg. 28).

Im ebenfalls 'eingegliederten' St. Vith gab es zum gleichen Termin noch eine Elternversammlung. Einer der Fünfzehnjährigen, die damals dabei waren, wundert sich heute:

»Man muß das aus der Zeit sehen, aber wenn ich noch an die Elternversammlung denke, dann sehe ich den Offizier da vorne stehen und höre noch die Fragen der Eltern. Hier fragte einer — da wurden verschiedene Fragen gestellt, ich seh' noch den Offizier an der Tafel —: „Werden diese Jahre, die die Kinder jetzt mitmachen — an der Flak —

ihnen später angerechnet, irgenwie auf die Dienstzeit, beim Militär oder so?“ Wenn ich das von heut' betrachte, find' ich die Sache grausam . . . Die Eltern sind also im ganzen einverstanden, die denken in dem Augenblick an 'Dienstzeit', an eine Pensionsberechtigung, wenn das Kind mit 15 Jahren aus dem Elternhaus genommen wird. Diesen Leuten wurde das schmackhaft gemacht, wir würden es heute objektiver betrachten« (Tbd.Int. Nr. 27: St. Vith; Jhg. 28).

Freilich konnten die Möglichkeiten, für die Söhne einen Ausweg zu suchen, nicht öffentlich diskutiert werden. Eine Möglichkeit scheint es sogar noch beim zweiten Termin gegeben zu haben: die Abmeldung von der Oberschule und der Eintritt in den Beruf. Überdies gibt es sogar Briefe von ratlosen Müttern, die in diesen Jahren Direktoren geradezu bestürmen, den Sohn 'sitzen zu lassen' (MdL Int. 1962 mit OStD J. Hi.Schule). Einen Versuch entsprechender Art scheint ein Vater erwogen zu haben, dessen Sohn aber bei den Parteidiktativen nicht gut angeschrieben war, weil man ihn verdächtigt, ja sogar verhaftet hatte 'wegen verbotener Fortsetzung der illegalen Tätigkeit katholischer Bünde':

»Mein Vater hätte gerne gehabt, daß ich bei der Sparkasse angefangen hätte. Und da sagte man uns beiden, als wir da zum Arbeitsamt gingen, daß ich als 'politisch nicht Zuverlässiger' für eine Stelle im öffentlichen Dienst nicht tauglich sei. „Jetzt gehst du zur Fabrik oder in Gottes Namen zu den Flakhelfern!“ sagte mein Vater zu mir« (Tbd.Int. Nr. 43: KKG; Jhg. 27).

Noch weiter gingen nach Aussagen ihrer Klassenkameraden zwei Schüler am KKG, die in ihrer grundsätzlichen Opposition einen Weg wählten, den man damals, wenn die Sache herauskam, als 'Wehrkraftzersetzung' durch 'Selbstverstümmelung' unter härteste Strafen stellte. Dahinter stand, so versichern die Gewährsleute (MdL Int. Nr. 50; Tbd.Int. Nr. 31), das Elternhaus. Die Klassengemeinschaft wußte davon und billigte z. T. diesen Schritt. Zur Erklärung dieses ungewöhnlichen Schrittes heißt es, nachdem die Rolle des langjährigen Klassenleiters gewürdigt worden ist:

»Diese Schule hier hat sich sehr stark abgesetzt von gewissen Schulen in Aachen. Sie war verschrien als konservativ und nicht nationalsozialistisch, weil sie stark katholisch orientiert war. Der Widerstand gegen den NS bildete sich um kath. Gruppen, z. B. Neudeutschland. Wir hatten hier unter einem Jesuitenpater regelrecht eine Widerstandsgruppe, die sich nur bei Nacht und Nebel treffen durfte, denn

die Jesuiten waren ausgewiesen worden von den Nazis. Der kam also schwarz über die Grenze — die Grenze war der Rhein — kam verkleidet und im Dunkeln nach Aachen, weil hier keine SJ mehr sein durften. Wir versammelten uns noch, brachten Briefe, Informationen teilweise nach Belgien und Frankreich weiter. Wir wußten zwar nicht wofür, aber daß das gegen das Regime ging« (Tbd.Int. Nr. 31: KKG; Jhg. 26).

Das waren nun freilich die ältesten Luftwaffenhelpfer, der Rest einer Unterprima (Kl. 7), deren Mitschüler schon einberufen waren. Unter ihresgleichen bestimmt auch eine Ausnahme.

»Diese ganze Luftwaffenhelperei war in der Lage, einen pubertären Abenteuersinn zu befriedigen; das ist nicht nur zurückzuführen auf ideologische Verseuchung . . . Und ich glaube auch nicht, daß uns die Propaganda-Maschinerie so weit besoffen reden konnte, daß wir aus dem Gedanken: „Wir wollen dem NS-Heldenideal nacheifern“ uns der Sache zugewandt hätten . . . Es war so etwas wie ein frühzeitiges Männlichwerden, daß wir uns geweigert haben, diese HJ-Binden zu tragen, weil, wenn schon, dann wollten wir nicht Jungen oder Hitler-Jungen sein, sondern Soldaten. Soldat, das war eben verknüpft mit 'Mann-sein' in einem Alter, wo man es durchaus nicht ist. Also ein vorgezogenes Männlichkeitsbewußtsein mit den dazu gehörigen Erscheinungen« (Tbd.Int. Nr. 11: G.L.Sch.; Jhg. 27; z. Zt. Stud.Dir.).

Um so unbekümmter gingen die Sekundaner in das neue Abenteuer und spielten bald in der Geschützstellung (Mdl. Int. Nr. 50) Verstecken und Räuber und Gendarm mit jener Kindlichkeit, derer ein Fünfzehnjähriger manchmal noch fähig ist. Viele Motive gab es, sich willig dem Neuen zu öffnen, der Schule den Rücken zu kehren. Das mußte nicht immer Übereinstimmung mit der offiziellen Linie sein, auch nicht lediglich Abenteuerlust; denn mancher, der von Haus aus den Nationalsozialismus nicht schätzte, machte feine Unterschiede zwischen Partei und Wehrmacht. 1945 war unter denkenden Leuten ein negatives Kriegsende abzusehen.

»Das „letzte Aufgebot“ haben sie uns ja genannt, das nun noch in so einen wahnsinnigen Krieg hineingeworfen wurde. Wir hatten PGs unter den Lehrern — ich muß sagen, hier am KKG waren das sehr wenige — die hielten flammende Reden, daß wir gerade richtig kämen, um das Vaterland zu retten. Wir hielten das für überspannt, waren aber andererseits sehr stolz, daß wir Soldaten werden sollten. Wir waren die kleinen dummen Jungens. Man erlebte das ständig; die höheren Klassen wurden eingezogen,

kamen in einer todschicken Uniform mit Ritterkreuz wieder, dann wurde große Schulversammlung gemacht, ein Abiturient geehrt, der — was weiß ich — 20 Flugzeuge abgeschossen hatte . . . Das waren ja denn die Helden, und wir dachten: „Ob wir auch noch mal hinkommen und das schaffen?“« (Tbd.Int. Nr. 31: KKG; Jhg. 26; z. Zt. Architekt).

»Mit 15, 16 ist einem die Schule nicht oder nicht mehr so unlieb, daß man sich freut, in einen solchen Status hineinzukommen. Der Drill, der damit verbunden war und die Unannehmlichkeiten des Lebens hat man, zumindest in der damaligen Zeit, wohl nicht so empfunden. Ich könnte mir vorstellen, daß Gleichaltrige von heute, die in diese Situation hereinkämen, das als Zwang und Notwendigkeit ansähen, sich da auch verhältnismäßig schnell hereinfinden würden« (Tbd.Int. Nr. 33: KKG; Jhg. 27; z. Zt. Chefredakteur).

»Uns blieb ja nichts anderes übrig. Ich habe weder eine offene noch eine stillschweigende Opposition festgestellt. Ich muß aber auch sagen, es war keinerlei Begeisterung dabei. Wir haben das von unsren Vätern gehört, im Ersten Weltkrieg, die sind 1914 mit Hurra auf den Lippen zum Militär gegangen. 1914 muß ja allgemein in Deutschland eine Kriegsbegeisterung gewesen sein, das konnte man 1939 nicht feststellen. Das wurd' mehr gelassen hingenommen. Und in den Kriegsjahren, je mehr der Krieg fortschritt und man wußte, wie hart ein Krieg sein kann — an der Front und die Luftangriffe zuhause — da wurde man, man kann sagen: immer härter. Aber von einer Begeisterung? Es ist keiner von uns mit Hurra von der Schule weggestürmt und hat gesagt: „Hurra! Jetzt komm' ich endlich zum Militär und brauch' nicht mehr die blöde Schule zu besuchen“« (Tbd.Int. Nr. 32: KKG; Jhg. 26; Einsatz i. d. KLV, vom Flakeinsatz uk).

»Wir kamen aus einer tiefschwarzen Gegend, geprägt von diesem Geist. Die Begeisterung, mit der wir in die Batterien gingen, kam sicherlich nicht aus den Nazis. Zeichen dafür war auch, daß wir die HJ-Armbinden von der Uniform runternahmen, wenn wir konnten. Die Begeisterung kam aus einem gewissen Bereich. Wenn man also aufgefordert wurde, das Instrument, jetzt unabhängig davon, ob das 'ne Waffe war oder keine, zu beherrschen, daß man also die Zusammenhänge zwischen einem Verschluß, einem Rohr, einer Rohrhülse erfaßte, viel schneller eben als mancher der Soldaten, die da waren . . .« (Tbd.Int. Nr. 35: OSch. Jülich; Jhg. 28; Dr. rer. pol.).

»Begeistert war ich nicht. Mein ältester Bruder hatte mir über den Schrecken des Krieges erzählt . . . Ich gestehe ein, daß es eine Abwechslung in dem an und für sich tristen Schülerdasein bedeutete. . . Wir haben eine Aufgabe, die sonst nicht Jugendlichen zufällt, etwas . . ., das der heutigen Jugend sicher in manchem Falle fehlt, sich irgendwo bewähren zu können und nicht nur mit 'ner 750er BMW mit Integralhelm durch die Gegend zu rasen und dann zu zeigen, der 'Braut' zu zeigen: „Jetzt mußt Du Dich an mich klammern und jetzt rase ich mit Dir mal . . .“ Sich engagieren, mit anderen auskommen, gemeinsame Aufgabe haben, das hat dann schon zur Persönlichkeitsentwicklung beigetragen . . . Daß wir als junge Menschen einen Soldaten vollständig ersetzen, hob das Selbstbewußtsein. Du hattest das Gefühl, du wirst ernst genommen« (TbdInt. Nr. 3: KWO; Jhg. 26; Dr. med.).

»Begeistert bin ich von alledem nicht gewesen, so sehr mir auch die Unterbrechung des Schulalltags willkommen war. Bei freiwilliger Meldung wäre ich möglicherweise trotz allem hingegangen, weil ich nicht hätte abseits stehen wollen . . . Gruppenzwang . . . das ist das richtige Wort« (MdL Int. Nr. 26: G.L.Sch.; Jhg. 26; Dr. med. dent.).

»Wir sind mit ziemlich diffuser Erwartung losgezogen, und sicher auch erst 'mal mit unreifer Freude, daß die Schule irgendwie 'mal gestört wurde. Die Eltern waren tief betroffen, und wir konnten deren Erschrockensein und deren Widerwillen gegen all das, was auf uns zukam, nicht so ganz richtig verstehen« (Tbd.Int. Nr. 1: KKG; Stadtpfarrer).

»Unsere Reaktion bei der Einberufung war alles andere als Begeisterung. Wir empfanden das alles als einen bösen Zwang, dem wir uns nicht entziehen konnten. Das war eine Situation, der ich nichts Positives abgewinnen konnte . . . Wir hörten dann ja auch die Goebbelsrede in der Kantine beim Gemeinschaftsempfang. Lähmendes Entsetzen war die Reaktion, ganz das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung« (MdL Int. Nr. 25: Hi.Sch.; Dr. phil.).

»Wir sind politisch nicht in der Lage gewesen, uns zu orientieren. Wir haben ein gewisses Abenteuer darin gesehen. Ein nicht unwesentlicher Faktor war, daß wir alle zusammen als geschlossene Gemeinschaft hinkamen. Man hatte uns klar gemacht, daß man auf uns nicht verzichten könnte hier an der 'Heimatfront' und daß dadurch Soldaten für den Endsieg freigestellt werden konnten. Damit gab man uns einen gewissen Stolz: 'Wir sind berufen, dem Vaterland zu helfen!' Wir waren nicht so

kritisch, wie Sie das heute sind. Das hat uns einen Heidenspaß gemacht, mit den Waffen herumzuklappern. Ich kann mich noch entsinnen, daß meine Mutter sehr entsetzt darüber war und sagte: „Du bist doch noch viel zu jung, kann man sich denn nicht dagegen wehren?“ Wobei ich mich erinnern kann, daß ich es für ganz unmöglich gefunden habe, sich überhaupt dagegen zu wehren, wenn das ‚Vaterland‘ ruft. Dann war zunächst 'mal das Neue sehr beeindruckend: Da standen also die großen Kanonen, dann stand ein Funkmeßgerät da und ein Kommandogerät — das sind alles Dinge, die uns technisch sehr interessierten. Wir konnten es gar nicht erwarten, bis wir das erste Mal losballern durften; und das ging sehr schnell. Wir haben die ganze Sache von unserer damaligen Warte aus gar nicht so schlimm gesehen, wie es damals war und wie ich es heute im Rüdtblick als reifer erwachsener Mensch sehe. Man muß Perspektive damals — Perspektive heute unterscheiden« (Tbd.Int. Nr. 19; G.L.Sch.; Jhg. 26; z. Zt. Architekt).

»Vor allem hatten wir so eine Landsknechtsmentalität. Daß wir das für den „Führer“ taten, das war uns suspekt. Mich davor zu drücken, was manche taten, das hätt' ich als direkt unanständig empfunden« (Tbd.Int. Nr. 39: G.L.Sch.; Jhg. 28; Staatsanwalt).

»Irgendwie waren wir alle begeistert, das war so'n bißchen Abenteuer spielen; da hörte man nicht sehr auf die Eltern. Man war da auch jahrelang in diese Richtung gebracht worden, so daß wir ein bißchen stolz waren« (Tbd.Int. Nr. 7: G.L.Sch.; Jhg. 26; Kaufmann).

»Jungen in diesem Alter stimmen in jedem Fall zu, wenn sie mit Aufgaben betraut werden, die weit über ihre Altersmöglichkeiten hinausgehen« (Tbd.Int. Nr. 10: G.L.Sch.; Jhg. 27; Stud.prof., Dr. phil.).

»Die Reaktion bei uns Jungen war relativ optimistisch, wir waren ja wie alle Schüler froh, wenn mal Unterricht ausfiel. Und wenn der Schulbetrieb unterbrochen wurde, ein klein wenig. Wer nicht gerade ein Superstreber war, nichts anders kannte als Schule, begrüßte da ein klein bißchen dieses Leben, zumal ja Soldatsein Trumpf war. Unsere Väter und die Brüder, die waren ja an die Front gerufen. Das damals so hoch gepriesene ‚Heldentum‘ oder Soldatentum, das lag damals beinahe so etwas wie auf der Straße. Jeder wollte wenigstens ein klein wenig mit dabei gewesen sein. Vielleicht auch nur um zu sagen: „Guck 'mal, ich bin doch aus den Kinderschuhen herausgewachsen!“ Wir jungen Leute haben das nicht so tragisch empfunden. Die Eltern, die haben sich sicherlich schon mehr Gedanken

gemacht, waren aber im Endeffekt doch noch froh, daß wir so nahe bei ihnen waren, und vor allen Dingen konnten sie ja nun zum Wochenende zu uns kommen« (Tbd.Int. Nr. 44: OSch. Eschweiler; Jhg. 26; Rektor).

»Das war ein neuer Lebensabschnitt; man war in etwa begeistert. Man wäre noch lieber Marinehelfer geworden, weil die Uniform noch schöner war. Man hatte die Eltern beschwichtigt, daß die Kinder weiter zur Schule gingen und wir bekämen Verpflegungssatz I . . . « (Tbd.Int. Nr. 25: OSch. Malmedy; Jhg. 28; Wallon. Mutterspr.).

Die Presse, gleichgeschaltet mit Hilfe der 'Anweisungen' des Propagandaministeriums, brachte bis in den November hinein immer wieder einmal muntere Stimmungsbilder unter dem Motto: 'Ein Tag bei unseren LwH'. Es war da alles licht und hell, als wären die Jungen 'in Erholung'. Da bestand kaum ein Unterschied etwa zwischen dem Parteiorgan 'Westdeutscher Beobachter' und dem unter alter Flagge erscheinenden bürgerlichen 'Politischen Tageblatt'. In diesem 'bürgerlichen' Blatt waren höchstens die Berichte länger, die Erwähnung der LwH häufiger, die Jungen waren dann 'adretter', der Unterricht wichtiger, der Batteriechef 'zackiger'. Wer sollte sich da schon um anderer Leute Kinder Sorgen machen. Es hieß ja nicht jeder 'Schacht', und was der sich erlaubte, konnte ja doch keiner 'wagen'.

Die 'Frankfurter Zeitung' (87. Jhg., Nr. 99) kommentierte in einem Zweispalter 'Jungenhelfer der Luftwaffe':

»Natürlich bedeutet der neue Hilfsdienst der deutschen Jugend, der im Rahmen der totalen Mobilmachung aller Kräfte des deutschen Volkes auf Grund der Notdienstverordnung vom 15. Oktober 1938 geleistet wird, einen tiefen Einschnitt in die bisherige Lebensordnung der Jungen der höheren und mittleren Schulen, die älter als fünfzehn Jahre sind. Da es sich aber um eine sorgfältig vorbereitete Planung handelt und alle Maßnahmen getroffen wurden, damit Schädigungen für die Gesundheit der Jungen oder für den Unterricht ausgeschaltet werden (sic!). Man ist sich bewußt, daß aus den Reihen dieser Schüler der spätere Nachwuchs für die geistig führenden Berufe im militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebensbereich unseres Volkes gestellt werden muß und daß eine Vernachlässigung der körperlichen und geistigen Ausbildung bei der Dringlichkeit des Nachwuchses gerade für solche Berufe nicht zu verantworten wäre.

Die Sorge des Elternhauses um die Fortführung des Unterrichts für die Luftwaffenhelfer wollen ausführliche Richtlinien des Reichs-Erziehungs-

ministers . . . beseitigen. Jeder einsichtige Vater wird Verständnis dafür aufbringen, daß der Schulunterricht nicht in seinem bisherigen Rahmen aufrecht erhalten werden kann . . . mindestens 18 Wochenstunden im Dienstplan. Die Gesamtzahl der Unterrichtsstunden zeigt bereits den Umfang der Kürzung; sie hat die wissenschaftlichen Fächer nur wenig berührt. Als erträglich erscheint der Wegfall der Leibeserziehung; denn als Luftwaffenhelper werden die Jungen genügend Gelegenheit haben, sich körperlich zu ertüchtigen . . . Wenn nun theoretisch auch alle Fragen als geregt erscheinen, die sich aus dem Einsatz der Schüler ergeben, so wird die Praxis verschiedentlich Probleme aufwerfen, die doch geklärt werden müssen. Das wird Aufgabe des Betreuungslehrers sein, der für alle Fragen des Gemeinschaftslebens verantwortlich ist. Als ehemaliger Soldat wird er für verschiedene Nöte und Sorgen seiner Schützlinge das nötige Verständnis haben und in Gemeinschaft mit dem Einheitsführer der Luftwaffe überall da Abhilfe schaffen, wo es als notwendig erscheint. Die Nähe des Elternhauses — der Hilfsdienst wird am Wohnort oder doch in seiner unmittelbaren Nähe geleistet — wird den Jungen in der Zeit zugute kommen, in der sie im Dienst der Luftverteidigung stehen.

J.«

In der 'Deutschen Allgemeinen Zeitung' (Nr. 92, Jhg. 1943) ist der Tenor fast gleichlautend. Man darf gewiß in dem dort zeichnenden Willy Jung den gleichen Verfasser vermuten. Einige Akzente sind anders gesetzt. Deutlicher wird dabei das komplizierte Gehorsamsverhältnis gegenüber drei Vorgesetzten, denen der LwH unterstellt werden sollte.

» . . . Dem Einheitenführer der Luftwaffe steht der Betreuungslehrer zur Seite, dem die Fürsorge für die LwH obliegt. Sein Aufgabenbereich liegt außerhalb des Truppendifstes. Er ist der Verantwortliche für alle Angelegenheiten der Erziehung und des Gemeinschaftslebens und übt Strafgewalt aus in der Zeit, in der sich die Helper nicht im Truppen- oder HJ-Dienst befinden . . . Nach Möglichkeit sollen solche Lehrer zu BL bestellt werden, die Soldat gewesen sind. Bei ihrer Ernennung wird der Kreisleiter der NSDAP gehört. Auch sie tragen Uniform, und zwar die Lageruniform des NSLB . . . (blieb Papier — Widerruf durch den R.Min. f. E.W.V.) . . . Die vom LwH geforderte Dienstleistung gestattet es nicht, daß er . . . zu Hause schlafen kann . . . Die Jungen, die geschlossen der Jugendorganisation angehören, empfinden aber auch die Truppenunterkunft nicht als einschneidende Maßnahme, denn sie ist ihnen

durch Sommerlager der HJ und auch während ihres Ernteeinsatzes vertraut geworden. In soldatischer Form, die sich nach außen durch die Uniform, die sie erhalten werden, dokumentiert, wird daher die Zeit ihres Einsatzes verlaufen . . .’

Solche und ähnliche Töne weckten durchaus Begeisterung bei vielen Jugendlichen oder bestärkten wachsenden Stolz darauf, nun endlich ernst genommen zu werden. Nur selten hatten infolgedessen jene Väter Erfolg, die dem Sohn empfahlen, nur ja nicht zu verschweigen, daß er z. B. erst kürzlich eine schwere Bruchoperation durchgemacht habe und daher dienstuntauglich sei (MdL Int. Nr. 1: OSch. Eupen; Jhg. 28). Gegenüber solcher ’Lust zum Untergang’ — so sahen es die Mitglieder der älteren Generation angesichts der Katastrophen an allen Fronten bereits — waren viele Väter ratlos. Heute erklären sie sich die damalige Haltung ihrer Söhne so:

»Es wurden den Kindern Ideen eingeimpft, wo die Eltern nicht mit einverstanden waren. Die jungen Leute, die glaubten alles, was ihnen von der Hitlerjugend beigebracht wurde. Er war nicht zu beeinflussen in dieser Beziehung — Er wurde also gern Soldat. Er war begeistert. Die waren in der Hitlerjugend so erzogen, die hatten ihnen diesen Geist beigebracht; und er wollte Offizier werden. Die HJ hat ihn dazu erzogen, das Elternhaus nicht. Wir waren zu der Zeit machtlos. Die Eltern hatten absolut keinen Einfluß, als die zur Flak sollten. Das war eine Klasse, die gingen also geschlossen . . .

Die Schulleitung, die hatte einen sehr schweren Standpunkt im Dritten Reich. Die mußten eigentlich alle sehr heucheln, damit sie nicht selbst in Gefahr gerieten. Die Erziehung bei der Hitlerjugend war natürlich sehr einseitig, und das paßte den Jugendlichen besser wie die schulische Erziehung: Lagerfeuer und was denn alles so veranstaltet wurde, das war für die damalige Jugend interessanter als die Schule. Die Schule hatte es sehr schwer . . . Ich hätte den lieber hier behalten, aber das konnte ich nicht ohne Gefahr für die Familie. Er hätte aber auch nicht gewollt. Die Nachbarn waren da wenig interessiert, die hatten alle genug mit sich selbst zu tun bei den ständigen Bombenangriffen usw.« (Tbd.Int. Nr. 45: Betriebsingenieur; Jhg. 1896; Schülervater G.L.Sch.).

»Damals war ich begeistert, aber, was wir unseren Eltern damit angetan haben, als wir begeistert waren und die uns ziehen lassen mußten. Wie die darunter gelitten haben, das muß eine Tortur gewesen sein. Manche von uns sind zurückgekommen und haben niemand mehr wieder vorgefunden.

Zuletzt in Urlaub war ich am 9. August, als St. Vith den ersten Bombenangriff erlebte. Dann bin ich einmal schwarz hier gewesen . . . das war am 26. August, knapp drei Wochen vor dem Einmarsch der Amerikaner. Da machte mein Vater eine Andeutung, ich sollte dableiben: erstens wußte ich nicht wohin, das war zu gefährlich, und dann war meine Einstellung auch noch nicht dazubleiben. Ich sah es noch als meine Pflicht an, zurückzugehen . . . Man wäre sich als feig vorgekommen. Fahnenflucht und Desertieren, das wurde als so verwerflich hingestellt, worüber wir uns ja noch gar kein Urteil bilden konnten. Dann bin ich gegangen, obwohl mein Vater da die Andeutung machte. Dann sagte er mir — er brachte mich zum Bahnhof —: „Hoffentlich sehen wir uns noch 'mal wieder!“ — Und ich hab' nachher keinen mehr wiedergesehen. Das war das Ende bei uns. Was wir da unsern Eltern angetan haben« (Tbd.Int. Nr. 26: OSch. St. Vith; Jhg. 28).

Freilich sind auch nicht alle Oberschüler damals mit Begeisterung eingerückt.

»Ehe wir nach Jülich kamen, hatten wir noch ein Wehrertüchtigungslager mitzumachen. Den wenigen Hurra-Patrioten waren da schon die Zähne gezogen, und niemand zeigte Begeisterung, als es im Juli nach Jülich zur Flak ging. Ich weiß, wie unser Studienrat händeringend vor dem Offizier stand und sagte: „Lassen Sie doch den Assessor mitgehen, statt daß man den jetzt anderswohin einzieht!“ Aber der zuckte nur mit den Achseln. So fühlten wir uns in Jülich vollkommen verlassen, erst als Stud.R. W. von Jülich sich um uns als Betreuungslehrer kümmerte, besserte sich das etwas. Das war ein herzensguter Mann, aber er konnte nicht allzuviel erreichen, wie die Sache nun einmal war« (MdL Int. Nr. 84: OSch. Monschau; Jhg. 27; bis 23. 3. 44 Battr. Jülich, vorher Führer der St. Georgspfadfinder).

»Wir haben die Eltern unter Druck gesetzt, daß wir da mitmachen wollten, und waren stolz auf die schöne Uniform, die wir da kriegten. Wir wollten Soldaten sein, mit dem blauen Rock, da waren wir Männer« (Tbd.Int. Nr. 31: Mitglied der illegalen ND-Gruppe KKG).

»Ganz stolz waren wir auf das Koppelschloß, das mit dem Luftwaffenadler versehen war und nicht mit dem Hakenkreuz. Wir fühlten uns denn doch schon etwas wie die Soldaten« (Tbd.Int. Nr. 4: Mannschaftsführer in der 4. Battr.; KKG; Jhg. 26).

»Damals, das muß man, ohne rot zu werden, sagen, rausgenommen zu werden (wegen eines von den Eltern besorgten Attests) und nicht bei der

Klasse zu bleiben, . . . das wär' nicht ganz der Nas' nach gewesen. Wir hatten sogar den Robert S. bei uns, der ganz spät, als die Amis kamen und wir nach Hergenrath schossen, feststellte: „Teufel auch, ich hab' 'nen amerikanischen Paß und bin Luftwaffenhelper!“ Es war für ihn jetzt doch die Zeit zu sagen: „Ich absentiere mich hier!“ Der war dann auch in ein paar Stunden — ich glaub' nicht, daß das einen Tag gedauert hat — entlassen zu seiner Großmutter, die also hier wohnte, während seine Eltern in Amerika lebten. Der ging dann weg, wurde von den Amis 'befreit', repatriiert und anschließend eingezogen. Direkt nach Korea. Der ist unter Umgehung des Regens direkt in der Traufe gelandet« (Tbd.Int. Nr. 30: G.L.Sch.; Jhg. 27).

In Jülich hatte man den Sohn eines Bauernführers ausgemustert. Der Batteriechef berichtet:

»Und der war' doch so gerne bei seiner Klasse gewesen. Die ganze Klasse war Luftwaffenhelper, und wer es nicht ist, der wird gehängelt. Ich ließ mir den Jungen kommen, der W. war gesundheitlich gar nicht auf der Höhe. Der machte das Telefon, den haben wir mitgenommen, daß er nicht in Wind und Wetter brauchte« (Tbd.Int. Nr. 42: Batteriechef der le. Flak Jülich).

Was hier über die Einteilung der Helper sichtbar wird, bestätigt aus seiner Warte ein LwH:

»Von 1,85m bis 1,75m: Geschützstaffel; von 1,70m bis 1,50m: Meßtrupp; unter 1,50m Nachrichten. Wobei natürlich die Meßstaffel immer behauptet, sie sei der Intelligenzlertrupp, und die von der Geschützstaffel seien die Berserker, denen der Bizeps bis ins Gehirn gewachsen sei« (Tbd.Int. Nr. 30: G.L.Sch.; Jhg. 27).

Vor der Einberufung gab es natürlich überall eine ärztliche Untersuchung durch einen Medizinalrat. Mehr oder weniger flüchtig, sagen die einen: „Der hat nur die Plattfüße herausgestellt!“ Von gründlicherem Vorgehen berichten die anderen, denn es hätten ja zu viele mitgewollt, die körperlich durchaus noch nicht geeignet waren.

»Zu der Musterung erschien der Medizinalrat A. in der Schule. Es dürfte das einzige Mal gewesen sein, wo im KKG eine Musterung stattfand. Wir wurden fast alle als tauglich befunden, und es wurde uns zugleich mitgeteilt, daß wir uns alle am 15. Februar, einem Montag, am Salvatorberg einzufinden hätten, und zwar in HJ-Uniform . . . Wir kamen zum festgesetzten Zeitpunkt bei der Villa Springsfeld, oben am Salvatorberg,

zusammen — nicht nur wir, sondern die Schüler der betreffenden Klassen sämtlicher Aachener Schulen. Es begann nach festem Plan eine Verteilung, und dabei stellte sich heraus, daß im Gegensatz zu den Angehörigen der anderen Schulen die Klassen unserer Schule zusammenbleiben mußten, weil wir die einzigen waren, die Latein und Griechisch als Fremdsprachen behielten, wogegen die anderen ziemlich zusammengewürfelt wurden ...« (Tbd.Int. Nr. 33: KKG; Jhg. 27).

Gefühle und Überlegungen der Luftwaffenhelfer bei ihrer Einberufung und während ihres Einsatzes

(Horst Carl)

Nachdem Deutschland von 1943 an in die Defensive gedrängt worden war und Goebbels den totalen Krieg proklamiert hatte, versuchten Hitler und die anderen Verantwortlichen durch Entlastung der Heimatfront noch einmal eine Wende herbeizuführen. Damals war der Glauben der deutschen Bevölkerung an Hitler kaum erschüttert, und die anglo-amerikanischen Bombenangriffe großen Stils hatten gerade erst begonnen. Eine dieser Maßnahmen zur Entlastung der Heimatfront war die Einberufung von Schülern ab 15 Jahren an Flak-Geschütze. Wie verhielten sich nun diese Jungen damals, deren Leben eine entscheidende Veränderung erfuhr? Erfaßten sie überhaupt die Tragweite des Geschehens, und inwiefern änderte sich ihr Verhalten mit ihrem Einsatz? Bevor die Jungen zum Flak-Dienst, einberufen worden waren, waren sie fast ausnahmslos in der HJ gewesen. Dort versuchte man, sie an jedem eigenständigen politischen Denken zu hindern oder sie zumindest einseitig auszurichten. Sie waren ja praktisch in dieses Regime hineingeboren, und viele hatten seit ihrer Kindheit nichts anderes gekannt als dieses System; insofern hatten die meisten überhaupt kein politisches Bewußtsein gewonnen. Die Frage, ob dieser Krieg gerecht sei, hatten sie sich alle überhaupt nicht gestellt. So zweifelten selbst weniger Linientreue kaum an der Gerechtigkeit der Sache. Trotzdem verwundert es heute noch, daß sie sich meist mit Begeisterung der Einberufung stellten. Für diese auf den ersten Blick unverständliche Begeisterung gab es sehr viele, meist jugendpsychologische Gründe. Einer der Hauptgründe, der auch bei allen Interviews durchschien, war das Ernstgenommenwerden: Man hatte die Arbeit eines richtigen, erwachsenen Soldaten zu verrichten, also fühlte man sich auch als solcher und wollte als solcher angesehen werden.

Man wollte unbedingt für voll genommen werden, als erwachsen gelten. So ist es zu erklären, daß die Jungen fast alle, sobald sie Luftwaffenhelpfer waren, spontan ihre HJ-Binden ablegten, die sie befehlsgemäß am Arm zu tragen hatten, weil 'sie jetzt keine Pimpfe mehr sein wollten, sondern Männer' (Tbd.Int. Nr. 8). Das war aber nicht etwa Widerstand gegen die HJ oder gar gegen das System, sondern einfach jugendlicher Oppositionsgeist gegen alles, was von oben, von den Älteren kam. Einen zweiten wichtigen Grund muß man wohl ebenfalls aus der jugendlichen Psyche erklären.

Die HJ mit ihren Geländespielen und die nationalsozialistische Jugenderziehung mit ihren Heldenidealen und Idolen hatten es sehr geschickt verstanden, die jugendliche Abenteuerlust zu wecken und den Krieg, ja das ganze Leben als einen Kampf ums Dasein hinzustellen. So kam es dann auch, daß viele Jungen den Krieg und ihren Einsatz völlig falsch einschätzten. Eine gewisse, wie einer der Interviewten (Tbd.Int. Nr. 1) sagt, 'unreife Freude' hatte sie ergriffen. Es war einfach ein 'großer Jokus', ein Spiel für die Jungen, teils aus Unkenntnis der Lage, teils aus Unreife, aber hauptsächlich aus Abenteuerlust so betrachtet: „Als Junge sah man eben manches noch mehr unter dem sportlich-technischen Aspekt“, erklärt einer der Interviewten. Aber heute wie damals liegt es wohl im Wesen des Menschen, Krieg mit Kampf und Kampf mit Sport gleichzusetzen. Damals jedoch wurde dieser menschliche Wesenszug noch durch eine verbrecherische Propaganda ausgenutzt und aufgeputscht. Jugendliche Abenteuerlust mag ohnehin auch von unserem heutigen Standpunkt aus besser verständlich sein.

Verständlich auf jeden Fall auch für uns ist der natürliche Schulüberdrüß. Man war froh darüber, dem doch etwas 'tristen Schulalltag' zu entweichen. Bei manchen entwickelte sich aus dem Gefühl heraus, kein Schüler mehr zu sein, sondern Soldat, eine regelrechte Aversion gegen alles, was mit Schule, Partei, Kirche, kurz mit 'Obrigkeit' zu tun hatte. So brach z. B., als ihre Schule einen schweren Treffer erhielt, bei einer leichten Flak-Batterie ein regelrechter Freudentaumel aus (Tbd.Int. Nr. 8). Ein anderer Grund, der allerdings heute nicht gern genannt wird, ist der, daß viele Jungen damals (ganz besonders) von dem Gedanken begeistert waren, dem Vaterland zu dienen. Diesen Vaterlandsgedanken kennen wir in dieser Form heute nicht mehr, und unsere Generation kann es sich (heute) schlecht vorstellen, daß diese Jungen es als Ehre auffaßten, als Luftwaffenhelpfer dem Vaterlande zu dienen, und daß sie von diesem

Gedanken begeistert waren. Dieser Grund gilt allerdings bei weitem nicht für alle Luftwaffenhelper, besonders nicht für eine ganze Reihe aus dem Raume Aachen oder aus den ins Reich heimgekehrten Gebieten Eupen-Malmedy.

Die Eltern dieser Jungen waren fast alle katholisch und zu einem guten Teil keine überzeugten Nationalsozialisten. Die Mütter hatten selbstverständlich alle große Angst um ihre Söhne und versuchten, sie zurückzuhalten. Die Söhne zeigten aber für die elterliche Furcht überhaupt kein Verständnis. Besonders den Müttern hielten sie Überängstlichkeit vor und meinten, sie seien ja jetzt Männer, da brauchten sich die Mütter schon keine Sorgen um sie zu machen (Tbd.Int. Nr. 2). Das spricht in gewisser Weise für die Annahme, daß die Jungen im Gegensatz zu ihren Eltern den Ernst der Situation überhaupt nicht erfaßten. Fast alle Befragten bestätigten diese Tatsache. Sie hatten einfach noch nicht die nötige Reife, dies zu erkennen. In der Anfangszeit, besonders bei ihrer Einberufung, zeigt sich eine Diskrepanz zwischen dem Willen, Mann zu sein und als solcher zu gelten, und der nicht zu leugnenden geistigen Unreife (bei den meisten).

Es kam vor, daß die Luftwaffenhelper merkten, wie die Öffentlichkeit, die Leute auf der Straße, sie offen bedauerten und bemitleideten, was die Jungen natürlich auf keinen Fall wollten, denn sie wollten ja als Erwachsene angesehen werden. Oder aber sie wollten in Kinos gehen, in die man erst als 18jährige gehen konnte, auch hier machten sie geltend, sie seien ja jetzt Soldaten, also alt genug, wurden aber trotzdem nicht eingelassen mit dem Argument, sie seien doch noch Kinder. Das rief bei ihnen Enttäuschung, Unverständnis und Trotz hervor: „denen werden wir es schon zeigen!“

Doch entspricht wohl der Wahrheit, daß sie zu diesem Zeitpunkt weit eher als Kinder anzusehen waren denn als Männer, sowohl von geistiger als auch von körperlicher Reife her. Sie verstanden die Lehrer nicht, von denen sie wußten, daß sie im stillen das Regime ablehnten, opponierten teilweise gegen sie und waren ihnen z. T. wegen dieser Einstellung sogar regelrecht feindlich gesinnt.

Der Masse standen nur wenige Jungen gegenüber, die schon von Anfang an nicht begeistert waren, nämlich entweder in Belgiens Ostkantonen großgewordene Luftwaffenhelper oder aber Jungen (aus Aachen), denen von zu Hause ein Gegengewicht gegen die

nationalsozialistische Propaganda gegeben wurde. Nur einige 'Belgier' (es waren auf keinen Fall alle 'Belgier', die von dort einberufen wurden) waren deshalb nicht begeistert, weil sie sich nicht als Deutsche fühlten und nicht von den Idealen des NS-Regimes überzeugt waren; sie kamen also nur sehr ungern und warteten nur auf eine Möglichkeit, sich abzusetzen. Obwohl sie ihre Gefühle recht deutlich zeigten, sogar fremde Sender hörten, bestand zwischen ihnen und den deutschen Luftwaffenhelfern ein gutes Verhältnis.

Die deutschen Jungen, die nicht so begeistert waren, waren meist von zu Hause darauf vorbereitet worden, was sie erwartete, oder hatten Vater oder Brüder an der Front, die ihnen erzählten, wie schrecklich der Krieg in Wirklichkeit war. Doch die offizielle Ansicht vom Krieg herrschte vor und war zudem noch stark romantisiert.

Nachdem die Luftwaffenhelfer eingezogen waren, wurden sie eingekleidet und dann klassenweise auf einzelne Batterien im Umkreis Aachens verteilt. Die Trennung vom Elternhaus fiel nicht schwer, was man leicht aus dem Bestreben erklären kann, möglichst unabhängig zu sein. Die Baracken, in denen die Jungen wohnten, überhaupt die ganze Lebensweise in den Stellungen, war ziemlich primitiv. Auch das Essen war eher schlecht, obwohl die Jungen eine Zusatzration bekamen. Das machte ihnen aber zu Anfang nichts aus, weil sie das Gefühl hatten, als sei der Dienst bei der Flak „verlängertes Zeltlager“ (Tbd.Int. Nr. 4, 5). „Insofern störte uns die Primitivität unserer Behausung gar nicht, eher im Gegenteil. Eigentlich hat uns das Ganze von Anfang an Spaß gemacht“ (Tbd.Int. Nr. 7).

Auch hierbei zeigt sich wieder, wie geschickt es HJ und Behörden verstanden hatten, jugendliche Sehnsüchte und Abenteuerlust für ihre Zwecke auszunutzen. Es wird aber auch wieder sichtbar, wie wenig die Jungen die Situation erfaßten.

Der Dienst der Luftwaffenhelfer begann meistens sofort mit der Ausbildung am Geschütz. Die Ausbilder, die die Jungen im Gebrauch der Kanonen unterrichteten, waren meist einfache Soldaten.

Die Männer an den komplizierten Meßgeräten hatten meist Abitur. Sie verstanden sich sehr gut mit den Jungen. Ihnen fiel oft das sehr große technische Interesse der Jungen auf und deren Wunsch, die technischen Zusammenhänge zu erkennen (Tbd.Int. Nr. 20). Sie waren meistens auch angenehm überrascht von der Wißbegier der Jungen. Den Jungen

wiederum machte die Ausbildung an Geschütz und Meßgerät Spaß. Allerdings verstärkte das noch ihren Glauben, das Arbeiten am Geschütz sei technische Spielerei.

Ganz anders war demgegenüber das Verhältnis zu ihren direkten Vorgesetzten. Wenn es auch manche Vorgesetzte — sie hießen 'Betreuungsunteroffiziere' — gab, die die Jungen mit Rücksicht auf ihre schwierige Lage verständnisvoll behandelten, gab es doch auch viele, die die Jungen von Anfang an bis zur Weißglut schikanierten. Aber hier hatten sie nicht mit zwei Faktoren gerechnet, die ganz besonders zu Beginn bei den Luftwaffenhelfern auftraten: ihre Solidarität miteinander und ihr jugendlicher Oppositionsgeist. Da die Jungen klassenweise zusammengerufen worden waren, kannten sie sich alle sehr gut. Deshalb konnten die Unteroffiziere bei ihren Schikanen die Jungen nicht gegeneinander ausspielen. Zumindest am Anfang wurden alle Schikanen von den Jungen mit Humor aufgenommen, die Unteroffiziere wurden teilweise lächerlich gemacht. Erst später, als es Oberluftwaffenhelfer gab, die sich den Jüngeren gegenüber als 'alte Hasen' aufspielten, wurde das zuweilen anders. Anfangs hatten die Jungen infolge ihrer Jugend und Unerfahrenheit auch kein richtiges Verhältnis zu militärischem Drill und Gehorsam. „Wir waren uns nicht bewußt, was es hieß, einen Befehl zu mißachten“ (Tbd.Int. Nr. 38). Nur so ist die Episode zu erklären, die sich bei einer Abteilung Luftwaffenhelfern des Kaiser-Karls-Gymnasiums am ersten Sonntag während des Dienstes abspielte. Die Jungen waren gewohnt, sonntags in die Kirche zu gehen. Sie fragten den Verbindungs-offizier um Erlaubnis, der völlig entgeistert und verwirrt darüber war, daß sie 'zu den Pfaffen' gehen wollten. Die Jungen waren sich einfach nicht darüber im klaren, daß sie etwas taten, was der nationalsozialistischen Ideologie völlig zuwiderlief. Aber schließlich erreichten es die Jungen, nicht zuletzt durch die Verwirrung, die sie bei den Vorgesetzten angerichtet hatten, daß sie die Messe besuchen durften. Als sie mit 'einem frischen Lied auf den Lippen' zu den Baracken zurückkehrten, fanden sie ihre Stuben völlig verwüstet, ertrugen diese Schikane aber mit Gleichmut und Humor (Tbd.Int. Nr. 4). Rügen ließen sie völlig kalt. Sie quittierten sie mit der Einstellung wie: „der kann mich mal!“ (Tbd.Int. Nr. 4, 8).

Solchem Verhalten der Jungen standen die Vorgesetzten oft völlig hilflos gegenüber, sie wußten nicht, was sie tun sollten, und verhängten meist phantasielose Strafen, wie Strafexerzieren oder Urlaubsentzug. In Richterich mußte einmal eine Stubenbelegschaft fünfhundertmal den Satz

schreiben: 'Beim Stubendurchgang müssen wir unsere Stube in sauberem Zustand hinterlassen' (Tbd.Int. Nr. 14). So etwas rief aber bei den Jungen bestimmt nicht die erhoffte Wirkung hervor. Das einzige, was die Jungen in der Anfangszeit, als sie noch ausgebildet wurden, tatsächlich störte, war der Unterricht. Erstens waren sie ja der Meinung, gerade erst dem tristen Schulalltag entronnen zu sein, sodann aber merkten sie, daß der Unterricht im ganzen doch nur Stückwerk, daß er keine Weiterbildung war, sondern nur der Haltung des Leistungsstandes diente. Die äußereren Bedingungen des Unterrichtes waren von Anfang an katastrophal und wandelten sich noch mehr zum Schlechten, als ihr Nachtdienst am Geschütz begann. Wie in der Schule, mußten die Lehrer auch hier gegen die Klassensolidarität ankämpfen. Der hauptsächliche Grund für die anfängliche Animosität war jedoch das Gefühl, kein Schüler mehr zu sein, und die Überlegung, „das wäre für einen Soldaten ja doch sinnlos“ (Tbd.Int. Nr. 3). „Weil wir uns ja nicht mehr als Schüler fühlten, hatten wir überhaupt keinen Sinn für den Unterricht“ (Tbd.Int. Nr. 8).

In ihrer Ausbildungszeit hatte sich bei den meisten Jungen noch keine große Ernüchterung eingestellt, noch waren sie von der Gerechtigkeit der Sache und dem Sinn ihres Einsatzes überzeugt; ihre anfängliche Begeisterung hatte sich noch nicht gelegt, Ausbildung und Arbeit am Gerät machten ihnen noch Spaß. Erste Anzeichen von Ernüchterung zeigten sich, als nach Abschluß der Ausbildung richtiger Dienst begann. Ihr Dienstplan sah in etwa so aus: morgens Schule, nachmittags Batteriedienst und Hausaufgaben, einige wenige Stunden Schlaf, gegen 12 Uhr Alarm, 3 Stunden Geschützdienst, weitere 5 Stunden Schlaf. Daß bei höchstens 6 Stunden Schlaf die an die Jungen gestellten Anforderungen sehr hoch, oft viel zu hoch waren, wird niemand verwundern. Das Exerzieren am Nachmittag und der Geschützdienst erforderten auch große körperliche Leistungen. Und da die Jungen nur wenige Stunden geschlafen hatten, waren sie morgens völlig übermüdet und unfähig, dem Unterricht zu folgen. Die meisten Lehrer zeigten Verständnis dafür, andere aber nicht. Oft hatte nun der Unterricht überhaupt keinen Sinn mehr, denn die Jungen stierten meist apathisch in die Gegend oder schliefen ganz. Doch Unterricht war ihnen bald immer noch lieber als Batteriedienst, in dem sie von engstirnigen, manchmal auch sadistischen Unteroffizieren schikaniert wurden. So versuchten sie nach Möglichkeit, Lehrer und Unteroffiziere gegeneinander auszuspielen, indem sie dem Lehrer z. B. sagten, er könne keine Aufgaben aufgeben, weil sie den gan-

zen Nachmittag Batteriedienst hätten, dem Offizier aber erklärten, sie könnten keinen Dienst machen, weil sie Aufgaben aufhätten. „Wir waren alle irgendwie kleine Schwejks“, meint einer der Befragten zu diesem Verhalten der Jungen, Schwächen anderer auszunutzen, wie in diesem Fall das mangelnde Einverständnis zwischen Lehrern und den milit. Vorgesetzten. Den Unterricht sahen die Jungen, je schwerer der Dienst wurde, mehr und mehr als willkommene Abwechslung an. Ihre Einstellung zum Sinn des Unterrichtes ist zwiespältig, als Luftwaffenhelfer sahen sie den Unterricht als sinnlos an, zurückschauend meinen die meisten heute aber, er hätte nicht ausfallen sollen, weil sie so wenigstens ihren Wissensstand gehalten hätten.

Obwohl der Dienst die Jungen an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit brachte, bewahrten sie auch jetzt noch ihren Humor Schikanen gegenüber, ihren jugendlichen Widerstandsgeist und ihre Solidarität. Man muß sich darüber wundern, wie fest die Jungen die ganze Zeit über zusammenhielten, in ihrer Dienstzeit entwickelten sich starke Freundschaften, die halfen, die schwere Zeit zu verkraften. Trotzdem war der harte Dienst für fast alle eine Ernüchterung, die anfängliche Begeisterung schwand mehr und mehr, vor allem unter dem Eindruck der ersten Bombenangriffe. Sie waren durch den langen Krieg gegen Gefahren abgestumpft und fanden es gar nicht so schlecht, daß sie jetzt während der Bombennächte Dienst tun konnten und nicht untätig in Bunkern sitzen mußten, feindlichen Bomben hilflos ausgesetzt.

Trotzdem waren sie auf das, was in den Bombennächten auf sie zukam, nicht vorbereitet. Einige hatten jetzt doch schon bemerkt, daß es um Deutschland schlechter stand, als sie gedacht hatten, und standen ihrem Einsatz zunehmend ablehnender gegenüber. Die Bombenangriffe kulminierten in dem Angriff vom 11. 4. 1944. Dieser Angriff war auch für viele ein Meilenstein in ihrem Leben.

Alle Interviewten haben zugegeben, in diesen Stunden laut gebetet zu haben, aber nicht immer aus religiösen Gründen, sondern 'aus Erziehung' (Tbd.Int. Nr. 4).

W. P., der in Burtscheid mit seiner Einheit lag – mithin im Zentrum des Angriff –, sagte: er und seine Kameraden hätten schon beim Angriff Todesangst verspürt und laut gebetet. Auch habe sich nach dem Angriff keiner als Held gefühlt, wohl habe man versucht, das Erlebte zu verdrängen, herunterzuspielen, und darüber 'gefächst'. Seither

betrachteten sie den Krieg nicht mehr als Spiel, und viele begannen, sich Gedanken über Deutschlands Lage zu machen.

Trotzdem waren Zweifler noch in der Minderzahl, und nur mit wenigen guten Freunden, deren Gesinnung man einigermaßen kannte, ergaben sich entsprechende Diskussionen. Die Mehrzahl aber glaubte immer noch an den Endsieg. Dennoch begann sich nach diesen Angriffen manch einer zu fragen, ob sein Einsatz als Luftwaffenhelper überhaupt Sinn hätte, denn die Zahl der abgeschossenen Flugzeuge war relativ winzig: von 18.000 [Flugzeugen im Monat] (Aachen lag in der Haupteinflugschneise der alliierten Bomberkommandos) wurden allerhöchstens 100 abgeschossen. Natürlich blieb bei jedem Abschuß ein gewisser Stolz, genau wie wenn ein Jäger sein Wild erlegt, aber in zunehmendem Maße machte sich auch eine gewisse Frustration über die Nutzlosigkeit des Einsatzes bemerkbar (Tbd.Int. Nr. 8). Die allgemeine Stimmung der Luftwaffenhelper war noch nicht verzweifelt, die anfängliche Begeisterung aber war geschwunden. Daß die Jungen die Angriffe so relativ gut verkrafteten und nicht 'durchdrehten', lag wohl zu einem gut Teil an der Propaganda, an ihrer Erziehung, aber auch daran, daß man innerhalb einer Gemeinschaft lebte und gegen Gefahren abgestumpft war. Zudem glaubten die meisten immer noch, ihre Pflicht zu tun.

Interessant sind die Gedanken, die sich die Jungen über die Gefahr machten, der sie ausgesetzt waren. Man rechnete nicht damit, sterben zu müssen, vielmehr fürchtete man die Verstümmelung, blind zu werden oder zu verkrüppeln. Diese Furcht hatte einen leicht erklärlchen Ursprung: „Die Verstümmelten sah man jeden Tag, die Toten aber wurden vergraben. Die Toten waren für uns nur noch als Zahl da, der Tod war unwirklich für uns“ (Tbd.Int. Nr. 4, 5).

Gleichzeitig mit der Ernüchterung trat in den Batterien eine gewisse sittliche Verrohung auf. Unteroffiziere nahmen ihre Freundin mit aufs Zimmer, und die relativ unaufgeklärten Jungen wurden praktisch zum ersten Mal mit sexuellen Problemen konfrontiert. Auch Fälle von Homosexualität traten auf. Die ihnen anerzogenen Begriffe von Sitte und Anstand wurden langsam unterspült. Ein Beispiel für diese Verrohung, die auch in den zwischenmenschlichen Beziehungen aufkam, zeigt auch noch einmal besonders das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer: 'In einer von den Schülern nicht geheizten Kantine wurde für die Luftwaffenhelper der Unterricht abgehalten. Während die Schüler warme

Sachen trugen, fror der Lehrer erbärmlich, der fluchte wie ein Rohrspatz. Das aber ließ die Jungen völlig kalt. Der Lehrer bekam in der nichtgeheizten Kantine eine Lungenentzündung und starb daran.’ Einziger Kommentar der Jungen: „Da ist er selbst schuld.“ Erstens zeigten die Jungen überhaupt kein Schuldgefühl, denn schließlich waren sie nicht ganz unschuldig am Tode des Lehrers, und zweitens, was noch schlimmer war, zeigten sie überhaupt kein Mitleid und Mitgefühl mit dem Lehrer (Tbd.Int. Nr. 4, 5). Nach der Invasion der Alliierten im Juni 1944 änderte sich dann die Meinung der meisten Luftwaffenhelper über den Krieg genau so schnell, wie sich Deutschlands Lage verschlechterte. Einige verloren schon bei der Nachricht von der Invasion den Glauben an den Sieg. Eine Einheit hörte z. B. fremde Sender ab, wie den Soldatensender Calais oder die BBC London. Sie taten das anfangs nicht wegen etwaiger politischer Nachrichten, sondern wegen der flotten Jazz-Musik, die im Reich verboten war. Aber dabei wurden zwangsläufig Nachrichten aufgefangen, wie die vom Zusammenbruch der deutschen Front in der Normandie, was das Verhalten der Jungen natürlich beeinflußte.

Diskussionen allerdings löste erst der 20. Juli 1944 aus. Obwohl es da auch Ausnahmen gab und bei einigen Batterien jegliche politische Diskussion unterblieb, war es doch die Regel, daß die Jungen zum 20. Juli Stellung nahmen. Auf jeden Fall änderte sich bereits nach dem 20. Juli 1944 das Verhalten nach und nach. Hatte es vorher fast nie politische Diskussionen gegeben, und wenn, dann nur hinter vorgehaltener Hand, so sprachen sich bei den meisten Batterien die Jungen jetzt offener aus, wobei sich die meisten Gespräche nachts ergaben. Einer der Luftwaffenhelper äußert über die Reaktionen der Jungen auf den 20. Juli: „Der 20. Juli erregte bei uns Betroffenheit insofern, als man sich nicht vorstellen konnte, daß es Widerstand in dieser Form überhaupt gab. Wir waren uns der ganzen Tragweite des Attentats nicht bewußt und sahen deshalb Stauffenberg und die anderen mehr oder weniger als Verräter an. Wir waren einfach politisch noch nicht genug abgeklärt.“ Ein anderer meint, sie hätten den Anschlag als ‘Schweinerei’ angesehen. Das mag nicht die Meinung aller gewesen sein, Tatsache ist, daß immer noch ein Großteil hinter dem Regime stand und seine Einstellung zu Krieg und Regime noch nicht grundsätzlich geändert hatte.

Daß der 20. Juli nicht spurlos an ihnen vorübergegangen war, haben fast alle zugegeben. Einer schilderte die daraus folgende Situation so: ’Es bildeten sich zwei Lager, die einen für, die anderen gegen Hitler. Aber

noch wurden diese Gegensätze nicht vor aller Augen ausgetragen, und die Kameradschaft blieb trotzdem bestehen. Man kann aber sagen, daß so etwas wie politisches Bewußtsein entstanden war' (Tbd.Int. Nr. 8). Gerade die Luftwaffenhelper hatten ja auch die materielle und technische Überlegenheit des Gegners kennengelernt, so daß sie sich auch unter diesem Gesichtspunkt fragten, wo das hinführen solle.

Während Deutschlands Fronten zusammenbrachen, wurde die Propaganda immer radikaler, das blieb nicht ohne Einfluß auf die Jungen, vor allem auf die Wunderwaffen hoffte man. Trotz und nach allem gab es immer noch regelrechte Fanatiker unter ihnen, deren Eltern überzeugte Nationalsozialisten waren. Die Jungen standen also zwischen zwei Fronten, einerseits der anglo-amerikanischen Überlegenheit, andererseits der Goebbelsschen Durchhalte-Propaganda. Trotzdem überwog immer mehr die Einsicht in die anglo-amerikanische Überlegenheit.

Am 12. September 1944 mußte Aachen vor den anrückenden Amerikanern geräumt werden, und die Luftwaffenhelper wurden teils in das Ruhrgebiet, teils in den Raum Köln evakuiert. Teilweise hatte man für sie keine Verwendung, und sie blieben einige Zeit untätig in Baracken. Der Verlust Aachens machte großen Eindruck auf sie, wahrscheinlich noch einen größeren als der 20. Juli, und daß sie zur Untätigkeit verurteilt waren, deprimierte sie, einige desertierten in das besetzte Aachen zurück. Ungleich schärfer standen nun die beiden Lager, für oder gegen Hitler, einander gegenüber, und es kam in Einzelfällen sogar zu Prügeleien (Tbd.Int. Nr. 8). Einer derjenigen, die noch auf ein Wunder hofften, formulierte die Meinung zum Kriegsausgang in dieser Endphase so: „Wir glaubten, wenn wir unseren Mann stehen, schaffen wir es doch“ (Tbd.Int. Nr. 19).

Auf jeden Fall aber war die auf die anfängliche Begeisterung folgende Ernüchterung jetzt schon fast so weit umgeschlagen, daß manche Jungen das Regime offen ablehnten. Trotzdem gab es immer noch einige, die fanatisch an Hitler glaubten. Nach dem 12. September zerfiel langsam die Gemeinschaft der Jungen. Sie wurden voneinander getrennt, teilweise über ganz Norddeutschland von Köln bis Hamburg verteilt und hatten sehr unter der zunehmenden Desorganisation zu leiden. Für sie begann jetzt die schrecklichste Phase des Krieges, die Eroberung Deutschlands mit all ihren Folgen. Wahrscheinlich hat sie erst diese letzte Phase voll zu Männern reifen lassen. Trotzdem ist ihre Luftwaffenhelper-Zeit in ihrer

Bedeutung für sie nicht zu unterschätzen. Diese Zeit prägte ihre Persönlichkeit, in ihr begannen sie erwachsen zu werden und politisch oder überhaupt zu denken. Von der anfänglichen naiven Begeisterung war zum Schluß nichts mehr zu spüren. Bei allen folgte eine Ernüchterung, die zwar bei nur wenigen zum Widerstand führte, bei den meisten aber zur Einsicht. In ihrer Luftwaffenhelper-Zeit machten die Jungen den größten Schritt nach vorn in ihrer Entwicklung vom Kind zum Mann.

Nationalsozialistische Erziehung und Kriegseinsatz der LwH-HJ

(Joachim Fischer)

Mit den Luftwaffenhelper-HJ steht eine Gruppe Jugendlicher in der Endphase der nationalsozialistischen Diktatur vor uns. Ihre Situation ist zunächst gekennzeichnet durch die mannigfachen Einflüsse, denen diese Jugend ausgesetzt war. Dazu gehören die nationalsozialistische Erziehung in Schule und HJ, die Parteipropaganda und die Einstellung der Eltern zum Regime. Weiterhin wird sie gekennzeichnet durch die Pflichten und Aufgaben, die von den Jungen speziell in der HJ und bei den Mädchen im BDM wahrgenommen werden mußten. Dabei liegt es in der Natur der Sache, daß vor allen die Schüler weiterführender Schulen ins Blickfeld rücken, da sie vornehmlich als LwH herangezogen werden sollten. Ziel der NSDAP war es, alle Gebiete der Jugendführung und Jugenderziehung in ihr weltanschauliches Schema zu pressen. Das in diesem Bereich allmächtige Organ der Partei, die Staatsjugendorganisation, zwang junge Menschen pausenlos zum 'Einsatz'. Von der Altmetall-Sammlung bis zum Kleinkaliber-Schießen, vom 'Kameradschaftsopfer' für den 'Tag des deutschen Volkstums' bis zum Staatsjugendtag bestimmte sie über Alltag und Freizeit. Damals herrschte ein regelrechter Machtkampf zwischen HJ und Schule. Sie versuchte sogar in die Familie einzudringen. In erster Linie waren es die Partei und ihre Propaganda., die das Bewußtsein der jungen Leute stark beeinflußten. Worum es ging, wurde auch von Baldur v. Schirach immer wieder ausgesprochen: „Ein Arbeiterjunge, dessen Herz heiß für unseren Führer schlägt, ist für Deutschland wesentlicher als ein hochgebildeter Ästhet, der jede Regung seines schwächeren Gefühls mit verstandesmäßigen Überlegungen bekämpft.“ Es genügte, die 'Herzen heiß schlagend' zu machen.

Wer nachdenkt, kommt aus dem Gleichschritt. Intellekt macht schwach, weil der Nachdenkliche nicht der geballten Wucht gläubiger Marschierer blindlings folgt, sondern kritisch nach seinem Weg sucht. Da diese Jugend aber im Gleichschritt bleiben sollte, mußte ihr planmäßig das Denken abgewöhnt und durch Schulung ersetzt werden. Dies beeinträchtigte vor allem Schulbildung und -erziehung; denn der Kampf der Parteien und Weltanschauungen war in die Schulen mit aller Macht eingedrungen. Zuverlässige Nationalsozialisten übernahmen, wo immer es ging, die 'Schulleiter'-stellen. So wurden manche Schulen Schwerpunkte staatlicher Erziehungsarbeit. Bildungsziel war der Nationalsozialist. Was Hitler darunter verstand, sagte er 1936 in seiner Parteitagsrede: „Nationalsozialist sein heißt Mann sein, heißt Kämpfer sein, heißt tapfer und mutig und opferfähig sein.“ Schon in 'Mein Kampf' hatte er die für die nationalsozialistische Erziehung verbindliche Wertfolge aufgestellt. 'Der völkische Staat hat sich in erster Linie nicht auf das Einpumpen bloßen Wissens einzustellen, sondern auf das Heranzüchten kerngesunder Körper. Erst in zweiter Linie kommt dann die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten; hier aber wieder an der Spitze die Entwicklung des Charakters, besonders die Förderung der Willens- und Entschlußkraft, verbunden mit der Erziehung zur Verantwortlichkeit, und erst als letztes die wissenschaftliche Schulung.' Es fällt schwer, aus den schwammigen Worten solcher und ähnlicher Definitionen die tatsächlichen Ziele herauszufinden. Körpergesundheit, Tatkraft und Willenskraft sollten für einen Schüler der damaligen Zeit also an erster Stelle stehen, gleichgültig für welche Taten, wie sich später herausstellen wird. Anders formuliert wurde dieses Ziel von Professor Ernst Kriek, der den 'politischen Soldaten'⁴ erziehen wollte. Von den ideologischen Einwirkungen auf die Schule war sogar der Religionsunterricht betroffen. Wo bisher katholischer Religionsunterricht mit dem Wechselspruch 'Gelobt sei Jesus Christus' — 'In Ewigkeit Amen' begonnen und beendet wurde, war der deutsche Gruß zu Beginn der Stunde vor, am Ende der Stunde nach dem Wechselspruch zu erweisen. Die Devise lautete: 'Volksrecht bricht Kirchenrecht'. Vor allem der Deutschunterricht wurde 'ausgerichtet'. 'Sprache aus Blut und Boden' heißt ein um diese Zeit erschienenes Lehrbuch, das den Deutschunterricht zum Bestandteil der 'Heimatkunde' machte. Vom Deutschlehrer an Oberschulen forderten die amtlichen Richtlinien: 'Da die gesamte Erziehung heute vom Willen zur inneren Einheit und zur äußeren Selbstbehauptung des Volkes getragen sein muß,

geht es im Deutschunterricht darum, unsere Jugend so zu festigen, daß sie ihres Deutschtums bewußt, daß sie selbstsicher, wehrhaft und tatbereit wird.' Geschichtsunterricht ist schon immer stark davon betroffen, da historische Besinnung und Deutung geschichtlichem Wandel unterworfen sind. Die Nationalsozialisten ließen natürlich die Geschichte neu schreiben. 'Nationalgeschichte' mußte einseitig in den Mittelpunkt gestellt werden. Da Leben als 'Kampf ums Dasein' betrachtet wurde, interessierte nur die politische Geschichte als Macht- und Kriegsgeschichte. Da angeblich Männer die Geschichte machen, wurde Geschichtsunterricht zur Heldenverehrung; andere Kräfte berücksichtigte man kaum. Es ging stets nur um Deutschland: 'Das deutsche Volk in seinem schicksalhaften Ringen um innere und äußere Selbstbehauptung ist Gegenstand des Geschichtsunterrichts.' Auch die Erdkunde hatte hier die Aufgabe, Geographie zu lehren 'unter besonderer Berücksichtigung der die Erde bewohnenden Völker und Rassen.' Es ging in diesem Fach u. a. um die Frage 'des Grenz- und Auslandsdeutschtums, der Rohstoffversorgung und Sicherung der Ernährung, der Wehrhaftmachung, der politischen Führung des Deutschen Reiches im Kampf der Mächte um Lebensraum und Weltgeltung, sowie um die Kolonialfrage'. Der Erdkundelehrer schulte für Hitlers imperialistische Außenpolitik. Noch übler wurde den Biologen mitgespielt. Pseudogelehrte übertrugen biologische Gesetze leichtfertig auf den Menschen, der von einem geistig-seelisch bestimmten Kulturwesen wieder auf seinen triebhaften Ursprung zurückgestuft wurde. Die Richtlinien für den Biologieunterricht schließen allen Ernstes mit einem Zitat Hitlers, dessen obskure Halbbildung damit zum Maßstab deutscher Wissenschaft erhoben wird: 'Die gesamte Bildungs- und Erziehungsarbeit des völkischen Staates muß ihre Krönung darin finden, daß sie den Rassensinn und das Rassegefühl instinkt- und verstandesgemäß in Herz und Gehirn der ihr anvertrauten Jugend hineinbrennt.' Daß von dieser Umfunktionierung der Schule viele Jungen stark beeinflußt worden sind, zeigt der Eifer, mit dem sie den Ideologien folgten. Wenn man ehemalige Luftwaffenhelpfer fragt, warum sie gerne beim Militär waren, wird das deutlich. Manche geben zu, geglaubt zu haben, Volk und Vaterland zu verteidigen, wenn sie, die Anweisung der Partei befolgend, an die Geschütze gingen. Viel überlegt hätten sie damals sowieso nicht, sondern seien gleichsam von ihren Kameraden und Lehrern im Strom mitgerissen worden (Tbd.Int. Nr. 19, 39 usw.).

Andere aber bestätigen eher, daß ihnen die offizielle Haltung, wie sie die HJ vertrat, weitgehend fremd geblieben ist. Das geht so weit, daß sie vereinzelt sogar behaupten, sie hätten die Armbinde der HJ als LwH bewußt nicht tragen wollen. Diese von den meisten in ihrem damaligen Bewußtseinsstand bejahte Geste wird meist jedoch nur gesehen als ein Akt, mit dem man seine Soldatenexistenz dokumentieren wollte, die es nicht litt, nur als „Pimpf“ angesehen zu werden. Den Ausdruck ‚Baby-Soldaten, der ihnen von alten Landsmern zunächst entgegenschlug, wurde zum Stachel im Fleisch und gab Anlaß zu seltsamen Erscheinungen. Freilich bejahten fast alle eine Haltung, die soldatisch war oder sein sollte, sie verneinen aber häufig genug, darin vom Nationalsozialismus infiziert worden zu sein. Zum Beweis ihrer Distanz können sie mit Recht hinweisen auf die eigenen Eltern, von denen im katholisch geprägten Aachener Raum sehr viele von Anfang an und die meisten in der Endphase erst recht an ihrem katholischen Glauben festhielten (Vgl. Tbd.Int. Nr. 1,4,11,20,27,31, 33, 36, 37, 38, 40, 43 u. a. m.; MdL Int. Nr. 50).

Die Schule war jedoch nicht der einzige Ort, an dem die Partei das Bewußtsein der Jugend zu überformen versuchte. Die wichtigste Stelle war die HJ, wenn man ihre Einflüsse nicht paralysieren konnte, z. B. durch Eintritt in Sonderformationen. „Die letzte Verwirklichung der nationalsozialistischen Weltanschauung ist abhängig von der Durchführung der nationalsozialistischen Erziehung unseres Volkes“, erklärte Hitler. Der HJ, der Jugendorganisation der NSDAP, war damit ein klarer Auftrag gegeben. In der Führerzeitschrift ‚Wille und Macht‘ hieß es: ‚Die Jüngsten werden heute so erzogen und vor solche Entscheidung gestellt, daß sie gar nichts anders lernen als nationalistisch zu denken und zu handeln.‘ Es gab keinen dienstlichen Alltag, kein Lager, keine Sonderaktion ohne ‚weltanschauliche Schulung‘. Bei sportlichen und geländesportlichen Prüfungen für die Leistungsabzeichen wurden Schulungsaufgaben abgefragt. Der Junge, der aus Freude am Auto zur Motor-HJ ging, wurde dort weltanschaulich ausgerichtet, es waren immer ganz bestimmte Themen, die bei sogenannten Heimabenden, die ein- bis zweimal in der Woche stattfanden, behandelt wurden. Jedoch gaben diese Schulungsthemen den Jungen keine geistig begründete Weltanschauung, sondern sie entstammten dem zweideutigen Klima einer Ideologie, die der Jugend das Denken verächtlich machte, weil sie allein zum blinden Glauben an die Führung erzogen werden sollte. Was geglaubt wurde, war zweitrangig, weil es ohnehin davon abhing, ob es den

Machthabern nützte. Da es also keine durchdachte Konzeption gab, genügt es, die Hauptthemen kurz zu nennen, die Bannführer Schnaber in der Schrift 'Das Führerschulungswerk der Hitler-Jugend' aufzählte:

- 1) 'Rassenlehre und Bevölkerungspolitik' galten allgemein als Grundlage nationalsozialistischer Lebensführung.
- 2) 'Die deutsche Geschichte' war Rahmenthema für eine Fülle von Heim- und Schulungsabenden, die deutsches Wesen, die Leistung großer Deutscher und die Höhepunkte deutscher Geschichte feierten.
- 3) Ein dritter Themenkreis diente der 'politischen Auslandskunde' und hatte die außenpolitischen Ziele Hitlers zu erläutern.

Die Themen dieser drei Hauptschulungskreise deckten sich in vereinfachter Form mit den Prüfungsaufgaben für die verschiedenen Leistungsabzeichen in der HJ. In Heimabenden sollten die Führer mit ihren Jungen die 'Mindestantworten' erarbeiten. Daß dabei Tatsachen, Halbwahrheiten und plumpe Lügen zur parteiamtlichen Legende gemacht wurden, ist charakteristisch für das Vorgehen der NS- 'Schulung'.

Der dritte Erziehungsträger, das Elternhaus, wurde nur höflich-formelhaft erwähnt, doch nie mehr ernsthaft befragt. Deutsche Eltern hatten ihre Kinder in der Familie so zu erziehen, daß der Staat gesunde, kräftige Hitlerjungen und Schüler bekam. Die Kinder gehörten also nicht mehr den Eltern, sondern der Partei, die willkürlich über sie verfügen wollte.

Eine dieser Verfügungen war der Einziehungsbefehl der Fünfzehn- und Sechzehnjährigen zum LwH-Dienst. Nicht umsonst verwandte der Vertreter der Partei anlässlich der Elternversammlung in der Kaiser-Wilhelm-Oberschule als ehemaliger Aachener Bannführer vor den verstörten Eltern diese Wortregelung (Vgl. Tbd.Int. Nr. 3). Die Eltern wußten, was selbst die Parteikanzlei warnend formulierte, daß die Schulausbildung ihrer Kinder mit dieser Maßnahme praktisch zu Ende sei; denn seit dieser Zeit sahen die Jungen die Schule nur noch als unumgängliches Übel während einer Militärzeit an. Sie fühlten sich mehr als Soldat denn als Schüler. Unterricht wurde sowieso mit der Zeit immer knapper, da sich die Luftangriffe häuften. Der Normaldienst blieb bald Ausnahme. Die Jungen trugen Luftwaffenuniform mit HJ-Armbinde; sie erfüllten hier ihre 'Jugenddienstplicht', zählten zum 'Wehrmachtsgefolge',

waren aber nicht Soldaten. Ihre Disziplinarordnung war der in der HJ üblichen angeglichen. Ein Abiturient aus dem Jahre 1948 kennzeichnete die Lage dieser Jungen am eigenen Beispiel sehr treffend: „Gefallen hatte ich diesem Leben als Soldat und Schuljunge nicht abgewinnen können. Weder konnte man seiner Soldatenpflicht ganz nachkommen, noch trug der Schulunterricht Frucht“ (L. Schätz: a. a. O., S. 241). Hinzu kommt noch, daß die Jungen der zermürbenden Anspannung von Schule und Militärdrill kaum gewachsen waren. Sie fühlten sich zwar als 'richtige Männer' infolge ihrer Aufgabe, als es jedoch hart auf hart ging, mußten sie erkennen, daß sie diesen Strapazen kaum gewachsen waren. Schule und Militär waren eben doch nicht miteinander zu vereinbaren. Viele tausend Jungen folgten unter dem Einfluß nationalsozialistischer Ideologien blind einem einzigen Manne, der sie ins Verderben führte, und ließen dabei, solange sie noch nicht zum Nachdenken gekommen waren, den Rat der Eltern und den gesunden Menschenverstand unbeachtet (Vgl. Tbd.Int. Nr. 45). Manchen aber gingen bei diesem vorzeitigen Kriegseinsatz recht bald die Augen auf. Zahlreiche fanden lediglich bestätigt, was ihnen das Elternhaus an Warnungen schon frühzeitig mitgegeben hatte. Sie lernten in der ausbrechenden Hölle der Luftschlachten schon bald, wenn auch erst nachträglich, verstehen, was ihnen im Schulalltag an diesem oder jenem tiefesinnigen Lehrerwort zunächst unverständlich geblieben war.

Keinem der Untersekundaner des KKG ist je aus dem Gedächtnis geschwunden, was ihnen ihr Klassenlehrer am letzten Tag in seinem geliebten Englisch an die Tafel schrieb: „Nobody can say, what tomorrow will bring“ (s. Fotosammlung).

II. SCHÜLERSOLDATEN — SOLDATENSCHÜLER

1. Die HJ und der „Mannschaftsführer“

Die 'medizinische Vorsorge' ließ man erst in den Batterien durch die 'Wehrmacht' treffen:

»Ein Stabsarzt. Der ließ gleich 30 Mann antreten, nahm eine große Spritze, rammte jedem im Vorbeigehen das Ding in die Brust und drückte einen Kubikzentimeter rein. Rein — raus, rein — raus. „Mensch, Mann!“ sagte der noch zu einem von uns, das war ein Bayer, „Haben Sie aber eine Elefantenhaut!“, und da mußte er zweimal ansetzen. Zwanzig Mann mit einer Spritze, bis die so stumpf war, daß es nicht mehr ging. Kanülen, da konnte man Löcher mit stanzen!« (Tbd.Int. Nr. 30; 2. Battr.).

„Das ist so langsam wie eine Dampfwalze auf uns zugekommen. Überrascht waren wir gar nicht. Die damalige 7. Klasse war schon weg. Wir sind nach 7 versetzt worden, und da ging's los!“

So äußern sich schon die LwH, die im Spätsommer 1943 zu Flak-kanonieren und Soldatenschülern werden. Voran geht, man möchte fast sagen, ein Initiierungsritus mit vierwöchigem Militärdienst unter Ausschluß der Öffentlichkeit: kein Unterricht durch Lehrer . . . kein Besuch durch Eltern. Am Anfang steht eine Art Gelübde, 'Versprechen' genannt. Leicht ging den 15jährigen noch von den Lippen, was erstmals im Februar 1943 vor versammelter Batterie feierlich gelobt werden mußte: Ich verspreche, als Luftwaffenhelper allzeit meine Pflicht zu tun, treu und gehorsam, tapfer und einsatzbereit, wie es sich für einen Hitlerjungen geziemt (Vgl. Noll, Dieter: Die Abenteuer des Werner Holt, S. 1). Solche Sprüche waren nichts Neues mehr. Der Rahmen war überall ähnlich: zu Routine erstarrte Pseudoreligiosität. Die Schülersoldaten waren kaum anderthalb Monate in den Batterien, da rollten wie alle Jahre wieder die Feiern zur Verpflichtung der Jugend durch alle Gau. Den aus der Volksschule Entlassenen wurden in einer Feierstunde ihre Pflichten gegenüber dem Vaterland vor Augen gestellt. Dabei wirkten unter Stabführern des Herrn Weinberg die Klassenkameraden als HJ-Bannorchester mit, die vom Luftwaffenhelperdienst auf Antrag der HJ ebenso freigestellt worden waren wie höhere Jugendführer. Im 'Westdeutschen Beobachter' konnten die Flakhelfer, die erste Erfahrungen

mit dem 'Dienst am Vaterland' bereits hinter sich hatten, am 29. März lesen, was der Bannführer dachte:

'Der Führer soll euer stetes, leuchtendes Beispiel sein. Noch nie hat eine junge Generation so große Aufgaben gehabt, und wir glauben, daß ihr sie meistern werdet. Ihr seid die Jugend des Führers. Auf euch setzt er sein Vertrauen. Vergeßt nie, daß ihr für immer verpflichtet seid, um des Volkes willen und um unserer toten Soldaten willen.' Gemeinsam klingt wie ein Bekenntnis das Lied 'Heilig Vaterland' auf. Dann sprechen die Vierzehnjährigen feierlich dem HJ-Führer die Worte der Verpflichtung nach: Ich verspreche, allzeit meine Pflicht zu tun in Liebe und Treue zum Führer und zu unserer Fahne (Westdeutscher Beobachter, Jhg. 1943, Nr. 293; Stadtbibl. Aachen).

'Jugend, Jugend wir sind der Zukunft Soldaten,
Jugend, Jugend Träger der kommenden Taten.
Deutschland, du wirst leuchtend stehn,
Mögen wir auch untergehn ...'

Mit diesem Lied klang die 'hehre' Feier aus.

Hier glänzte der 'Hoheitsträger' noch in aller angemaßten Pracht. Wenig später sollten ihm Flakhelfer einen anderen Empfang bereiten, als er glaubte, aufmunternde Reden halten zu sollen und bei den Flakhelfern der General-Litzmannschule in Eilendorf erschien.

»Wir hatten hier damals einen Jungbannführer, der nach dem schweren Angriff im Juli, wo wir zwei Tote unter den LwH hatten und mehrere Verwundete, kam der in seiner wunderschönen Uniform mit seinem leichten Sachs-Motorrädchen an, um uns seine Anerkennung auszusprechen. Das war gerade das, was uns gefehlt hatte, nach der Nacht, die für uns recht schwer gewesen war, daß da irgend so ein Fatzke mit 'ner strahlenden Uniform kam und die 'Anerkennung' aussprach. Dem haben wir dann einen unserer kleinen, neckischen Racheakte natürlich angehangen, der kriegte gleich Zucker in den Tank geworfen, damit die Maschine nachher nicht mehr abfuhr. Wenn der dann vorbeikam und begrüßt werden wollte, dann legten wir uns lümmelhaft an die Barackenwände, grinsten ihn frech an, und der war dann hilflos« (Tbd.Int. Nr. 19: GLSch.; 2. Battr. Eilendorf).

Überall wollten die Soldatenschüler von HJ-Führern und der HJ überhaupt nicht viel wissen. Alle sagen, sie hätten bewußt die HJ-Armbinden abgelegt, obwohl sie befehlsgemäß zur 'Ausgehuniform'

gehörten. Auch die Grußpflicht gegenüber HJ-Führern ignorierte man grundsätzlich und nahm gelegentlich Anraunzer gelassen hin (Tbd.Int. Nr. 33). Jene Jugendfunktionäre, die einmal behauptet hatten, Jugend müsse durch Jugend geführt werden, bewiesen jetzt, wie wenig sie von Jugendpsychologie verstanden. Sie wollten sich weltanschaulich Einfluß sichern, hatten dazu das Amt des 'Mannschaftsführers' beim ObdL durchgeführt, ja dieser Charge sogar besondere Aufgaben erteilen lassen. Dann aber siegte der nackte Egoismus einer verkrusteten Bürokratie mit der Regelung, daß 'für die Zwecke der Hitlerjugend' eine Freistellung vom Luftwaffenhelperdienst möglich sei. Um so starrsinniger hielt man aber daran fest, den Luftwaffenhelperdienst als 'Kriegsdienst der Hitlerjugend' auf der Habenseite buchen zu können beim Wettstreit der Satrapen um die Gunst des Führers. Nichts aber hat die Schülersoldaten mehr geärgert, selbst die bis dahin unkritischen und leicht zu begeisternden Mitglieder der zum Zwangsinstrument gewordenen 'Statsjungend', wie die auf der 'schicken Uniform' zu tragende HJ-Binde.

Zum 'Mannschaftsführer', dem die HJ eine besondere Rolle zugesetzt hatte — er sollte weltanschauliche Schulungsabende abhalten, Kleinkaliberschießen, Frühsport, Heimabende durchführen und das Liedgut der Bewegung pflegen —, hatten die Klassen oft genug schlicht und einfach ihre Klassensprecher avancieren lassen.

»Und dann wurde gefragt, das kam für mich aus heiterem Himmel: „Ist hier einer HJ-Führer?“ Wir hatten da Ränge, mehr im Jungvolk, der Organisation der 10- bis 14-Jährigen . . . und da ist mein Name denen zugerufen worden und der wurde notiert, und dann war ich das. Wobei sich für mich das so darstellte, als sei nicht richtig untersucht worden, ob ich nun wirklich innerhalb der Hierarchie den höchsten Rang hatte, sondern von der Klasse nur genannt worden sei als Klassensprecher. Ich war Klassensprecher meiner Klasse und so habe ich diese Position auch empfunden als Fortführung des Amtes als Klassensprecher« (Tbd.Int. Nr. 14: Hi.Sch.; Jhg. 26).

Die Szene erhellt, wie wenig die HJ gewillt war, sich um die Schülersoldaten zu kümmern. Dabei hatte der 'Jugendführer des Deutschen Reiches' unter IX J. 6 (vgl. Anlage zu Gen.Nr. 255 des R.Min.WEV) am 1. 2. 1943 angeordnet:

»Der Betreuungslehrer bestimmt gemeinsam mit dem zuständigen Bannführer der HJ aus den Reihen der am Einsatz teilnehmenden

Jugendlichen den Mannschaftsführer . . . Der Mannschaftsführer ist dem Betreuungslehrer zugeteilt. Er wird von dem Betreuungslehrer mit der Ordnung und Gestaltung des Gemeinschaftslebens nach den Grundsätzen der Selbstführung der Jugend beauftragt . . .«

(KKG Schularchiv LwH-Akte 3).

Dieses seltsame 'Amt' brachte aber mehr Ärger als Vorteil für die Betreffenden, die oft genug Prellball wurden zwischen den verschiedenen Instanzen, die gegenüber dem Luftwaffenreferenten Weisungsbefugnis oder Disziplinargewalt geltend machen konnten. Ein Schülervater, der bis dahin kaum je der Schule seine Aufwartung hatte machen müssen, erzählt:

»Mein Sohn, der hatte ein Sternchen und mußte die Jungen geschlossen zum Unterricht (Physik und Chemie wurden im jeweiligen Penal erteilt) führen und nachher wieder zurück zur Batterie. Die hatten von 9 bis 12 Schule und mußten dann zurück zur Batterie, weil es da pünktlich Essen gab. Und der hielt dann manchmal länger, und dann kamen die zu spät zum Essen und kriegten Krach mit der militärischen Führung. Die sagten zu meinem Sohn: „Du sorgst, daß ihr morgen pünktlich die Schule verlaßt und zeitig hier in der Batterie seid!“ Wie es zwölf Uhr war, sagt mein Sohn: „Herr Studienrat, es ist zwölf Uhr!“ Und der hörte aber nicht darauf, und da hat er es Flötchen gezogen und hat die ganze Gesellschaft antreten lassen und ist abmarschiert. Da mußt' ich zum Herrn F., der war damals stellvertretender Direktor, und da habe ich zum Herrn F. gesagt: „Es tut mir schrecklich leid, Herr Studienrat, da kann ich nichts dran machen. Entweder das Militär erzieht oder die Schule. Wenn beide das machen, da hab' ich auch keinen Einfluß mehr ...“ Das Verhältnis zur Schule war natürlich schlecht, weil die vom Militär aufgehetzt wurden: „Die Lehrer haben nichts zu sagen!“ wie das denn so früher hieß. — So war das Klima zwischen Schüler und Lehrer schlecht« (Tbd.Int. Nr. 45).

Der Mannschaftsführer aus der Batterie Beverau, auch er hatte morgens den 'Haufen' zu melden, Kommandos beim Abmarsch zu geben und gelegentlich beim Stubendurchgang zu assistieren, erzählt:

»Herr W. kam morgens erst an mein Bett und fragte: „Habt ihr diese Nacht Alarm gehabt?“ Dann brummte ich: „Hmmm!“, dann sagte der: „Dann komm' ich um elf Uhr wieder!“ Und dann ging er spazieren, und wir standen erst mit der Batterie auf [die bei mehr als 6stündiger Gefechtstätigkeit bzw. dreistündigem Daueralarm um 10 Uhr Wecken hatte]« (Tbd.Int. Nr. 4: KKG).

An eine Zusammenkunft sämtlicher Schülerchargen erinnert sich der Mannschaftsführer vom Golfplatz:

»Da wurden wir zusammengerufen und befragt. Ich habe da reklamiert, daß uns ein Unteroffizier herablassend behandelte, sich lustig machte über Schwäche und Kleinwüchsigkeit. (Im Reichsgebiet ging übrigens damals das Wort von den Babysoldaten um, das viel böses Blut bei den LwH erzeugte.) Offensichtlich bekam der Unteroffizier eins ausgewischt vom Stab her, und andere Unteroffiziere traten an mich heran und meinten, das sei doch nicht richtig gewesen, das stünde jetzt in dessen Papieren, und jetzt sei die Einberufung des Betreffenden zu einem Lehrgang verschoben worden« (Tbd.Int. Nr. 14: Hi.Sch.; Jhg. 26).

Am Anfang wollte sogar hin und wieder die HJ-Führung noch etwas von den Mannschaftsführern, sie forderte Delegationen zu Großkundgebungen oder Veranstaltungen in der Stadt an. Hier nun ließen die Delegierten ohne jede Scheu ihre Distanz zur Parteijugend und ihren Funktionären erkennen:

»Da war auf dem Elisenbrunnen ein großer Aufmarsch, und zu diesem Aufmarsch mußten die einzelnen Batterien zehn stramme Flakhelfer stellen, die dann vor irgendeinem großen Tier der HJ oder der SA einen Parademarsch vorführten. Und wir hatten uns vorgenommen, wenn die da marschieren, werden wir mit Sicherheit dem Befehl nicht folgen, denn die Befehle, die HJ-Führer so gaben, die sahen anders aus als unsere. Wir schoben also dahin und haben uns eigene Kommandos gegeben. Wenn einer von denen sagte: „Im Gleichschritt Marsch!“, dann blieben wir stehen und warteten, daß unser Führer sagte: „Im Gleichschrittt Maaasch!“ Wir hatten auch einen ganz anderen Marschtritt als die HJ bei dem Vorbeimarsch am Elisenbrunnen. Während die HJ einen ganz schnellen Marschtritt hatte, so ‚Vorwärts, vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren ...‘ oder was die da sangen, stimmten wir ein eigenes Marschlied an: ‚Wir haben die ganze Welt geseh'n, Paris und den heiligen Rock . . .‘ Wir wurden auch deshalb zur Rechenschaft gezogen, was uns aber völlig kalt ließ. Wir brüskeierten also die HJ-Leute . . .« (Tbd.Int. Nr. 5: Jhg. 27; 4. Batterie Beverau).

Ebensowenig landete der Vortrag eines Ritterkreuzträgers im Saal des Neuen Kurhauses, zu dem man die LwH-HJ offiziell zitiert hatte.

»Als der Sprecher anfing: „Liebe Jungen!“, da klatschten wir und riefen: „Bravo, bravoooo, bravooo!“ Und so ging das weiter. Immer mit Bravo-Rufen. Als der fortfuhr: „Das freut mich aber, daß Ihr mir, so ... jetzt wollen

wir aber . . .“ usw., riefen wir: „Bravo, Bravo!“ Schließlich machte das der ganze Saal mit, und der Redner ist gar nicht mehr zu Wort gekommen« (Mdl. Int. Nr. 50: Jhg. 26; KKG; 4. Battr.).

»Das war uns mehr ein Spaß, nicht so, daß wir das jetzt aus Überzeugung gegen die NSDAP machten und Ähnliches. Das war keine Opposition gegen die HJ als solche, als Organisation der NSDAP, es war eine Opposition der Flakhelfer gegen die örtliche HJ-Führung« (Tbd.Int. Nr. 5).

»Wir mußten einmal ins Kurhaus zu einer Feierstunde zum 9. November, das war 'ne köstliche Sache. Am 8. November, da kam 'en alter Kämpfer, und wir hatten uns nun ausgemacht, den auf 'en Arm zu nehmen und nach jedem Satz, den er sagte, wurde laut geklatscht. Der war ganz begeistert nach zweimaligem Klatschen. Nach viermaligem Klatschen wurde er ganz ungehalten, und als das noch 'en paar Mal vorkam, da wurden von uns 'ne ganze Reihe 'rausgesetzt. Was passiert ist da nicht, ich will damit nur sagen: All das, was von Seiten HJ kam . . ., daß wir erst mal nichts damit zu tun haben wollten. Die HJ war für uns 'en Verein von kleinen Jungen, und wir gehörten zum Militär« (Tbd.Int. Nr. 1: KKG; Jhg. 27).

Hier äußerte sich schon etwas von jener Bewegung, die kurz darauf als 'Edelweißpiraten' von sich reden machte und deren Stil und deren Liedgut Anfang 1944 das „Reich“ überschwemmte, vermutlich sogar deshalb so viel Verbreitung fand, weil der ObdL zum Schutz der Rüstungswerke die Besatzungen der Flakbatterien mit ihren Luftwaffenhelfern kreuz und quer durch die Lande jagte. Mit dieser 'Bewegung' beschäftigten sich auch die Aufsichtsbehörden der Schulen, und es erging ein geheimer und dringender Erlaß an alle Direktoren. Schon am 9. Mai 1943 hatte der ehemalige HJ-Gebietsführer Lauterbacher, den katholische Jugendliche des Aachener Bistums nächtens einmal in die Niers befördert hatten, als Gauleiter von Hannover über das Gaupresseamt mitteilen lassen:

»Gauleiter Lauterbacher hat in letzter Zeit wiederholt in seinen Reden vor der Öffentlichkeit mit ganz besonderem Nachdruck darauf hingewiesen, daß wir es der Ehre der deutschen Jugend schuldig sind, rücksichtslos mit jenen halbstarken und auffälligen Typen aufzuräumen, die – während die Mehrheit unserer Jugend im harten Kriegseinsatz treu und vorbildlich ihre Pflicht erfüllt – als wenige unwürdige Außenseiter das Ansehen der Gesamtheit der Jugend in verantwortungsloser Weise verunglimpfen. Es sind dies die gleichen Elemente, die durch ihre

körperliche Vernachlässigung, durch ihre mangelhafte Haltung, durch ihr unsauberes Aussehen und ihren aufreizenden Haarschnitt (!!!) auffallen und die schon im Frieden für alle gemeinschaftsbildenden Aufgaben unzugänglich waren . . . So werden die vom Gauleiter angewiesenen Maßnahmen, die . . . fortgesetzt werden, wieder eine saubere Atmosphäre schaffen. Die Eltern dürfen beruhigt sein: Es wird alles geschehen, um die unsauberen Elemente von der Gesamtheit unserer Jugend fernzuhalten ... Die bei dieser Gelegenheit festgestellten Jugendlichen werden vom Polizeipräsidenten zum kurzfristigen Notdienst herangezogen . . . Dieser Dienst wird sonntags in der Zeit von 8 bis 14 Uhr durchgeführt. Die Jugendlichen haben sich dann in Arbeitskleidung und mit vorschriftsmäßigem Haarschnitt (!) zu melden. Die Nichtbefolgung dieser Beordnung wird mit Haft, gegebenenfalls auch mit Gefängnis bestraft« (Nach Hannover, Niedersächs. Staatsarchiv Hannover II h 9, zitiert in 'Ursachen und Folgen', a. a. O., S. 400 ff.).

Über Weihnachten 1943 hatte man die 1. Batterie zum verstärkten Flakschutz der Rheinmetropole nach Köln verlagert. Die Jungen hatten allerdings tatenlos in einer Kaserne gelegen, weder Unterricht erfahren noch nennenswerte Betreuung:

»Wir kamen in Köln in Kontakt mit einer Gruppe, die sich Edelweißpiraten nannte, und haben uns mit denen unterhalten und mit ihnen diskutiert. Das war eine ganz eigenartige Mischung zwischen Gangstern und Widerstandskämpfern« (Tbd.Int. Nr. 39: G.L.Sch.; Jhg. 27; 1. Battr.).

Im März 1944 kamen die Jungen vom Jahrgang 1928, die man für zwei Monate nach Augsburg verlegt hatte, zurück zur Untergruppe Aachen, ihre Geschütze und die Stammenschaften waren auf dem Lechfeld geblieben, das nun von Italien aus mit schweren amerikanischen Bombern angegriffen worden war.

»Als wir von Augsburg zurückkamen, hatten wir fast alle ein Edelweiß an der Mütze. Als wir so nach Aachen zurückkamen, gerieten wir direkt in Streit mit der HJ. Wir wußten zunächst nicht warum. Nur wegen dem Edelweiß!! Und das trugen da unten alle Flakhelfer an der Mütze. Dann allerdings tauchten auf einmal solche Lieder auf, die Lieder der Edelweißbewegung, und wir kamen so etwas hinter die Sache. Aus Trotz steckten wir uns nun wieder erst recht das Edelweiß an . . . Übrigens hatten die manchmal auch noch so einen Decknamen von einem Indianerstamm. Nannten die sich nicht auch 'Navajo-Bewegung'??? Wir haben nie Kontakt

mit denen gehabt, aber nach dem Zusammenstoß mit der HJ-Streife an der 'Bastei', da steckten wir das Edelweiß erst recht an die Mütze« (Tbd.Int. Nr. 27: OSch. St. Vith; Jhg. 28).

»Die HJ-Führer, da war kein Verhältnis zu da, . . . weil die ja nicht zur Flak kamen, die waren uns immer suspekt . . . die machten also nicht den Dienst [an der Kanone], den die anderen alle machten. Wir grüßten die Kerls auf der Straße auch gar nicht mehr« (Tbd.Int. Nr. 5: KKG; Jhg. 27; 4. Battr.).

Dagegen sprach man mit größter Hochachtung von den Luftschutzmeldern und den Jungen, die bei der Feuerwehr und dem technischen Notdienst eingesetzt waren (vgl. Tbd. Int. Nr. 8: Mittelsch.; Jhg. 27; und den Bericht über die 'Feuerlöschgruppe Dom' in: ZAGV B 76; S. 519).

»Wir pflegten grundsätzlich, wenn wir über die Straße gingen, keinen HJ-Führer zu grüßen. Das war nun unser eigner Stolz, das muß ich hinzufügen und um Verständnis dafür bitten. Denn, so gesehen hielten wir uns doch für Soldaten. Zwar hatte sich wohl keiner von uns dazu gedrängt, aber nachdem wir einmal dazugehörten, . . . resultierte der Anspruch, als Soldaten angesehen zu werden, daraus. Jetzt braucht man darin nicht etwa eine gründliche Abwehr gegen die HJ zu sehen — das mag hinzugekommen sein —, aber weil man sich als Soldat empfand. Ich erinnere mich, daß ich, freilich schon mit dem Verwundetenabzeichen versehen — das ist nicht ganz unwichtig — mich von der Stellung zur Kleinbahnhaltstelle bewegte und einen HJ-Führer mit Schnur sah. Ich ignorierte ihn und ging auf der anderen Seite ruhig weiter. Da rief er mich an, und als ich zu ihm kam, da sah ich etwas, das ich vorher nicht gesehen hatte: ich sah nämlich, daß er einen Arm ab hatte, offensichtlich vom Krieg her. Er guckte mich an und sagte: „Du grüßt mich nicht?“ Ich sagte: „Nein“. Da fiel sein Blick auf mein Verwundetenabzeichen und da schaltete er sofort um und sagte: „Hör mal, also ich sehe das an sich als selbstverständlich an. Beim nächsten Mal, also bitte!“ Damit war die Angelegenheit erledigt« (Tbd.Int. Nr. 33: KKG).

Die ablehnende, ja feindselige Haltung gegenüber der HJ übertrug sich vielfach auch auf die Partei und ihre Amtsleiter, erkannte man doch instinkтив das Regime als den großen Schuldigen. So sprachen die Jungen der Jülicher Flak ganz offen von den miesen 'Goldfasanen', und ihr Leutnant versuchte sie nicht immer mit Erfolg zu vorsichtigeren Äußerungen zu veranlassen, hatte er doch am eigenen Leibe die Folgen möglicher Denunziation erfahren, als ihn, den evangelischen Geistlichen,

eine Bemerkung über den Erzbischof von Canterbury vor ein Kriegsgericht gebracht hatte (vgl. Tbd.Int. Nr. 37 sowie Schätz, a. a. O., S. 280).

Es bestand eben vielfach ein stilles Einverständnis zwischen militärischen Vorgesetzten und den LwH. Entsprechend werden trotz aller verschärften Anweisungen und Belehrungen gemeldete Verstöße gegen die Gruppenpflicht und das Tragen der HJ-Binde von den Batterieführern gar nicht oder nur sehr milde bestraft. Selbst die Flakkommandeure stellten mit Sarkasmus immer wieder fest, „daß die HJ, deren Namen und Abzeichen die LwH auf besondere Weisung des Führers tragen, keinerlei Fürsorge und Betreuungsmaßnahmen den Jungen angedeihen lasse“ (Schätz, a. a. O., S. 270). Bei der zunehmenden Ablehnung jeder Bindung an die Staatsjugend reizte der aufgezwungene Gruppenkatalog ‚zu protestierender Verweigerung der Gruppenpflicht‘. Wen alles sollten da die LwH nach dem Befehlsblatt der Reichsjugendführung für LwH und MH (Heft 7, August 1944) nicht grüßen:

»HJ-Führerkorps und alle HJ-Führer mit Kriegsauszeichnungen, Angehörige der NSDAP, des NSFK, Träger des Blutordens, des Goldenen Parteiabzeichens, Angehörige der Waffen-SS, des RAD, der Polizei, der technischen Nothilfe, des Bahn- und Postschutzes, die Wimpel der HJ, des BDM und des Jungvolks, Fahnen und Standarten der NSDAP, Feldzeichen der alten und neuen Wehrmacht, alle Ehrenmale der NSDAP und Gefallenenehrenmale und schließlich die Trägerinnen des Mutterkreuzes« (Bundesarchiv R 21/529 fol. 118 ff.).

Ärger und Gelegenheit zum Klein- und Nervenkrieg gab es also für die HJ-Führung mehr als genug, zumal der HJ-Streifendienst es sich immer mehr angelegen sein ließ (vgl. Tbd.Int. Nr. 27, Jhg. 28), die ‚unvorschriftsmäßige und unvollständige Bekleidung‘ der LwH zu beanstanden und zu überwachen, daß etwa beim Kinobesuch die Jugendschutzbestimmungen eingehalten wurden. Wenn solche Begegnungen zu Handgreiflichkeiten ausarteten, wie das aus anderen Teilen des ‚Großdeutschen Reiches‘ berichtet wird, ‚lagen die Sympathien der Bevölkerung durchweg bei den Luftwaffenhelfern‘ (Schätz, a. a. O., S. 271). Berliner LwH überredete man nach langen Fehden, die HJ-Binde anzulegen mit der Behauptung, im Weigerungsfalle würden Gleichaltrige in den neutralen Ländern oder im feindlichen Ausland interniert (MdL Int. Nr. 13).

2. Die Batteriestellung — neue 'Heimat' der LwH

a) Aachen — Jülich — Alsdorf — Eschweiler

So riß die Bindung zur Parteijugend völlig ab. Nicht mehr Hitlerjunge wollte man sein, Soldat! Nach flüchtiger Musterung waren Mitte Februar Sekundaner der Jahrgänge 1926/27 zur Flakabteilung 514 eingezogen worden, 67 Mittelschüler kamen zur leichten Flakbatterie 5/889. Die Stellungen lagen bei Ventzkyhäuschen, auf dem Golfplatz, dem Tunierplatz, in Richterich, Eilendorf und auf der Beverau. Von den Stellungen heißt es:

»In einer Stube schliefen normalerweise neun Mann auf etwa 20 qm Wohnfläche bei geschlossenen Türen und Fenstern; denn es war nachts in den Wiesen des derzeitigen Bebauungsgebietes 613 sehr kalt. Unvergeßliches Erlebnis des jeweils morgens vor Dienstbeginn aus Nachturlaub Zurückkommenden war der Eintritt in eine kuhestallähnliche Duftglocke. Für je drei Mann existierte eine Aluminium-Waschschüssel für Gesicht, Füße und — zum Empfang der Kaltverpflegung [Brot, Butter, Tomaten, Wurst etc.]« (Brief eines LwH vom 24. 11. 74/Mdl. Int. Nr. 18: G.L.Sch.; 1. Battr.; Jhg. 26).

In drei Schüben wurden 778 Ober- und Mittelschüler in Aachens Batterien geschleust. Im September kamen Jungen aus Monschau sowie die Jülicher zum Schutz des Eisenbahnausbesserungswerkes nach Jülich. Jülicher Jungen vom Jahrgang 1928 wurden im Frühsommer 1944 zum Schutz der Urfttalsperre abkommandiert:

»Wir schliefen in Baracken. Auf der Sperrmauer standen Vierlingsgeschütze, an denen wir ausgebildet wurden. Ich war nicht begeistert, muß aber sagen, daß mich die Bedienung eines Flakgeschützes faszinierte. Im Urftsee, wo er nicht vermint war, konnten wir sogar schwimmen. Bei einem Unwetter sind mehrere Minen hochgegangen, womöglich haben Landser auch einige mit Absicht gesprengt; wir hatten jedenfalls immer viel Fisch. Etwa in Höhe der Berge ringsum standen damals Fesselballons über dem See. Vor den Fliegern hatten wir gleichwohl Angst, und als wir einmal einen abschossen, war da kein Triumph. Im Kloster Mariawald waren noch ein paar Mönche, bei denen konnten wir uns Brot holen. Jeden Sonntag kamen auch unsere Eltern, bis Heimbach mit dem Zug und dann zu Fuß über den Kermeter. Als wir ankamen, waren die NS-Junker noch auf der Ordensburg Vogelsang, aber nachher waren sie schon vor uns weg. Als die Amerikaner bei Rötgen standen, wurden wir erst nach Dortmund verlegt . . .« (Mdl. Int. Nr. 93: OSch. Jülich; Jhg. 28; z. Zt. Pfarrer i. d. Eifel).

Die Jungen aus Eschweiler, Stolberg, Herzogenrath und Alsdorf hatten entweder Alsdorfs Gruben oder die „Zukunft“ in Weisweiler zu schützen. In der Chronik der Stadt Alsdorf heißt es, daß hier 'bis zur Evakuierung drei 2-cm-Flakbatterien mit je drei Geschützen in Tätigkeit waren'. Die erste stand auf einer Wiese hinter dem Wasserturm, die zweite vor Zopp und die dritte hinter der Elisabethschule auf einem Feld. Als Bedienungsmannschaften hatte man 16- bis 17jährige Schüler der Gymnasien von Alsdorf, Herzogenrath und Eschweiler kurz ausgebildet. Unter der Leitung eines Leutnants und einiger Unteroffiziere bedienten sie die Geschütze und wurden durch die Wehrmacht verpflegt. Während der Schulstunden besuchten sie das Alsdorfer Gymnasium. Im Alarmfalle mußten die armen Kerle schleunigst ihre Posten beziehen. Es waren Jungen dabei, die noch ihre Knabenstimme hatten. Täglich sah man vor den Zäunen Eltern, die ihren Söhnen Butterbrote zusteckten (A. Krämer: Alsdorf — Geschichte einer Stadt, 2. Aufl. 1971, S. 269).

Einer der Geschützführer berichtet:

»Ab Januar 1944 gab es jeden Tag Alarm. Da hieß es immer zurück an die Geschütze. Wir hatten eine schnelle Methode entwickelt. An der Schule standen die Fahrräder, und dann ging es immer zu je zweien auf einem Fahrrad zurück in die Batterie. Am Abend stand übrigens für die Wache auch noch die sogenannte Werksflak zur Verfügung« (MdL Int. Nr. 24: Uffz.; damals Stud.-Ass.; Jhg. 1912).

Von ihrem Batterieführer, einem ehemaligen HJ-Gebietsführer mit dem goldenen HJ-Abzeichen, waren die Oberschüler keineswegs begeistert. Er ahndete höchstpersönlich Anzeichen mangelnder Ideologiefestigkeit mit Strafexerzieren auf offener Straße, bis sich vorübergehende Zivilisten darüber aufregten. Ein Wink der örtlichen Gebietsführung genügte, um einen verbotener illegaler Tätigkeit (in katholischen Bünden) bezichtigten Sechzehnjährigen zum Objekt seiner Erziehungsmaßnahmen zu machen und mit schikanösen Urlaubssperren zu bedenken. Freilich hintertrieb der Geschützoffizier, ein mit dem Deutschen Kreuz ausgezeichneter verwundeter Frontoffizier, diesen eindeutigen Versuch, durch Terror zu vollenden, was mit Propaganda nicht gelungen war (MdL Int. Nr. 22). Fast idyllisch muten die Berichte an, die sonst aus den leichten Flakbatterien an den Verbindungslehrer der Flakgruppe Aachen (OStD. Dr. Dreesen) gelangen. Aus Alsdorf wie aus Eschweiler wird vom Verständnis der militärischen Führung gesprochen und erwähnt, daß der Unterricht voll zur

Geltung kommen könne. Hier traten erst Änderungen ein, als sich der Luftkrieg im Vorstadium der Invasion und mit dem Nahen der alliierten Armeen verschärfte. Aus Eschweiler berichtet ein Schülersoldat der ersten Stunden (Jhg. 1926):

»Wir waren untergebracht in Baracken. Das war uns jungen Leuten nicht so schlimm, anspruchsvoll waren wir ja nicht. Wir machten gemeinsam unsere Aufgaben, und bei der gemeinsamen Arbeit kam dann schließlich doch noch etwas raus. War dann irgendwie Alarm, dann ging's natürlich an die Geschütze. Im übrigen waren, wenigstens zu meiner Zeit, relativ wenig Angriffe. Wir hatten dann den Tag über für uns bzw. gelegentlich Appelle. Geschützreinigen und Übungen am Geschütz erfolgten natürlich, aber daß ausgesprochene militärische Ausbildung, sogar Drill oder Schliff stattgefunden hätte, können wir nicht sagen. Davon waren wir verschont, weil die ja wußten, daß wir auch für die Schule noch was zu tun hatten . . . Wir hatten ein recht gutes Verhältnis zu unseren Vorgesetzten. Wir sind nie so recht als Soldaten betrachtet worden . . . Sie ließen uns auch so ziemlich in Ruhe . . . Von der Schule her hatten wir einen gewissen Schutz; es kam zu gelegentlichen Gesprächen des Direktors mit dem Batterieführer, und von daher wurde ja immer betont, daß wir mindestens so sehr Schüler waren wie Flakhelfer. Unser Schülerdasein drang sehr stark durch: wir machten nachmittags unsere Aufgaben, hatten auch unsere Freizeit, von Schliff konnte keine Rede sein. Nachts mußten wir natürlich bei Angriffen raus, und wir erlebten die Angriffe auf Aachen mit. Die Schule litt darunter, daß unsere Aufmerksamkeit und Konzentrationsfähigkeit geteilt war« (Tbd.Int. Nr. 44).

Zum gleichen Termin gingen die zur 7. Klasse versetzten Oberschüler aus Heinsberg und Erkelenz an Batterien der Flakgruppe Mönchen-Gladbach. Zusammen mit Schülern aus Rheydt, Gladbach und Dülken wurden sie betreut von Lehrern aus Mönchen-Gladbach (MdL Int. Nr. 40).

b) Die 'Beutegermanen' aus Eupen-Malmedy

Im September 1943 wurden Schüler aus Eupen, Malmedy und St. Vith eingereiht. Viele von ihnen, besonders aus dem wallonischen Teil der 'eingegliederten' Kreise, fühlten sich mit Recht als Belgier und hatten es besonders schwer. Vergeblich hatte der Direktor aus Malmedy das abzuwehren versucht. Er schrieb an Dr. Dreesen (7.9.43):

»Ich habe neuerdings beim Luftkommando wieder geltend gemacht, daß man von Einberufungen aus Malmedy weiterhin Abstand nehmen möge; denn der Grund, der bisher geltend gemacht worden ist, besteht nach wie vor darin, daß die Mehrzahl unserer Schüler wallonischer Mundart ist und daher dringend im Interesse der Wehrfähigkeit möglichst lange vor ihrer Einberufung in der deutschen Sprache geschult werden sollte« (KKG; Schularchiv).

Übrigens wurden die 'in den seit 1940 in das Reich eingegliederten Westgebieten Eupen-Malmedy, Luxemburg und Elsaß Lothringen zwangsweise herangezogenen LwH (erst) im Dezember durch das OKW in jeder Hinsicht (!) ihren reichsdeutschen Kameraden gleichgestellt. Fortan sollten auch sie zur LwH-Uniform die Armbinde der HJ tragen' (H. A. Koch, a. a. O., S. 314). So heißt es in der bisher erschienenen Literatur, die erkennen läßt, daß die Schülersoldaten aus Eupen-Malmedy offiziell einen Sonderstatus innehatten. In ihren Berichten erscheint darüber gar nichts, vermutlich weil auch ihre Aachener Kameraden, wo nur immer möglich, die ungeliebte Hakenkreuzbinde in der Hosentasche verschwinden ließen. Im Urlaub haben die Jungen aus Malmedy ihre Uniform meist sofort in den Schrank gehängt (Tbd.Int. Nr. 49), doch wird auch berichtet, daß einer in der Heimat stolz den 'bunten Rock' spazierentrug und sogar noch Auszeichnungen, die er nicht besaß (MdL Int. Nr. 33: G.L.Sch.; 2. Battr; Jhg. 27). Das Schicksal sollte diesen Flakhelfern — es waren 12 aus Eupen, 31 aus Malmedy und 19 aus St. Vith — am härtesten zusetzen. Sprachen sie gar noch etwas gebrochen deutsch, so mußten sie sich von Uffz. aus Berlin als 'Beutegermanen' oder 'Saufranzosen' titulieren lassen. Vielfach auch wurden sie auf mehrere Batterien verteilt. Möglicherweise waren dabei Gesichtspunkte maßgebend, die für elsässische LwH bei ihrem Einsatz geltend gemacht wurden. Dort empfahl der Gauleiter, die Elsässer mit reichsdeutschen Jungen zusammen einzusetzen, um „die gegenseitige kameradschaftliche Erziehung zwischen elsässischen und reichsdeutschen Luftwaffenhelden zu gewährleisten, auf die unter keinen Umständen verzichtet werden kann“ (BA: R 21/528 fol. 533). Bald auch fanden sich die Jungen aus Eupen-Malmedy mit ihren Aachener Altersgenossen beim Widerstand gegen den gemeinsamen 'Feind', den zu allen Schikanen bereiten 'Betreuungsunteroffizier' (Tbd.Int. Nr. 38, 49). Eine 'Außenseiterrolle' muß aber manchen bis zuletzt angehangen haben. Wenn in einer Batterie ein besonderer Schabernak gespielt worden ist, heißt es noch heute: „Das waren die aus Malmedy...!“ Gewiß, man kann sich kaum

einen größeren Gegensatz denken als lebhafte Wallonen und preußische Schleifertypen.

»Ein Wallone ist kein Deutscher, er ist anders. Das merkt man — er denkt anders. Die Aachener waren viel besser einzuspannen. Bei den Wallonen war mehr Oppositionslust. Das fing an mit dem Lächerlichmachen der Unteroffiziere und entsprechenden kessen Antworten, daß man nicht richtig verstanden habe oder [beim Buchstabieren des Namens] .Schreibenses wie Se wollen, Herr Unneroffizier, sagte da der M. einmal, da war irgendeine Besichtigung. Die ganze Batterie an den Geräten. Es war kein Alarm — wir sollten etwas vorführen. Da mußten wir zu unserer Meßstaffel marschieren. Das war ein Weg von 100 Metern. Da marschierten wir drei Schritte vor und zwei zurück, immer drei vor und zwei zurück!!! Können Sie sich das Gesicht der Offiziere und Unteroffiziere vorstellen??? Das gab dann nachher Strafexerzieren und alles mögliche. Das war ein Ulk, wir haben uns den Spaß erlaubt. Unser Batteriechef — das war ein Pädagoge, glaube ich, ein älterer Herr schon, der hatte Verständnis für uns — konnte uns das natürlich nicht durchgehen lassen« (Tbd.Int. Nr. 38: OSch. Malmedy: Reichsdeutscher).

»Wir hatten in Richterich ein paar aus Malmedy, die taten sich sehr schwer, das mitzumachen. Man merkte oft, daß sie anscheinend das Gefühl hatten, als geborene Belgier gegen ihre eigene Sache zu stehen. Die kapselten sich auch ab und hatten manche Konflikte. Man hatte ein gewisses Verständnis dafür, aber vorherrschend war das Gefühl: „Die gehören nicht zu uns“« (Tbd.Int. Nr. 14: Mannschaftsführer 3. Battr.; Jhg. 26).

»Von einigen Malmedyern kann ich sagen, daß sie absolut dagegen waren und manches auch bewußt falsch gemacht haben, 'Sabotage' hätte man das nennen können. In der 3. Batterie ist viel davon geredet worden, daß „Werte“ falsch abgedeckt worden sind. Am meisten konnte noch der K6 machen an der Zünderstellmaschine, den konnte keiner kontrollieren« (Tbd.Int. Nr. 26: OSch. St. Vith; Jhg. 28; 3. Battr.).

»Wir hatten einige arme Kerle dabei, die ich eigentlich bedauert habe. Vor allem bei den Malmedyer wallonischen Schülern, da gab es Schwierigkeiten. Der eine war etwas unbeholfen und der wurde gehänselt von so Primitivlingen von Unteroffizieren. Ich erinnere mich, da wurde einer mit 'nem großen Kasten von Reserveläufen für die 2-cm-Kanonen rumgescheucht. Das ging nach der Art, wie das früher so in

Lehrlingswerkstätten üblich war, wo Lehrlinge die 'Böschungswaage' holen sollten. So jagte man den durch die Batterie, von einem Geschützstand zum anderen, bis der physisch total erschöpft war« (Tbd.Int. Nr. 21: KKG; Jhg. 27).

»Wir sind auch von den Soldaten gut aufgenommen worden; die betrachteten uns nach wie vor als Kinder. Wir hatten ein gutes Verhältnis zur Batterie. Alle wurden gleich behandelt, nur Schwierigkeiten gab es, weil hier junge Menschen Dienst tun mußten, die überhaupt keine Deutschen waren, die gezwungen worden sind und nur mit Widerwillen diesen Dienst machten, nur um nicht erschossen zu werden. Da gab es Spannungen, die auch den Kompaniechef manchmal in große Verlegenheit brachten: Die Meldungen vom Malsigerät gingen z. B. an die Geschütze. Ein wallonischer Mitschüler übernahm die Werte von der Zentrale. Er gab nun die Werte oft falsch durch, damit die Flugzeuge nicht getroffen wurden. Es war das sein Anliegen. Einmal hat ein junger Unteroffizier, auch Studienrat, bemerkt, daß die Mitschüler die falsche Flugrichtung eingestellt hatten und daß sehr viele Schüsse in eine andere Richtung gingen. Da hat ihm der Kompaniechef Schwierigkeiten bereitet, wie das möglich war. Aber er hat das überstanden, er wußte, wo die Ursachen zu finden waren, hat aber die belgischen Mitschüler in Schutz genommen und hat die falsche Einstellung verschwiegen« (Tbd.Int. Nr. 17: OSch. Malmedy, reichs-deutscher Herkunft; Jhg. 26).

Einer der Malmedyer Schülersoldaten sieht den Vorgang etwas anders, meint aber, die beiden fraglichen Mitschüler seien zur Strafe bei ihrer Entlassung in eine Strafkompanie gekommen, mit der sie an die Rußlandfront mußten, von der beide nicht mehr in die Heimat zurückkamen:

»Es gab in der Batterie nachher einen großen Ärger mit zwei Mitschülern. Es wurde sogar dem einen vorgeworfen, er betreibe Sabotage. M. war in der Umwertung, und man warf ihm vor, falsche Zahlen durchgegeben zu haben. Das war zu Beginn(!) gewiß ein Irrtum, doch er wollte nie zugeben, daß er etwas nicht ganz verstanden habe, wollte nicht bloßgestellt werden. Der Oberwachtmeister H., in Zivil ein Rechtsanwalt, war übrigens auch der festen Meinung, alles beruhe auf einem Irrtum, Sabotage liege hier nicht vor« (MdL Int. Nr. 79: OSch. Malmedy; wallon. Herkunft; Jhg. 26).

»Wir hatten auch eine Gruppe aus Malmedy da. Als Schüler haben wir uns gut vertragen. Nun waren das z. T. Leute, die der Widerstandsbewegung, der 'armée blanche', sehr sympathisierend gegenüberstanden. Und die haben uns immer verheißen — die hörten ja auch die ausländischen Sender — wir konnten das auch nur spärlich hören: „Ihr werdet's noch erleben! Die kommen hier mit Tausenden von Flugzeugen!“ Und als die dann wirklich kamen, waren die natürlich am triumphieren. Als dann die Invasion kam, haben die sehr oft die ausländischen Sender gehört. Aber wir haben, weil sowieso bei uns mancher 'anti' war und weil es unsere Schulkameraden waren und wir die sehr gut verstehen konnten — 'Beutedeutsche' waren das, die mußten bei den Deutschen dienen — haben wir da nie was daraus gemacht. Ich hab' nur nachher gehört, daß da, als die ersten Amerikaner erschienen sind, die zum großen Teil übergelaufen sind — was ich verstehen kann. Die haben die nächste Gelegenheit benutzt, abzuhauen. Der schneidige Batteriechef, der hatte da mal gesagt: „Damit das klar ist, hier wird nicht Belgisch gesprochen, hier wird nur Deutsch gesprochen!“ Die unterhielten sich schon mal französisch, damit wir nichts verstanden. Nu kam der Charles, den mußte man sehen, so'n richtiger Wallone, kam also in die Baracke und sagte: „Der Batteriechef, die blöde Sau, sagt, wir sollen nich Belgisch sprechen, wir sprechen nur Französisch!“ Die meisten von denen waren darauf aus, möglichst früh rauszukommen« (Tbd.Int. Nr. 1: KKG; Jhg. 27).

»In unserer Batterie waren auch Malmedyer, auch solche, die Französisch sprachen, wenn wir es nicht verstehen sollten. Einer von denen sprach nur gebrochen Deutsch, und sie wurden von den Unteroffizieren durchaus als 'Beutegermanen' behandelt. Es heißtt, einige von ihnen sollen, ehe sie abhauten, den Unteroffizieren noch eine Handgranate in die Baracke geworfen haben« (Tbd.Int. Nr. 15:Hi.Sch.; Jhg. 28; 6. Battr.).

Die Geschütze standen falsch; der Engländer wurde gehört, manche sind getürmt u.s.w.; heute noch immer heißt es: Das waren die aus Malmedy !!! Bedenkt man, was hier geschieht und wie dieselben Leute 1945 der Kollaboration zumindest verdächtigt wurden, so kann man verstehen, daß sie sich als 'Menschen zwischen den Fronten' fühlten. Das wird manchem auch jetzt noch von gedankenlosen Zeitgenossen, selbst von Aachener Politessen, oft genug bestätigt. Aufmerksam registriert mancher, daß man 'Saubelgier' hinter ihm herschimpft, wenn er die Vorfahrt nicht beachtet haben soll, daß ihm, dem Ortsfremden, Verwarnungen zukommen, die einem daneben parkenden Einheimischen erspart bleiben

(MdL Int. Nr. 19). In Malmedy heißt es oft nach einer Stippvisite in Aachen: „Ils sont encore les mêmes Nazis qu'autrefois!“ Manche erinnern sich besonders der ehemaligen belgischen Religionslehrer, die eine Jugendgruppe gründeten, um aus christlicher Gesinnung zwischen jungen Deutschen und Belgiern Freundschaft zu stiften (Tbd. Int. 17: eh. OSch. Malmedy; Jhg. 27). Als einige Belgier aus diesem Kreis einberufen werden sollen, jener zu den Luftwaffenhelfern, dieser zum RAD, ein anderer zur Wehrmacht, da beraten sie sich mit Abbé Peters, dem beliebten Jugendkaplan und Präses der JEC und JOC. Er will sie nicht von ihrer Gewissensentscheidung entbinden, rät zwar vielen, mit Rücksicht auf die Eltern der Einberufung Folge zu leisten (MdL. Int. Nr. 72), hilft dann aber u. a. auch zweien, die zu den LwH sollen, sich nach Altbelgien durch die nahen Wälder abzusetzen (MdL. Int. Nr. 7, 20, 62). Das war allerdings im Frühjahr 1943, bevor es im nachhinein dem Direktor der Oberschule gelungen war, für die Jungen seiner Schule einen Aufschub zu erwirken (s. o.). Die Gestapo, deren Leiter ein Lehrer der Oberschule Malmedy war, hörte die Gespräche ab, der Geistliche, als beliebter Seelsorger schon lange auf der „schwarzen Liste“, wird verhaftet, ins KZ gebracht und in Berlin enthauptet. Der 1894 in Verviers geborene ehemalige Religionslehrer an der Mädchenschule in Malmedy war Träger belgischer Auszeichnungen aus dem Kriege 1914/18. Sein Freund Abbé Hilgers berichtet am 7. 7. 43 nach Aachen:

»Der Anwalt des Herrn Rektor Peters hat seiner Hauswirtin die Mitteilung gemacht, daß das Urteil am Abend des 1. Juli vollstreckt worden ist ...«

Dr. Sträter versieht das Schreiben mit handschriftlichen Marginalien:

» War B. Wienken noch nicht bekannt. Er zweifelt in etwa an der Richtigkeit der Mitteilung, wollte sich bei dem zust. Gefängnispfarrer erkundigen. H.«

In der gleichen Personalakte beim Diözesanarchiv befindet sich auch die unter Nr. 3288/43 vom Standesamt Charlottenburg ausgestellte Sterbeurkunde:

»Der Rektor Josef Peters, kath., wohnhaft Malmedy, ist am 1. Juli 1943 19.09 Minuten verstorben.«

Bischof Winken, der seitens der Fuldaer Bischofskonferenz mit den Spitzen des Dritten Reiches zu unterhandeln hatte, schrieb nach Aachen am 18. Mai:

»Es wurde mir vor einigen Tagen mitgeteilt und vom Reichssicherheitshauptamt bestätigt, daß Religionslehrer Josef Peters aus Malmedy zum Tode verurteilt worden ist. Herr Peters erwartet anscheinend, daß kirchlicherseits Schritte unternommen werden, damit die Todesstrafe im Gnadenwege erlassen wird. Ist dortseits in diesem Sinne etwas unternommen worden? Sehr beunruhigt bin ich über die Mitteilung des RSHA, daß es im Gebiet Eupen-Malmedy notwendig geworden ist, gegen eine größere Anzahl von Geistlichen mit polizeilichen und gerichtlichen Maßnahmen vorzugehen . . . Wie ist die Haltung der Geistlichkeit in Eupen-Malmedy zu erklären? Ich konnte dem RSHA nur sagen, daß nach meiner Kenntnis gerade im Gebiet Eupen-Malmedy die Geistlichen im Jahre 1940 sich durchaus loyal eingestellt hatten« (Personalakten J. Peters — Diözesan-Archiv Aachen).

Die Verwunderung des im fernen Berlin residierenden Verhandlungsführers zwischen Episkopat und Reichsregierung ist anscheinend echt. Für den Seelenhirten der Aachener Diözese war die Haltung dieser Geistlichen eher selbstverständlich, und in seiner furchtlosen Art hat er selbst dem ihm neuerdings anvertrauten Geistlichen auch im Aachener Polizeigewahrsam seine Fürsorge zukommen lassen. In jenen Tagen werden ja auch aus dem grenznahen, z. T. eingedeutschten Teil der Provinz Lüttich insgesamt vier Ortgeistliche hingerichtet. (Vgl. *Livre d'Or de la Résistance Belge o. J. Bruxelles p. 403 ff.* 'Martyrologie de la Résistance: Province Liège'; H. Selhorst: *Priesterschicksale im Dritten Reich*, M.Gladbach 1973.) Weniger Verständnis fand allerdings der aus Büllingen stammende Abbé Hilgers, früher Religionslehrer in St. Vith, der im gleichen Sinne wie Abbé Peters wirkte, einen Gestellungsbefehl erhielt und in seiner Gewissensnot statt Zuspruch einen Appell über sich ergehen lassen mußte, man habe für Volk und Vaterland seine Pflicht zu erfüllen, wie sich der Hochw. Herr Generalvikar auszudrücken liebte. Die rasche Besetzung Malmedys durch die Alliierten ließ ihn mit dem Leben davonkommen. Beim Malmedy-Prozeß half er 1946 angeklagten Vennbauern, die flüchtige deutsche Kriegsgefangene beherbergt hatten ebenso wie vorher belgischen Flüchtlingen. Als er im Vorjahr starb, folgten Tausende seinem Sarge.

Der reichsdeutsche Lehrer, der Abbé Hilgers bezahlen ließ, kam nach dem Kriege ebenso wie die meisten aus dem Reich stammenden SS- und Gestapo-Leute recht glimpflich davon. Sie lebten unbehelligt unter uns, obwohl sie meistens in Abwesenheit von belgischen Gerichten zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt worden sind. Ihre kleinen Handlanger, aber auch schon die halbwüchsigen Luftwaffenhelper, die deutsche Uniform trugen, haben für unfreiwilligen Dienst in der Wehrmacht schwerer büßen müssen. Das verbittert manchen, der mit 15 Jahren in Aachens Batterien eingegliedert wurde.

Wie solche Einkleidung vor sich ging, braucht wohl kaum berichtet zu werden. Im Dienst trugen die LwH Uniformstücke der Luftwaffe ohne die für die Soldaten typischen Dienstgradabzeichen. Röcke, Mützen sowie die rechte Seite der Blusen zeigten den Luftwaffenadler und kennzeichneten die Träger de facto als Soldaten. Für Ausgang und Urlaub gab es eine blaugraue Uniform aus Luftwaffentuch mit den Emblemen der Luftwaffe, eine Schirmmütze, ähnlich der HJ-Skimütze, eine Bluse mit aufgesetzten Taschen und Schulterklappen und eine lange Überfallhose. Im Hosenbund oder über der Bluse wurde dazu das Lederkoppel der Luftwaffe getragen! Am linken Oberärmel der Bluse war ein kleines dreieckiges Abzeichen aufgenäht, das auf schwarzem Grund in weißen Antiqua-Buchstaben das Wort Luftwaffenhelper zeigte. Da dieses Abzeichen in seiner Form den Formationsabzeichen der HJ entsprach, wurde es vielfach von den LwH abgetrennt wie die HJ-Armbinde (vgl. Koch, a. a. O., S. 314 f.). Die Wirkung auf Mütter, die zum ersten Mal ihre Söhne in der Batterie besuchen durften, schildert uns Frau C.

»Es war doch hart, wenn ich daran denke. Die haben sie zurechtgefummelt mit allen möglichen Resten, was sie so zusammengebracht hatten. Im Drillingszeug standen sie nun da als halbe Soldaten vor uns« (Tbd. Int. Nr. 2).

c) Du sollst sonntags eine hl. Messe . . .

Beim ersten Urlaub ernteten manche ungewollte Heiterkeitserfolge, ehe sich Mütter oder Schwestern bereitfanden, die allzulangen Ärmel und Hosenbeine umzunähen (Mdl. Int. Nr. 65). Als jedenfalls die Familien ihre Soldatenschüler zum ersten Mal wiedersahen, hatten die aus der Beverau schon ein ernstes Gefecht hinter sich. Es ging um den ersten und einzigen

Kirchgang einer geschlossenen Gruppe von LwH, den Jungen der 7. Klasse angeregt hatten. Der Mannschaftsführer berichtet:

»Das war der erste Sonntag, den wir da waren, da wir ja brav erzogen waren und gelernt hatten: „Du sollst sonntags die Messe mit Andacht hören!“, ging ich also samstags nachmittags zu dem zuständigen Spieß, Reichler hieß der Bursche, und fragte, wie es morgen mit dem Kirchgang sei. Der hatte also nur große Augen, da könne er gar nichts sagen, er müsse zuerst mit dem Batteriechef sprechen. Dann hat er das getan, ich bin also nach einer Stunde hin, und er sagte: Ja, wir könnten in die Kirche hin, aber vor dem Dienst. Wir müßten zum Wecken wieder da sei. Das war eine bewußte Schikane. Das hieß, daß wir Kinder also wieder mindestens zwei Stunden vorher aufstehen mußten als die anderen. Und es wurde mir gesagt, ich hätte dafür zu sorgen, daß die Stuben beim Weggang aufgeräumt seien, also so, als ob schon Dienst wäre . . . Punkt 6 hat M. mich geweckt. Ich bin dann also durch die Buden und hab' die Kameraden geweckt und stellte bei diesem Wecken fest, daß einer sagte: „Ich geh nicht mit!“ Ich drohte also mit Mutter und Eltern und allen Biestereien, und da sagte der arme Kerl: „Ich bin evangelisch!“ Und da hatte ich keine Ahnung von, daß wir einen Evangelischen unter uns hatten, weil das KKG doch früher eigentlich Katholischen vorbehalten war . . . Der Nichtkatholische durfte liegen bleiben, alle andern sind mitgegangen. Wir haben die Buden tip top aufgeräumt, haben die Betten gebaut wie nie, weil uns also schon schwante, daß es Ärger geben würde. Wir sind dann in die Kirche, schön still aus der Batterie, damit wir keinen weckten, kamen in die Kirche Herz-Jesu. . . N. hatte das sehr schnell gemerkt, schickte Gebetbücher . . . Nach dem Dienst sind wir sehr zackig, das hatten wir uns überlegt, wenn wir da oben in die Batterie kommen, dann stehen die da gerade auf, die werden uns also empfangen und gucken, machen die das auch ordentlich. Das war vorbildlich: mit einem frischen Lied auf den Lippen in die Batterie hinein! „Stillgestanden — Abteilung weggetreten! Nur Absätze will ich sehen“. Das klappte tadellos. Dann sind wir in die Bude gekommen und da war Sodom und Gomorrha. Da waren die Strohsäcke ausgeschüttet, die Bettlaken da durch, der Kaffee darübergeschüttet, die Buden sahen aus wie nach einem Luftangriff. Alles Schikane! Dann kam unser lieber Unteroffizier. Der Amelunxen, den nahmen wir nicht für voll, das war auch ein Geisteskranker. Dann hieß es: „In 1 Stunde sind die Stuben wie geleckt!“ Dann haben wir natürlich geschuftet, wieder alles in Ordnung zu bringen. Das war eine Heidenarbeit.

Ich mußte dann am nächsten Tag zur Untergruppe auf dem Lousberg. Da wurde ich gefragt, warum ich in die Kirche gegangen war. Man hat mich stillstehen lassen, zwei Stunden lang, mir lief das Wasser in Strömen vom Kopf herunter, weil ich stillstehen mußte in einer überheizten Bude. Man hat mir erzählt, Katholizismus und Soldatentum würden sich nicht vertragen, das war' wie Eisenbahnschienen, man meinte, sie würden sich treffen, sie würden aber nur immer nebeneinander herlaufen. Ich weiß nur einen Einwand — unsere Vorbilder waren ja damals Schlageter oder Mölders, ein großer Kampfflieger, von dem man gehört hatte, er sei ein guter Katholik. Dann wandte ich ein, auch Katholiken könnten gute Soldaten sein, Herr Mölders war' ja auch einer. Antwort: „Mit diesen Leuten werden wir auch noch fertig!“ Das war also recht böse alles. Das war aber noch nicht genug, ich bin zurück in die Batterie, wurde dann abgesetzt, weil ich in die Kirche gegangen war . . . Das hat aber nur Tage gedauert. Wir mußten dann nochmals zur Untergruppe und wurden gefragt. Und da war bei der Gelegenheit der NN mit dabei und der wurde also gefragt und hat da die Bemerkung gemacht mit der Schule (daß das KKG eine 'katholische Schule' sei). Und das hat man Herrn Dreesen übelgenommen. Am Freitag danach, als wir in die Schule kamen, — der Zeus, der uns Griechisch gegeben hatte, vorher und ich, weil ich kein großer Griechen war und es auch 'nicht besonders gut mit ihm konnte' — kam der stillschweigend und hat mir auf die Schulter geklopft und hat mir nur gesagt: „Das habt ihr gut gemacht!“ Ich bin sicher, er hat da mißliche Dinge in Kauf genommen und sich deshalb auch beschimpfen lassen müssen . . . Der nächste Samstag kam also wieder heran. Ich bin dann wieder hin, wie es mit dem Kirchgang wäre. Da haben die mich für total bekloppt erklärt. Dann gab's auch Gründe, das zu versagen: „Inzwischen sind die ausgebildet, und wir können die nicht mehr entbehren in der Batterie . . .“ Und das sahen wir noch immerhin ein . . . und haben nichts mehr unternommen« (Tbd.Int. Nr. 4: Jhg. 26; Mannschaftsführer 4. Battr.).

»Wir sind dann doch noch heimlich zum Gottesdienst nach Herz-Jesu oder nach Burtscheid. Das war zwar verboten, aber daran haben wir nicht gedacht, daß man so etwas als 'Entfernung von der Truppe' hätte auslegen können. Bewußter Widerstand war das nicht, über die Tragweite war man sich eben nicht im klaren. Das war für uns eher ein Abenteuer. Wenn das ruchbar geworden wäre, hätte uns Ltn. W. möglicherweise gedeckt und vielleicht auch der Obergefr. O., der stand nämlich der kath. Jugend nahe oder auch linken Gruppen und hatte uns geraten, beim Kirchgang so zu

verfahren. Wo er genau stand, kann ich nicht einmal sagen, möglicherweise hatte er auch etwas mit Jungen» (MdL Int. Nr. 30: KKG; Jhg. 26).

Im übrigen durften nach einem Runderlaß die LwH ausdrücklich in Uniform die Messe besuchen, natürlich erst nach Beurlaubung durch den Geschützführer und den Hauptwachtmeister (Spieß). Verboten aber wurde ausdrücklich das Ministrieren in Uniform:

A b s c h r i f t

Der Reichsminister der Luftfahrt

Az. 11b Nr. 52 741/44 (Wehramt 1 VI E)

Berlin, 3. Juni 1944

Betrifft: LwHelper (HJ) als Ministranten

An

Luftflottenkommando Reich

Lg. Kdo I, III, VI, VII, VIII, XI, XVII.

Abweichend von den für den Besuch konfessioneller Veranstaltungen in Parteiform geltenden Bestimmungen ist den Lw.Helfern (HJ) im Hinblick auf die besonders gelagerten Verhältnisse die Teilnahme an Gottesdiensten und anderen kirchlichen Veranstaltungen auch in Lw.Helper-Uniform gestattet.

Die Ausübung des Ministrantendienstes bei Wehrmachtgottesdiensten und militärischen Beerdigungen sowie bei Zivilgottesdiensten ist ihnen jedoch in Uniform grundsätzlich (Hervorhebung im Original) verboten. Bekanntgabe erfolgt im nächsten Nachtrag zu den Lw. Helperbestimmungen.

im Auftrage, . . .

Aus der Batterie Beverau wird berichtet, daß der Jugendkaplan von der Pfarre Herz Jesu seine Gruppenabende in die Nähe der Batterie verlegte und ein Teil der LwH aus der 4. Batterie daran teilnahm. Hier kann man nur wieder staunen, wie eng die Klassen zusammenhielten, indem sie solch wöchentliche Abwesenheit ihrer Mitschüler nicht ruchbar werden ließen (vgl. MdL. Int. Nr. 50). In einem ähnlich gelagerten Fall aus Trier, wo Pater Pereira SJ religiöse Gruppenstunden für LwH eingerichtet hatte, kam es

auf Grund einer Denunziation zur Verhaftung dieses Seelsorgers, der ins KZ eingeliefert wurde (vgl. H. Schätz, a. a. O., S. 268). Als in Straßburg der Religionslehrer einer Oberschule erschien, um im Mannschaftsraum eine religiöse Erbauungsstunde abzuhalten, wurde er vom Batteriechef der Stellung verwiesen. Der Geistliche verläßt die Stellung, richtet aber zuvor an die LwH die Worte: „Da seht ihr, wie schwer es uns gemacht wird; haltet an eurem Glauben fest!“ Es schaltet sich der Stadtcommandant ein, und der Professor wird suspendiert. „Andere Maßnahmen“, so kommentiert der Sonderbeauftragte, „stehen noch aus“ (zitiert nach L. Schätz, a. a. O., Anm. 75, S. 45). Der Spieß der 4. Batterie, ein subalterner Parteibeamter, hätte wohl auch nicht erfahren dürfen, was der Jugendkaplan von Herz Jesu im nächsten Bereich seiner Batterie veranstaltete. Bereits nach dem gemeinsamen Kirchgang seiner Helfer hatten er und einige Unteroffiziere gedroht:

„Wartet nur, in einem Jahr ist das anders!, wir werden Euch schon zurechtbiegen!“ Da ihm das nicht gelang, schrieb er denen, die er für die 'Rädelshörer' hielt, entsprechende Bemerkungen in die 'Personalpapiere'. Einer las nach seiner Einberufung zur Heeresflak auf der Schreibstube, wo er zeitweilig eingesetzt war: „R.Sch. hat aktiv gegen den Nationalsozialismus gehandelt und seine Kameraden in diesem Sinne beeinflußt!“ Jetzt erst konnte er sich erklären, warum ihm beim RAD der Feldmeister so häufig eine ganze Stunde lang Sonderunterricht in nationalsozialistischer Ideologie erteilt hatte (MdL Int. Nr. 50: KKG; Jhg. 26; 4. Battr.). Ein Luftwaffenhelper aus Monschau entdeckte ähnliche Eintragungen, die er dem Betreuungsunteroffizier der 2. Batterie verdankte (Tbd.Int. Nr. 9).

3. Militärische Vorgesetzte und Kameraden

a) Der Betreuungsunteroffizier

Die Unteroffiziere kommen in den Berichten der ehemaligen Soldatenschüler recht schlecht weg. Über die meisten ist sich die Mehrzahl der 'Helfer' einig:

„Harmlose Rauhbeine mit einem sagenhaften Vokabular“ (MdL. Int. Nr. 61: KWO; Jhg. 27; 5. Batterie Turnierplatz).

„Unser Betreuungswachtmeister, das war ein Pelzhändler, glaub' ich, aus Berlin, der so etwas das Gehabe von Hermann Göring zur Schau trug.

Der Luftwaffenmantel des Wachtmeisters S. war also mit Hermelin gefüttert oder so weißem Pelz. Jedenfalls, das sah jedenfalls immer sehr feudal und dekorativ aus. Dann hatte er so ein weittragendes Organ. Der empfing uns und hielt also eine tolle Ansprache ...“ (Tbd.Int. Nr. 21: 4. Batterie Beverau).

»Wir hatten dann einen Wachtmeister, das war ein Schw., ein ausgesprochenes Ekel. Der trieb sich mit allen möglichen Frauen herum und gefiel sich darin, uns mit allen möglichen schweinischen Ausdrücken zu belegen . . . Der hatte z. B. eine unsinnige Freude daran, uns sonntags morgens, wenn die Mädchen zur Kirche gingen und an uns vorbeikamen, im Nachthemd über die Wiese zu jagen, im Entengang u.s.w. Und wir im kurzen Hemd. Dann stand der 20, 30 Meter davor und hatte eine irrsinnige Freude, uns vor diesen Mädchen fertig zu machen und dann die nötigen Ausdrücke dazu zu gebrauchen . . . Die ersten vier Wochen sind in meinem damaligen Leben — als Junge die schlimmsten gewesen. Die Schimpfworte, die Schleiferei und das Schikanieren, das hat uns rein körperlich schon so fertig gemacht. Wenn man bei dreißig Grad in voller Wintermontur mit Gasmaske zehnmal die Wiese rauf und runter robben muß, dann ...« (Tbd.Int. Nr. 24: KKG; 4. Battr.; Jhg. 27).

»In Aachen, da hatten wir Vorgesetzte: Uffz. und Wachtmeister, die waren unter aller Kritik. Einer hieß noch Schleifer, und der Name war beziehungsreich. Der sah jeden Tag nur danach aus, Leute zu schikanieren und anzuschreien« (Tbd.Int. Nr. 9: OSch. Monschau; erst Jülich; dann 2. Battr.).

»Er war nicht ganz so unübel, aber er hatte einen Stellvertreter, und das war ein borniertes Rindvieh . . . Für uns gab es, weil die zwei befreundet waren, dadurch auch mit diesem Betreuungswachtmeister manche Reibereien. Ich habe die längste Strafarbeit meines Lebens nicht in der Schule geschrieben, sondern als LwH auf Anordnung dieses „Vorgesetzten“. Es handelt sich darum, 500 mal den Satz zu schreiben: „Wir müssen zum Stubendurchgang unsere Stuben einwandfrei sauber haben!« (Tbd.Int. Nr. 14: Mannschaftsführer 3. Batterie; Richterich).

»Wir haben manchesmal die Zähne zusammenbeißen müssen, indem wir uns scheuchen ließen. Wir machten denen das Leben schwer, oder wollten es ihnen schwer machen, aber die saßen letzten Endes am längeren Hebelarm. Stundenlang sind wir den Hanbruch rauf und runter gerobbt« (Tbd.Int. Nr. 40: Jhg. 27; 2.Battr.; G.L.Sch.).

»Der Spieß war am schlimmsten: Beim Stubendurchgang hieß es immer: „Ach, da liegt ja auch der, das schwarze Schwein, links hat er seinen Schott und rechts die Bibel!“ Den Wachtmeister B., den wußten wir zu nehmen; der erzählte so gerne, und wir taten dann so, als ob wir ihm mit Andacht lauschten. Daher hatten wir bei ihm einen Stein im Brett. Lebhaft erinnere ich mich noch an den Uffz. B., einen evangelischen Pastor, der uns beizubringen versuchte, Christentum und Nationalsozialismus seien miteinander vereinbar« (MdL Int. Nr. 50: KKG; Jhg. 26; 4. Battr.).

»Wenn es einmal ruhiger war in der Batterie, dann gab es sofort wieder Drill mit allen Schikanen. Wir waren zuerst entsetzt über das Niveau. Vergleichbares kannten wir bis dahin nicht, besonders, was das Vokabular betrifft, mit all den Anzüglichkeiten betr. Sex und Geschlechtlichkeit« (MdL Int. Nr. 26: G.L.Sch.; Jhg. 26; 1. Battr.).

»Als Betreuungsunteroffizier hatten wir einen Fähnrich, der selbst die Schule besucht hatte. Man versuchte es bei uns auch mit echtem Kasernendrill, doch habe ich später weitaus härtere Dinge erlebt. Für den Anfang war manches ungewohnt, zumal uns das so unvorbereitet traf« (MdL Int. Nr. 25: Hi.Sch.; Jhg. 26; 6. Battr.).

»Wir haben anscheinend damals Glück gehabt; das mag einmal auch an den Eltern gelegen haben, die sich darum gemüht haben, daß die gemachten Zusagen eingehalten wurden. Zum andern waren die Offiziere menschlich angenehme Leute und auch unser Betreuungswachtm. S. Von den anderen sind wir durchaus beneidet worden. Wenn die anfingen, haben wir meist geschwiegen« (MdL Int. Nr. 60: 5. Battr.; KWO; Jhg. 26).

»Da war mal 'en Unteroffizier, der kam gerade von der Uffz.-Schule, ein älterer schon, 'en ordentlicher Mann, aber nicht besonders begabt. Der hatte nur im Ohr behalten: 'preußische Disziplin', die besteht unter anderem darin, wenn er — die Luftwaffenturnhosen, die waren blau, — wenn er auf diese Turnhose zeigt und sagt: „Diese Turnhose ist rot“, und dann jemanden fragt: „Wie ist diese Turnhose?“, dann mußte man sagen, diese Turnhose sei rot. Daraufhin habe ich so deutlich reagiert, daß er merkte, ich sei wohl die geeignete Stelle zu einem Experiment. Er fragte nun: „N.wie ist diese Turnhose?“ „Die ist blau.“ „Ich sage Ihnen, diese Turnhose ist rot! N., wie ist diese Turnhose?“ „Die ist aber für mich blau geblieben.“ Der hätte von mir Sätze haben können: „Nach Aussage des Herrn Uffz. ist diese Hose rot“, aber der brachte mich nicht dazu, zu sagen: „Diese Hose ist rot!“ Und es gab auch, wenn man es genauer durchleuchtet, keine

Möglichkeit für ihn, das durchzusetzen. Damit wäre er hinten runter gekippt« (Tbd.Int. Nr. 14: 3. Battr.; Jhg. 26).

»Ein Maurermeister, der seine sozialen Minderwertigkeitsgefühle an uns ausließ. „Die intellenten Aburenten, denen werden wir es zeigen, was das heißt: Soldatsein!“« (Tbd.Int. Nr. 11: G.L.Sch.; Jhg. 27; 2. Battr. Hanbruch).

»Wir hatten einen Ausbilder, der uns als Rekruten behandelt und zu jeder Zeit und Unzeit geschliffen hat, obwohl wir doch außerdem Unterricht und Wachtdienst hatten. Wir wurden nicht für voll genommen, obwohl wir einen Soldaten ersetzten . . . Noch in den letzten Tagen sind wir in Aachen unheimlich geschliffen worden. Einer trieb es bis zum Sadismus, zum Weißbluten. Die trieben das so weit, da fehlte nur ein bißchen, und wir hätten die totgeschlagen« (Tbd.Int. Nr. 7: Jhg. 26; G.L.Sch.; Eilendorf 1. Battr.).

»Die Unteroffiziere, das waren doch z. T. recht simple Leute, die kein Verständnis hatten vor allem für die Malmedyer. Die Schule war in deren Augen ein überflüssiger Humbug« (Tbd.Int. Nr. 38: OSch. Malmedy).

»Der Wachtmeister, das war ein ziemlich übler Typ, ein kleiner Angestellter einer Parteiorganisation, der uns fühlen ließ, daß wir Schüler waren, 'was Besseres also'. Wir taten, was man uns sagte, was anderes blieb uns nicht übrig« (Tbd.Int. Nr. 39: G.L.Sch.; Jhg. 27).

»Wir wurden schwer unanständig gedrillt. Die Brüder machten sich 'ne Freude daraus, 'nen Oberschüler zur Schnecke zu machen. Berlin-Wedding, das sagt genug« (Tbd.Int. Nr. 40: G.L.Sch.; Jhg. 27).

Eine Schülermutter weiß noch genau, wie sich die Herren beim Elternbesuch einmal herausredeten:

»Von denen sagte mal einer zu uns, die Jungen wären ihnen doch überlegen, sie wären bedrückt, wenn sie mit denen umgehen müßten, die machten sie mit Worten fertig« (Tbd.Int. Nr. 29: Schülermutter der G.L.Sch.).

»Wir sind selbst mit unserem Unteroffizier fertig geworden. Wenn man solidarisch ist, kann man etwas erreichen . . . Durch die Batterie führte ein Fußweg. Wenn wir morgens antreten mußten zum Appell und ein Mädchen kam vorbei, dann sollten wir rufen auf sein Wort: „Was sagt die Gruppe:“ ... „Morgen Puppe!“ Damit wollte der dem Mädchen imponieren. — Da nun stellt sich der Affe dahin: „Was sagt die Gruppe?“ — — Eisiges Schweigen —

— Da ging das los, wir mußten durch den Dreck robben; dann fingen wir an langsam zu machen; dann brüllte der, wir sollten schneller machen — Aber wenn dreißig Mann nicht wollen . . . Was konnte der dann machen?« (Tbd.Int. Nr. 31: 4. Battr.; Jhg. 26).

»Nur ein Beispiel — Alte Methode: Strafexerzieren. Wir sollten einmal um die Batterie laufen. „Wer zuerst hier ist, kann wegtreten!“ Der erste sollte dann den Deckel der Munitionskiste aufheben. Gut, dann war also bei normalem Komißbetrieb, hätte jeder zuerst aufhören wollen, also wäre bemüht gewesen, der erste zu sein. Wir haben 'ne große Linie gebildet, als wir um die Batterie (laufen sollten?), einen Kreis um den Deckel der Munitionskiste gebildet und haben diesen gemeinsam aufgehoben« (Tbd.Int. Nr. 1; KKG; Jhg. 27; 4. Battr.).

»Diese Maurer vom Berliner Schlachthof, die auf uns losgelassen waren! Richtige, mit allen Wassern gewaschene Schleifer — Zwölfender. Diese Berliner Soldateska war auf die Idee gekommen, wenn wir die nicht parat machen, dann werden wir mit denen nicht fertig. Wenn wir die nicht körperlich ermüden, dann fressen die uns nicht aus der Hand! Manche von uns kriegten Heulanfälle, wenn sie das Wort 'Fußdienst' hörten. Da an der Vaalser Straße, da ist ein Fußballplatz — Schwarze Asche — da gibt es nicht einen Quadratmeter, den ich nicht auf dem Bauche kriechend kennengelernt habe. Der andere Ort war so eine Wiese . . . wo jetzt die Hochhäuser stehen — mit Kuhfladen drin. Da fand die andere Schleiferei statt. Die da nur versucht haben, an einem Kuhfladen vorbeizukommen, die sind nachher mehr als durch einen durch, so daß sie von Kinn bis Fußspitze grün waren. Und am Ende dann hieß es: Heute abend um sechs ist das Drillichzeug sauber!« (Tbd.-Int. Nr. 30).

Noch 1946 war der Ärger bei angehenden Juristen, Medizinern und Pädagogen groß:

»Die berichteten stolz — bei einem der ersten Klassentreffen hier in Aachen, daß sie zu einer Clique losgezogen waren, weil sie entdeckt hatten, unsere Berliner Schlachthofmaurer waren endlich wieder in ihren alten Beruf zurückgekehrt. Sie hatten entdeckt, daß die irgendwo, ich glaub', auf dem Adalbertsteinweg, 'nen Neubau setzten. In 'ner Nacht sind die los — und haben so ungefähr alles, was an Mauern umzustürzen war und an Gerüsten, umgestürzt, weil sie glaubten, sie würden diese Maurer damit treffen können« (Tbd.-Int. Nr. 30).

»Von besonders tiefer und nachhaltiger Bedeutung war der jeden Mittwoch vormittags stattfindende 'Fußdienst' — eine stundenlange Schleiferei bis zur völligen physischen Erschöpfung. Als Soldat in der Kaserne bin ich später längst nicht so geschliffen worden. Diese sadistische Schleiferei (vorgeblich zur Abhärtung im Hinblick auf künftige Anforderungen des Fronteinsatzes) wurde zusätzlich auch unregelmäßig zur Disziplinierung und Bestrafung beispielsweise bei unordnungsgemäßem Stubendienst veranstaltet, hier dann mit erweitertem Repertoire — „Auf die Spinde!“ . . . „unter die Betten!“ Exerzitienmeister: der sogenannte Betreuungs-wachtmeister H. Typ: Ratte, Himmelstoß, Radfahrer, denn er war offenbar im Sinne seines Herrn, des Batteriechefs, tätig. Interessanterweise nicht ohne intellektuelle Ambitionen, soll er im Zivilberuf Lehrer gewesen sein. Dieser sogenannte Fußdienst hat mich und viele Mitschüler stärker beeindruckt als das eigentliche Kampfgeschehen. Chef der Batterie war Oberleutnant B., Typ ehemaliger höherer HJ-Führer der 30er Jahre, Herrenmensch, schneidig, Draufgänger, 'Führernatur', Despot, doch nicht ungebildet. Dem Batteriechef zur Seite stand der Leiter der Meßstaffel, Leutn. L: Gentleman ...« (Brief vom 24. 1. 74 = Mdl. Int. Nr. 28: G.L.Sch.; Jhg. 26; 1. Battr.).

»Rief der: „Ihr könnt doch wohl schneller?“ — hieß es: „Nein, als Abiturienten können wir nicht schneller!“ Dann war der schon wütend, daß wir uns auf unsere Schulausbildung etwas einbildeten. Wir taten dann immer ganz langsam. „Wir hören nicht richtig?!? — Sie reden zu leise!“« (Tbd.Int. Nr. 31: KKG; Jhg. 26).

»In M.Gladbach hatten wir als Batteriechef einen evangelischen Pfarrer, der für uns und unsere Verpflegung sehr gut sorgte. Die Unteroffiziere waren meist 'ältere Herrschaften'; schlecht könnte ich von keinem reden . . . Anders wurde das erst, als wir zum Schutz der Braunkohle und Energiewerke am Erftkanal lagen, draußen 'auf der Wiese'. Über drei km weit mußten wir das Essen heranschleppen, und wenn es bei uns ankam, war es meist schon kalt. Vermutlich machte da auch der 'Küchenbulle' seine Geschäfte, tauschte unseren Speck gegen Schnaps ein u.s.w.« (Mdl. Int. Nr. 40: OSch. Heinsberg; Jhg. 27).

»Was hat der alles mit uns angestellt!! Als dieser Mensch Oberwachtmeister war, war der ein Herrgott mit fast absoluter Verfügungsgewalt über 16jährige. Der demonstrierte uns seine Vorstellung von preußischer Sauberkeit: Der kontrollierte die Zahnbürsten, indem er mit

seinem Nagelreiniger in den Borsten herumfuhr, um festzustellen, ob da Zahnpulver drin war, um dann zu brüllen: „Haben Sie schon mal was von Ästhetik gehört, Sie Irrsinniger!!!“« (Tbd.Int. Nr. 30).

»Unser Spieß — ein Sudetendeutscher — der hat uns kleinkriegen wollen . . . Die Soldaten hatten Verständnis für uns, manche auch Mitleid; da war mancher, der einem Pellkartoffel abgab oder Wurst und ein Würfelchen Butter zuschob« (Tbd.Int. Nr. 7: G.L.-Sch.; Jhg. 26; 1.Battr.).

»In den Batterien erhielten die LwH eine 'Grundausbildung', zwar nicht mit dem Gewehr, dazu hatte die Einheit ja auch nur ausrangierte französische Karabiner. Wir haben einen regelrechten Schleifdienst über uns ergehen lassen müssen. Von Wtm. und Uffz., die uns 'betreuen' sollten, sind wir dabei sehr hart angefaßt worden. Hinterher beim RAD und bei der Wehrmacht war die 'Ausbildungszeit' längst nicht so hart. In dem geschlossenen Einrücken ganzer Klassen lagen wohl für alle diese Ausbilder manche Probleme, denn den Umgang mit Leuten dieser Art waren sie wohl nicht gewöhnt. Die Uffz. und Wtm. haben sich nicht anders zu helfen gewußt, als Drill, den sie kannten, zur Disziplinierung anzuwenden, um sich Autorität zu verschaffen. Unter dieser Ausbildung haben wir schon sehr gelitten. Als nämlich die Ausbildung in dieser Form einzetzte, versuchten doch wieder manche aus der Sache auszusteigen . . . Die ursprüngliche Bereitschaft wichen nun doch bei manchem dem Bestreben, sich von der Sache zu befreien, mit Krankmeldungen u.a.« (Tbd.Int. Nr. 10: G.L.Sch.; Jhg. 27; 2. dann 3. Battr.).

»Wir hatten zum Beispiel zur Betreuung einen Wtm. bekommen, das war ein Berliner mit wenig Hirn im Kopf und einer lauten Stimme, den nahmen wir nicht für voll, fühlten uns dem überlegen. Wenn wir dem eins antun konnten, taten wir das gerne. Der Batteriechef, Jurastudent, den haben wir bewundert, da konnten wir auch allgemeinbildend noch viel lernen« (Tbd.Int. Nr. 19: G.L.Sch.; Jhg. 26; 1. Battr. Eilendorf).

»Am schlimmsten fand ich . . . Maßnahmen von Uffz., die an die persönliche Würde gingen. Da muß über Nacht mal 'ne Spinne ihr Netz hingehängt haben, und da ging der Halunke also hin und zwang mich, mit dem Gesicht, dieses Spinnengewebe da aufzuwischen. Der Druck war so stark — der fühlte sich ganz groß . . . Das fand ich ekelhaft, das hab' ich dem nie verziehen, so daß ich noch nach dem Krieg gedacht habe: Wenn du das Schwein irgendwo noch mal triffst, dem hauste eine über den Schädel« (Tbd.Int. Nr. 47: G.L.Sch.; Jhg. 28; 3. Battr.).

Wie ein Hohn klingen hier die Worte eines kommandierenden Generals, die hoffentlich endgültig verweht sind. Der mehr als hundertjährige 'Leidensweg des zivilen Geistes' ist, wie wir hoffen, ausgestanden. Damals meinte ein General allen Ernstes:

»Die Jungen sind durch ihren neuen Dienst körperlich und seelisch härter geworden. Der Ernst des derzeitigen Einsatzes formt sie frühzeitig zu reiferen Menschen. Die militärische Zucht und Ordnung mag für manchen . . . einen schweren Eingriff in seine persönliche Freiheit bedeutet haben, heute sind die LwH für die an ihnen geleistete Erziehungsarbeit dankbar« (KKG; Schularchiv).

Wenn ein General solche Sprüche klopfte, war das mehr als eine Verdrehung. Was er 'Erziehungsarbeit' nennt und 'Sinn für Zucht und Ordnung', war gewiß bei vorhandenem jugendlichem Übermut notwendig, aber die Methoden hatte sogar der Oberbefehlshaber rügen müssen, als er die Batteriechefs mahnte:

»Der Jugendliche will nicht weich angefaßt werden, er verlangt eine feste, zielsichere Führung. Trotzdem gelten für ihn nicht die gleichen Erziehungsgrundsätze wie für Soldaten. Es ist falsch, wenn der Vorgesetzte versucht, seinen Befehlen gegenüber den Jugendlichen Nachdruck zu verleihen durch sturen Drill, als Strafe gedachte Dienstverrichtungen außer der Reihe oder phantasielose Urlaubsbeschränkungen. Z. B. sind immer wiederholte Appelle, Spind- und Stubenrevisionen als Schikane aufzufassen . . . Der Vorgesetzte muß sich in die Mentalität der Jugendlichen hineindenken und das Herz haben, mit ihnen zu fühlen . . . Klarheit, Geduld, ein humorvolles Wort . . . lobende Anerkennung überzeugen und erziehen mehr als schärfster Dienst oder gar tobender Kasernenhofton« (BA R 21/97 fol. 46).

Solche Worte fielen hie und da auf fruchtbaren Boden. Vor allem, wo evangelische Pfarrer als Vorgesetzte in den Batterien wirkten. Aus Jülich und von der 5. Batterie (Turnierplatz) kann man entsprechend lobende Stimmen hören. Es wurde überall erträglich, wenn einsichtige Vorgesetzte den Blick für das Wesentliche behielten. Der Batteriechef aus Jülich meinte z.B.:

»Die konnten das sehr schnell bedienen, und Bedienung des Geschützes war das Vordringliche. Ich hatte vorher mal Nachschub; das waren Bauern aus der Steiermark und Winzer von der Mosel. Da waren die Gymnasiasten schneller dabei, das zu handhaben. Die Infanterieausbildung hatte nur nebенständliche Rolle. Der 'Schleifdienst' fiel weg. Diese Sachen: 'Hinlegen!'

’Robben ’ u.s.w., das war verboten. Wer das tat, der hat es auf eigene Kappe getan« (Tbd.Int. Nr. 42: Battr. Führer Jülich).

Seine früheren Flakhelfer haben denn auch meist zu den Unteroffizieren noch heute ein freundschaftliches Verhältnis. Einer der Zugführer und Leutnants, heute evangelischer Pastor und vor seiner Tätigkeit in Jülich wegen regimefeindlicher Äußerungen auf der schwarzen Liste der Partei, erklärt gleichfalls, die Hauptsache sei der Geschützdienst gewesen, der freilich nachher mit den endlosen Wachen eine Überforderung war und in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 allen Unterricht zum Erliegen brachte. Einer der Schülersoldaten meint gar, man habe in Jülich sehr oft die Augen zugeschlagen, da sei das Klima ganz anders gewesen als in Aachen, wohin er Anfang 1944 versetzt wurde.

»Unser Zugführer, das muß ich wohl sagen, hatte eigentlich viel Verständnis für uns Jungen, er brüllte zwar gewaltig durch die Gegend, aber man hatte doch das Gefühl, daß er innerlich dabei grinste. Es passierten ja auch hin und wieder ganz „dicke Pannen“, bei denen es richtig gewesen wäre, wenn daraufhin etwas geschehen wäre. Wir hatten z. B. unsere kleine 2-cm-Kanone noch auf der Erde stehen, mitten im Feld. Und direkt uns gegenüber war der Bahnhof Jülich-Süd. Da fuhren nun ständig Lokomotiven rein und raus, die repariert wurden. Da wir nun auch Wachdienst zu halten hatten — es waren immer zwei Leute am Geschütz —, saß da eines Tages wieder einer von uns in dem Stühlchen als Kl. Da kam wieder eine Lok an uns vorbeigerast, und der richtet die Kanone also auf die Lok, machte seine Zielübungen und kam nun versehentlich auf den Abzug. Er war der Meinung, die Kanone sei gesichert gewesen, und wußte nicht, daß sein K 2 die Sicherung gelöst hatte. Nun hatten die zwei aber noch Glück, das Geschoß war ein Blindgänger, das Zündhütchen war angeschlagen, doch die Granate war nicht heraus. Das passiert von tausendmal einmal. Dann ist er hingegangen, hat sich die Granate aus dem Lauf herausgefummelt und hat sie wieder ins Magazin angeschlagen zurückgedrückt und alles ins Munitionsdepot zurückgeschoben, wo Hunderte solcher Magazine lagen. Die zwei hielten den Mund, aber eines Tages war man sich doch einig geworden, es müßte etwas passieren, denn es könnte ja nun dadurch das ganze Magazin hochgehen, und alle wären gefährdet. Endlich haben dann die beiden den Vorgang gemeldet, und da war der Zugführer so anständig, die Granate aus seiner Ersatzmunition zu ersetzen« (Tbd.-Int. Nr. 9: OSch. Monschau; Jhg. 28; zuerst Battr. Jülich).

In Jülich, Eschweiler und Alsdorf, ja selbst bei der von den Mittelschülern bedienten Aachener leichten Flak lag das Problem etwas anders: Wie wird man fertig mit der Eintönigkeit, dem vergeblichen Warten auf einen Einsatz, bei dem dann sichtbar wird, wie wenig die leichten Geschütze bei hochfliegenden Viermotorigen ausrichten? Ihr Ernstfall war das Duell mit Tieffliegern, mit Jabos; und die ließen bis zum Nahen der Westfront zum Glück auf sich warten. In den letzten Kriegsmonaten erfuhren sie erst die Wahrheit der ihnen immer wieder vorgehaltenen Maximen: „Wenn sie kommen, dann nicht weglauen!“ — „Immer draufhalten!“ — „Die werden nur dann unsicher und können nicht mehr genau zielen!“ — „Wer wegläuft, gefährdet sich selbst und seine Kameraden. Dann heißt es nur noch: Der oder ich!“ Bis es so weit war, hatte man bei der le. Flak andere Sorgen, die aus dem ewigen stumpfsinnigen Einerlei der ereignislosen Tage erwuchsen.

Aus Jülich berichtet der Batteriechef:

»Ich hab denen gesagt: „So 'ne Gruppe wie Ihr, wenn ich dabei war', dann brennte jeden Abend 'ne Baracke. Es muß Aufsicht sein, in Eurem Interesse . . .“ Dann gaben die Eltern den Jungen alles Mögliche mit, und damit konnten die alles Mögliche erreichen . . . Ich hab da mal so Mädchen in 'nen Luftschutzbunker setzen lassen, hab dann vergessen, sie freizulassen und eine Nacht festgehalten. Man hätte mir da was machen können. Ich versuchte es, sie mit der Methode aus der Stellung rauszuhalten. Nicht daß ich den Jungen nicht eine Freude gegönnt hätte, aber was da hinkam, war nicht die beste Butter. Ich war nicht dafür, daß die irgendwelche Orgien feierten, dann wär ich mit schuld gewesen« (Tbd.Int. Nr. 42: Batterieführer Jülich bis Okt. 43).

Auch die Mittelschüler Aachens bei der leichten Flak, die im Stadtinneren lag, hatten ihr Problem mit dem schöneren Geschlecht:

»Und wir hatten zum Teil schon Freundinnen, die uns denn was brachten und das spielte denn ja auch schon eine Rolle. So'n Luftschutzbunker, das war so was wie'n Begegnungszentrum . . . Das junge Volk, was sich heut' in Diskotheken trifft, das traf sich denn an diesem Bunker. Und denn fing bei uns diese Poussiererei denn auch schon an . . . Und dann kamen die Mädchen denn schon mal mit 'nem belegten Brötchen, oder die hatten sonst was mitgebracht . . . Das war bei uns ein besonderer Fall, weil unsere Stellung mitten in der Stadt lag . . . Bei den andern, draußen am Golfplatz, spielte das keine Rolle« (Tbd.Int. Nr. 8).

Nichts übrigens fürchteten die für den Jugendeinsatz Verantwortlichen so sehr wie die 'Sittliche Gefährdung' der Jungen. Zu diesem Problem häufen sich die Schreiben von Schulverwaltung, Generalität und Parteiführung. Am 7. 3. 1944 äußert sich der Sonderbeauftragte aus Münster:

»Manche Soldaten glauben anscheinend den LwH, denen sie sich geistig nicht gewachsen fühlen, durch Renommieren mit unanständigen Geschichten imponieren zu können. Die LwH, die z. gr. T. in den Pubertätsjahren stehen, sind dadurch besonders gefährdet. Es wird ihnen die Auffassung aufgedrängt, als ob es eines 'Mannes' unwürdig sei, sich des Geschlechtsverkehrs zu enthalten. Es besteht die Gefahr, daß die LwH in ihren Anschauungen unsicher gemacht werden, sofern sie sich über diese Dinge überhaupt schon Gedanken gemacht haben, und daß sie das Gefühl für Anstand und gute Sitte verlieren . . . LwH wurden von erkrankten Soldaten über außerehelichen Geschlechtsverkehr, Geschlechtskrankheiten und Verhütungsmittel belehrt. In einer Batterie wurden ihnen mit Markettenderware sogar Verhütungsmittel übergeben. Auch anderweitig wurde festgestellt, daß LwH Verhütungsmittel bei sich zu tragen pflegen. Bei in der Nähe der Stellungen wohnenden oder herumlungiernden Mädchen finden sie Gelegenheit. Die Soldaten gehen ihnen mit schlechtem Beispiel voran . . . Die Väter der LwH werden im allgemeinen keinen Anstoß daran nehmen, wenn im militärischen Leben einmal Kraftausdrücke gebraucht werden. Ausdrücke aus dem sexuellen Wortschatz sind aber durchaus unangebracht und vermeidbar. Die LwH haben ein feines Gefühl für den Unterschied . . . Es wird schwierig sein, in Einzelfällen sofort einzugreifen, da die Schuldigen naturgemäß Stillschweigen über diese Dinge bewahren und die anderen LwH nicht als Angeber gelten wollen, auch den Soldaten sowie ihren Vorgesetzten keine Ungelegenheiten bereiten möchten, zumal wenn sie sonst von ihnen gut behandelt werden. Es wird ferner berichtet, daß Unterrichtsstunden für Kinovorführungen und Varieteveranstaltungen benutzt werden, und daß diese Variete-Vorführungen für die Jungen manchmal ungeeignet sind. LwH einer Essener Schule kamen z. B. aus eigenem Antrieb zu ihrem Schulleiter und erklärten, daß sie es leid seien, sich 'nackte Weiber' anzusehen. Sie würden künftig die Varietevorführungen nicht mehr besuchen, denn sie müßten dann zwischen den alten Leuten sitzen und sich deren Zoten anhören. Ähnliche Erfahrungen haben auch andere Schulleiter gemacht . . .« (KKG — Schularchiv Akte LwH 3).

Eine Abschrift dieses Schreibens geht an den Reichserziehungsminister mit der 'dringenden Bitte', eine eindeutige Entscheidung herbeizuführen, denn es habe sich herausgestellt, daß 'in einigen Fällen die Batterieführer selbst schuldig waren oder die mißlichen Zustände fahrlässig geduldet hätten und in derartigen Fällen „eine Beschwerde der jugendlichen LwH . . . von vornherein zum Scheitern verurteilt' sei. Der Kommandierende General in Münster teilt den Flakdivisionen 4, 7 und 22 unter Bezug auf diese Beschwerden mit:

» . . nach Meldungen von Lehrpersonen versuchen Flaksoldaten die Lw-Helfer-HJ in der häßlichsten Weise über sexuelle Dinge aufzuklären. Ich ersuche die Herren Kommandeure, sich persönlich dafür einzusetzen, daß Vorkommnisse, wie sie im beigefügten Schreiben aufgeführt sind, unter allen Umständen durch laufende Belehrungen der Soldaten und verschärzte Dienstaufsicht verhindert werden . . . «

Aus der zweiten Batterie, beim 'sündigen Dorf', hört man harte Urteile. Ihr erster Mannschaftsführer meint, es sei vor allem am Anfang recht 'hart' zugegangen, als ein Teil der LwH mit den Stammannschaften auf derselben Stube lag. Er und sein Freund haben nach einem der 'Batteriefeste' beobachtet, wie zwei dieser 'Weiber' einen Klassenkameraden verführten (MdL Int. Nr. 87: 2. Battr.; Jhg. 26).

b) Fachleute vom technischen Gerät

Sonst aber scheint das Bewußtsein der Soldatenschüler sich mehr mit der Waffe, der 8,8-Kanone und ihrem Zubehör sowie mit der auf 8,8 aufgebohrten russischen Beutekanone, einer anderen Krupp-Tochter, beschäftigt zu haben. Noch lebhafter war das Interesse für die technischen Geräte: Viermeterbasis, Malsi-Gerät, FuMG Würzburg u.s.w.

»Mit den Uffz. an den Geräten gab es keine Schwierigkeiten. Die Feuerleitproben erbrachten tolle Ergebnisse, weil das wohl für uns leichter war, solche Geräte zu bedienen, als für die braven älteren Leute. Weil das bei uns besser klappte, waren wir an den Geräten geachtet« (Tbd.Int. Nr. 14).

»Die Disziplin war bei Angriffen am größten. Die Takte beim Feuern waren sehr schwer einzuhalten, mindestens alle 2½ Sekunden mußte auf Klingelzeichen hin gefeuert werden. Dabei kam das darauf an, daß das möglichst gleichzeitig geschah. Es gab beim Übungsschießen durchaus

Unterschiede in der Anzahl der verschossenen Munition, weil es immer wieder Schwierigkeiten gab an dem einen oder andern Geschütz. Bei den Angriffen kam das nicht vor, dann hatten die Geschütze alle genau die gleiche Zahl verschossener Munition. Die Feuerdisziplin ist nirgendwann so groß gewesen. Die russischen Kriegsgefangenen haben sich dann auch in den seltensten Fällen gedrückt. Dabei waren diese Munitionsschlepper bei Angriffen am meisten gefährdet, mußten jedenfalls das Gefühl haben, am meisten gefährdet zu sein, da sie sich außerhalb der Deckung aufhalten mußten« (Tbd.Int. Nr. 10: Jhg. 27; 2., dann 3. Battr.).

Lobend erwähnen alle Flakhelfer die Unteroffiziere vom technischen Gerät, die zunächst noch Fahnenjunker waren, später Offiziere wurden. Von ihnen, angehenden Hochschullehrern und Bauingenieuren, haben manche viel gelernt. In der Batterie Beverau kam es sogar zu Musikabenden, die ein Quartett mit dem Leutnant und drei Flakhelfern bestrielt. Vom Geräteuffz. heißt es:

»... Schwierigkeiten gab es, als zwei von den wallonischen Jungen sich in meinen Augen so einen Scherz erlaubten und die Augenmuscheln schwarz gemacht haben mit Teerfarbe, die der taktisch Schießende benutzte, um die Fluglage zu überblicken. Nach der Ablösung wurde das nicht bemerkt, und erst als der Batteriechef sie benutzt hatte, wurde die Wirkung sichtbar, da die beiden wie Eulen aussahen. Zunächst haben einmal alle gelacht, dann hat der Chef daraus eine furchtbare Affäre machen wollen. Er wollte darin Zersetzung der Wehrkraft und Sabotage sehen, und das ist im Krieg ja so gut wie Festung und 'an die Wand stellen'. Ich erinnere mich, daß dann einer der Uffz., das war ein evangelischer Pastor, stellvertretender Geräteführer, sich stark für die Jungen eingesetzt hat und das alles in die rechte Relation gesetzt hat zum Alter der Jungen. Und dann also gesagt hat: „Also bitte, das hier ist keine Sabotage, das trag ich.“ Weil die Jungen ausgerechnet französisch sprachen, da lag das nahe, daß das so gesteuert wurde, und wäre das tatsächlich zu einer Verhandlung gekommen, dann hätte ich für die Jungen schwarz gesehen. Aber so wurde das batterieintern geregelt in einer Form, so daß es mit Arrest oder einer Ausgangssperre getan war« (Tbd.Int. Nr. 21: KKG; Jhg. 27; 4. Battr.).

Ein anderer Fahnenjunkeruffz., später Führer der Meßstaffel, findet:

»War eigentlich ein schönes Jahr, man hat nicht nur mit alten Soldaten zu tun gehabt, die 17 und 4 spielten . . . Viele Unteroffiziere haben die Schule als unerwünschte Unterbrechung des Dienstes aufgefaßt und haben

gewiß Leute, die sich vor der Schule drücken wollten, zugunsten des militärischen Dienstes unterstützt. Das ist logisch und fast normal, zumal wenn Sie bedenken, daß die Uffz. mit wenigen Ausnahmen Volksschüler waren und für die höhere Schule kein Verständnis hatten. Der LwH wurde von den Uffz. manchmal gleichwertig behandelt beim Dienst und auch wenn man schmutzige Witze erzählte . . . Im Anfang sah das noch als Spielerei aus, da war das noch akzeptabel, aber nachher, vor allem im Jahre 1945, wollten sie mich noch mit Flakgeschützen und LwH zur Oderfront schicken. Das war unnatürlich — kriminell, diese Leute an die Front zu schicken« (Tbd.Int. Nr. 12: Leutnant u. Führer der Meßstaffel 4. Battr.).

Aus der Batterie vom Turnierplatz gibt die gleiche Stelle eine ähnliche Lagebeschreibung der so heterogenen Gruppenstruktur:

»Da war viel Alltag mit sturem Wechsel von Unterricht, Geschützdienst, Waffen- und Gerätelpflege. Viel 'Freizeit' auch, aber man mußte ja in der Batterie bleiben in Bereitschaft. In einer Batterie waren doppelt so viel Leute als nötig, das führte gewiß zu Spannungen zwischen Unteroffizieren und LwH, wie das überall üblich ist, auch heute zwischen Lehrern und Schülern. Ich kann mir denken, daß LwH nicht die Ausbildung bekommen haben wie früher. Dadurch mußten Fehleinstellungen kommen. Daß dann der unmittelbar verantwortliche Uffz. aus der Haut fährt, kann ich mir vorstellen, auch daß sich dann der LwH ungerecht behandelt fühlt. Ähnliche Konflikte gibt es aber doch auch in der Schule« (Tbd.Int. Nr. 22: Fahnenjunkeruffz.; 2. Battr.).

Oft herrschte in Aachener Batterien jedoch, sieht man etwa vom Turnierplatz ab, wo ein evangelischer Pfarrer die Batterie führte und gar für Blumenschmuck in den Baracken sorgen ließ, ein Klima, wo die Jungen erbarmungslos kritisch die nicht zu überbietenden Schwächen ihrer Vorgesetzten zur Kenntnis nahmen. Zu den älteren Mannschaftsdienstgraden, den Obergefreiten, die meist als Ladekanoniere unersetzbare waren, bestanden nur geringe Beziehungen. Die meisten kamen den Jungen wie väterliche Freunde entgegen, die jüngeren sollen zuweilen weniger erfreut gewesen sein, befürchteten sie doch in den 'Pimpfen' die Ablösung, die ihnen die Versetzung an die Front einhandelten. Ganz allgemein gilt, was aus der 1. Battr. berichtet wird:

»Das Verhältnis zu den regulären Soldaten war problemlos, frei von Reibungen und Spannungen, doch von einer gewissen, wohl vorwiegend aus dem Altersunterschied getragenen Reserve bestimmt. Man war

aufeinander angewiesen, doch man lebte völlig getrennt. Die Leute waren letzten Endes dreimal so alt wie wir.«

Aus der 3. Battr. wird als Kuriosum gemeldet, daß dort zeitweilig Vater und Sohn in der gleichen Batterie eingesetzt waren (MdL Int. Nr. 10, 92).

Bis mit verstärkter Luftoffensive die Lage immer ernster wurde, war der von Göring gerügte 'Kasernenhofton' die Lieblingsarie der meisten Uffz., die freilich heillos überfordert waren, zumal ihre Disziplinierungsmethoden bei den in Klassengemeinschaft eingezogenen Helfern oft versagten. Die dann fälligen 'Duelle' machten den Fünfzehnjährigen Spaß. Und abends auf den Stuben ging es manchmal recht lustig zu, wenn mal die einen, mal die anderen den 'heiligen Geist' erscheinen ließen (MdL Int. 10, 18, 44). Die Strafe traf dann alle, aber man wußte sich zu helfen:

»Wenn man mich robben läßt, hundert Meter, also wenn man dann sagt: „Wer als erster ankommt, kann gehen!“ . . . Es kam nie einer als erster an, sondern immer eine geschlossene Front. Was wollen Sie machen, wenn Sie eine Truppe laufen lassen, und man läßt die um den Platz rumlaufen, und wenn die Burschen am anderen Ende sind, dann hören die nicht mehr auf Kommandos, dann laufen die weiter geradeaus? Dann müssen Sie hinterherlaufen, um . . . So verstanden wir es doch, uns durchzusetzen als verschworene Gemeinschaft. 'Wir lassen uns nicht hochnehmen!' . . . Das war nicht vorher abgesprochen: 'Jetzt wollen wir ihm eine lappen!' Die Malmedyer hielten da zusammen und bildeten eine geschlossene Front; aber wenn es gegen die Unteroffiziere ging . . . , war da eine geschlossene Front mit den Aachenern« (Tbd.Int. Nr. 38: OSch. Malmedy; Jhg. 27; 3.Battr.).

»Wir wurden jämmerlich getrietzt mit Dauerlauf bis zur Bewußtlosigkeit und den üblichen 'Auf . . . Nieder'-Kommandos. Ich weiß nur, daß die Kleineren unter uns diesem Tempo nicht gewachsen waren. Wir Großen vorne bestimmten das Tempo. Wenn wir also langsam liefen, dann hatten es die Kleineren etwas besser; und wir haben das auch getan . . . Dann weiß ich, daß wir uns mal gesagt haben: „Das tuen die einmal mit uns und nie wieder!“ Und als wir auf der großen Wiese waren, da hab' ich mal den Herren etwas Sorge machen wollen. „Gleich, wenn wir wegtreten müssen, dann laß ich mich fallen.“ Ich spielte also den Ohnmächtigen, und genau so ist es gekommen; das war ein Trick, um die Unteroffiziere auch mal zu zanken. Es hieß dann also: „Wegtreten! Nur noch Absätze will ich seh'n!“ Als wir dann weg liefen, ließ ich mich fallen: sofort kamen drei, vier Mann,

die mit vorne waren, die mich wegtrugen. Alles im Laufschritt. Dann hat man mich ins Bett gelegt; und dann dauerte es keine Minute, dann war der Herr Uffz. auch schon da. Der kam genauso schnell angelaufen in der Angst, es wäre wirklich etwas passiert. Ich hab' dann den total Erschöpften gespielt, wurde zwar beschimpft, daß gerade ich als besonders kräftiger junger Mann das nicht aushalte. Ich muß sagen, seitdem ist das nicht mehr geschehen; wir sind also nicht mehr so geschliffen worden« (Tbd.-Int. Nr. 4: KKG; Mannschaftsführer 4. Battr.; Jhg. 26).

Befohlene Maßnahmen zum Schutz der Jugendlichen und was im Alltag daraus wurde

(Horst Scheufen)

Im Februar 1943 wurden die ersten 'Luftwaffenhelper' im Zeichen der 'totalen Mobilisierung aller Kräfte der Heimatfront' (Redewendung der offiziellen Propaganda) eingezogen. Dabei handelte es sich um oft erst 15jährige Schüler der mittleren und höheren Schulen, die in den Flakbatterien nach und nach die zum Fronteinsatz abberufenen Soldaten ersetzten. Die Luftwaffenhelper übernahmen die Bedienung der Flakgeschütze (Flugzeug-Abwehr-Kanonen), daher erhielten sie auch die Bezeichnung 'Flakhelfer'. Die Tatsache, daß es sich um zum Teil 15jährige Jugendliche handelte, die zum Kriegsdienst herangezogen wurden, zwang natürlich zur Aufstellung besonderer Schutzmaßnahmen.

Unterrichtliche Betreuung

Es wurde, jedenfalls offiziell, sehr darauf geachtet, daß den Jugendlichen auch weiterhin Unterricht erteilt wurde, 'mit Rücksicht darauf, daß die höheren Schulen ein besonderes Kontingent an Nachwuchs für die gerade im Krieg wichtigen Berufe, wie zum Beispiel Ärzte, . . . , Techniker, stellen' (Politisches Tageblatt, Blatt 2; 13/14. 2. 1943). Der Reichsminister und Chef der Reichskanzlei ordnete am 16. 1. 1943 an, daß für den Unterricht wöchentlich mindestens 18 Stunden zur Verfügung stehen sollten. In offiziösen Presseartikeln wurde berichtet, man könne von der Neuregelung sogar eine Intensivierung des Unterrichts erwarten, zumal der Einsatz als Luftwaffenhelper ja im wesentlichen ein Bereitschaftsdienst sei, so daß genügend Zeit für persönlichen Fleiß vorhanden sei (Politisches Tageblatt, 2. März 1943).

Der Unterricht sollte möglichst auf fünf Tage verteilt werden, damit eine Dauer der Einzelstunde von 45 Minuten gewährleistet war.

Die Aachener Luftwaffenhelper erhielten weiterhin freitags Physik- und Chemieunterricht in der jeweiligen Schule, da in den Batterien hierfür keine geeigneten Unterrichtsräume zur Verfügung standen. Jedoch wurden schon bei der Aufteilung der Schüler auf die einzelnen Batterien militärische Gesichtspunkte höher bewertet als die schulischen. So wurden zum Beispiel sechs Luftwaffenhelper einer Herzogenrather Klasse auf drei Batterien verteilt, wodurch eine einheitliche schulische Betreuung unmöglich gemacht wurde²⁾.

Da der Aachener Raum besonders häufig von Luftangriffen heimgesucht wurde, wurden die Luftwaffenhelper schon bald in solchem Maße durch militärischen Dienst beansprucht, daß der Unterricht, besonders gegen Ende der Berichtszeit, nicht nur zerrissen, sondern oft sogar unmöglich gemacht wurde. Darüber beschwerte sich zum Beispiel ein Betreuungslehrer: „Durch die häufige Feuerbereitschaft wird der Unterricht nicht nur fast jeden Tag unterbrochen, sondern es ist keine Seltenheit, daß er infolgedessen – kaum begonnen – ganz ausfallen muß.“³⁾ Der Konflikt zwischen schulischen und militärischen Interessen, der meistens zugunsten der militärischen Anforderungen ausging, wird auch deutlich in einer Anordnung des Luftwaffenbefehlshabers: 'Eine Überanstrengung der Luftwaffenhelper muß auf jeden Fall vermieden werden. Sind die Luftwaffenhelper durch militärische Tätigkeit . . . allzu sehr belastet, muß erforderlichenfalls der Schul- und HJ-Dienst entsprechend zurücktreten.'⁴⁾

Doch die Situation in Aachen war kein Einzelfall. Der Direktor einer Schule in Velten (bei Berlin) beschwerte sich darüber, daß die Teilnahme der Schüler am planmäßigen Unterricht äußerst unregelmäßig sei, da oft die Hälfte der Schüler wegen Beurlaubung oder Kommandierung zum Dienst fehlten; Arbeitszeit für Schularbeiten sei fast gar nicht -

²⁾ Brief des Direktors Dreessen an den Leutnant und Adjutanten D. vom 1. 10. 1943, Schularchiv E 27.

³⁾ Bericht des Studienrats J., Betreuungslehrer der Klasse 5, Golfplatz.

⁴⁾ Luftwaffenbefehlshaber, Brief vom 3. 5. 1943, Bezug Luftwaffenhelper-Merkblatt.

vorhanden⁵⁾. Die Luftwaffenhelpfer selbst urteilen noch härter über die damalige Unterrichtssituation: „Ich habe von Sekunda an keinen anständigen Unterricht mehr gehabt, das waren nur Fetzen.“⁶⁾ »Die Schule bot durch stark eingeschränkten, begleitenden Unterricht zu wenig, um noch ernst genommen zu werden.«⁷⁾ Oft herrschte noch früh morgens Alarm, so daß die Luftwaffenhelpfer so müde waren, daß sie während des Unterrichts auf den Bänken einschliefen, wenn nicht die Regelung zutraf, daß eine mindestens sechsstündige Bettruhe vorangegangen war. Von fruchtbarem Unterricht konnte hier keine Rede mehr sein.

Rechtssituation

Die Luftwaffenhelpfer blieben auch während ihres Einsatzes rechtlich gesehen Schüler, sie galten nicht als Soldaten. Laut Erlaß des Reichsministers der Finanzen vom 16. 4. 1943 wurde auch während ihres Einsatzes für sie Kinderermäßigung und Kinderbeihilfe gewährt. In einem Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft und Volksbildung über die Aufgaben des Betreuungslehrers heißt es: 'Er wird sich dabei stets zu vergegenwärtigen haben, daß die Helpfer noch nicht Soldaten, sondern Schüler und Hitler-Jungen sind'⁸⁾

Schließlich ordnete der Reichsminister und Chef der Reichskanzlei am 16. 1. 1943 an: 'Die Luftwaffenhelpfer sind in rechtlichem Sinn nicht als Soldaten anzusehen, sie haben auch während ihres Kriegseinsatzes als Schüler zu gelten.'

Die Luftwaffenhelpfer selbst distanzierten sich jedoch von der HJ und glaubten auch ihren minderen Status als nicht vollwertige Soldaten aufzuheben, wenn sie es ablehnten, die HJ-Armbinden zu tragen⁹⁾. Konsequenterweise hatte der Schülerstatus der Luftwaffenhelpfer auch Einfluß auf Anordnungen, die die militärische Erziehung der Luftwaffenhelpfer betrafen. Am 22. Mai 1944 ordnete der Reichsmarschall

5) Siehe Brief des Sonderbeauftragten für den Einsatz von Luftwaffenhelpfern an den Reichsminister für Erziehung vom 26. Juni 1943.

6) Tbd.Int. Nr. 7.

7) MdL Int. Nr. 18.

8) Erlaß des Reichsministers vom 1.10. 1943.

9) Tbd.Int. Nr. 15,16.

des Großdeutschen Reiches an: 'Es ist falsch, wenn der Vorgesetzte versucht, seinen Befehlen gegenüber den Jugendlichen Nachdruck zu verleihen durch sturen Drill, als Strafe gedachte Dienstverrichtungen außer der Reihe oder phantasielose Urlaubsbeschränkungen. Zum Beispiel sind immer wiederholte Appelle, Spind- und Stubenrevisionen als Schikane aufzufassen . . .'

Militärische Ausbildung

*Doch der Bildungsunterschied zwischen den Unteroffizieren und Oberschülern und wohl auch der große Altersunterschied führten dazu, daß die Luftwaffenhelpfer in einem Ausmaß schikaniert wurden, daß viele erklären, ähnliches später nach ihrer Einberufung zum RAD und Wehrdienst auch nicht annähernd erlebt zu haben. Eine Beschwerde an den Reichsminister für Erziehung lautet: 'Nachweislich sind Luftwaffenhelpfer in Einzelfällen von Soldaten, Unteroffizieren schlecht behandelt oder sogar mißhandelt worden.'*¹⁰⁾

*Die Aussagen von Luftwaffenhelpfern sind noch schwerwiegender: 'Wir wurden zeitweise schwer unanständig gedrillt . . . Wir sind stundenlang in Hanbruch gerobbt . . . Die Ausbilder, das waren Typen, denen machte es Spaß, einen Oberschüler durch den Kakao zu ziehen.'*¹¹⁾ Ein anderer ehemaliger Luftwaffenhelpfer berichtet über den wöchentlich stattfindenden Fußdienst: ' . . . eine stundenlange Schleiferei bis zur völligen physischen Erschöpfung.'¹²⁾ Diese 'sadistische Schleiferei' sei zusätzlich auch zur Disziplinierung und Bestrafung veranstaltet worden. Ein äußerst krasser Fall ereignete sich in einer anderen Batterie. Ein Luftwaffenhelpfer wurde gezwungen, mit seinem Mund ein Spinngewebe zu entfernen, das beim Stubendienst zurückgelassen worden war.¹³⁾ Das sind natürlich nur Einzelfälle, aber sie lassen Rückschlüsse auf ähnliche Verhältnisse in anderen Batterien zu. Der Konflikt zwischen Luftwaffenhelpfern und Unteroffizieren dürfte auch dadurch verschärft worden sein, daß sich die Unteroffiziere einer völlig neuen Situation gegenübergestellt sahen. Sie mußten ihre Befehle nun gegenüber einer oft

¹⁰⁾ Dr. Wagner an den Reichsminister für Erziehung, Schularchiv.

¹¹⁾ Tbd.Int. Nr. 30.

¹²⁾ Mdl. Int.Nr. 18.

¹³⁾ Tbd.In:. Nr. 47.

geschlossen und solidarisch reagierenden Gemeinschaft durchsetzen, während sich ihnen dieses Problem bisher bei Soldaten, die aus allen möglichen Einzugsgebieten in den Ausbildungseinheiten zusammenkamen, nicht gestellt hatte. So konnte zum Beispiel eine Abteilung *Luftwaffenhelper*, die zu mehrmaligem Robben antreten mußte, wobei jedoch jeweils die beiden ersten, die ans Ziel gelangten, aufhören konnten, gemeinsam ans Ziel kommen; so wurde der Befehl geradezu lächerlich gemacht (vgl. Tbd.Int. Nr. 1).

Urlaub

Aus der rechtlichen Position der *Luftwaffenhelper*, nämlich daß sie Schüler blieben, ergab sich eine weitere Konsequenz: sie sollten in ständiger Verbindung zu ihren Eltern bleiben; dazu verfügt ein Erlaß des Sonderbeauftragten des Reichs-Erziehungsministeriums: »Die *Luftwaffenhelper* erhalten zweimal jährlich 14 Tage Erholungsurlaub zuzüglich Reisetage. Zur Aufrechterhaltung der familiären Beziehung soll den ortsansässigen Schülern wöchentlich einmal Urlaub zu mehrstündigem Besuch der Eltern erteilt werden.«¹⁴⁾ Ein Erlaß des Oberpräsidenten der Rheinprovinz enthält den etwa gleichen Wortlaut, jedoch noch einen Zusatz: 'Die Aufrechterhaltung der Gefechtsbereitschaft erlaubt nicht, die Schüler gleichzeitig in größerer Zahl zu beurlauben.'¹⁵⁾

Aus dem Bericht eines Betreuungslehrers geht hervor, daß gerade durch diesen Zusatz Anlaß zu Beschwerden entstand, da sich die 'praktische Gewährung der Urlaubszeiten in einem etwas zu starken Abhängigkeitsverhältnis vom Gutdünken der Meß- und Geschützstaffelführer bewegt'.¹⁶⁾ Da diese Staffelführer also über die praktische Gewährung von Urlaub zu entscheiden hatten, ergaben sich, je nach Batterie, große Unterschiede in der Praxis. Während ein *Luftwaffenhelper* der 4. Batterie berichtet, sie hätten pro Woche einen halben Tag Urlaub, zusätzlich einmal pro Monat 48 Stunden Urlaub bekommen¹⁷⁾, und ein anderer sich erinnert, daß zusätzlich zu diesem Urlaub noch ab und zu

¹⁴⁾ Der Sonderbeauftragte des Reichs-Erziehungs-Ministeriums Münster, 1. April 1943.

¹⁵⁾ Erlaß des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Koblenz, 9. Juni 1943, Schularchiv E 27.

¹⁶⁾ Bericht des Studienrats Dr. J., Betreuungslehrer der 5. Klasse, Golfplatz.

¹⁷⁾ Tbd.Int. Nr. 43.

nachmittags freigegeben wurde¹⁸⁾, bestand zum Beispiel für den Leiter der Staatlichen Kaiser-Wilhelm-Oberschule Anlaß zu Beschwerde: 'Beurlaubungen wurden erst kurz vor der Rückversetzung nach Aachen durchgeführt.'¹⁹⁾ In einem Brief an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz wird auf die Empörung der Eltern hingewiesen, daß 'den Luftwaffenhefern praktisch nicht in dem Maße Urlaub zuteil wird, wie er von der Wehrmachtseinheit auf der Elternversammlung in Aussicht gestellt wurde.'²⁰⁾

Sittliche Gefährdung

Große Besorgnis herrschte auch über die sittliche Gefährdung der Jugendlichen. Der Leiter der Parteikanzlei schrieb schon vor Beginn der Aktion, als der Vorschlag des Luftfahrtministeriums noch im Stadium der Vorbereitung war, an Göring: 'Die in der Reifezeit unerlässliche moralische Betreuung der Jugendlichen kann bei einem soldatischen Einsatz kaum erfolgen . . .' ²¹⁾ Daß diese Befürchtungen nicht unberechtigt waren, zeigt ein Brief des kommandierenden Generals im Luftgau VII, in dem er mitteilt, daß Flaksoldaten versuchten, die Luftwaffenhefer 'in der häßlichsten Weise über sexuelle Dinge aufzuklären', und die Batterieführer zu Wachsamkeit auffordert (17. 3. 1944).

Ärztliche Betreuung

Die heftigsten Bedenken wurden von vielen Seiten, sowohl von Eltern als auch von Lehrern und schließlich auch von Beamten der Mittelbehörden, über die gesundheitliche Gefährdung der Luftwaffenhefer geäußert. Der Reichsminister der Luftfahrt ordnete in einem Erlaß an: 'Im gesundheitlichen Interesse der Luftwaffenhefer ist, besonders für die 15jährigen, Bettruhe als Dienst anzusetzen und zu überwachen . . . In Ergänzung wird angeordnet, daß den Luftwaffenhefern im Falle der Erkrankung freie Heilversorgung gewährt wird. Sie umfaßt die gesamte ärztliche Behandlung einschließlich

¹⁸⁾ Tbd.Int. Nr. 40.

¹⁹⁾ Staatliche Kaiser-Wilhelm-Oberschule, Schulleiter, 12. 5. 1944.

²⁰⁾ Dir. Dreesen am 29. 4. 1944, Schularchiv, E 27.

²¹⁾ Bundesarchiv Koblenz. Der Leiter der Parteikanzlei an Göring, 21. 12. 1942.

Zahnbehandlung und Versorgung mit Arzneien und kleineren Heilmitteln, Brillen und Heilmitteln bis zum Betrag von etwa 30 RM . . .²²⁾

Doch schon die Bettruhe wurde durch häufige nächtliche Alarme so oft gestört, daß die Gesundheit der Luftwaffenhelpfer ernstlich angegriffen wurde. Auch wenn der Schulunterricht gegen Ende des Krieges seltener stattfand, kam es doch zu einer starken Doppelbelastung der Luftwaffenhelpfer. 'Es war manchmal schwer, umzuschalten', meinte ein Luftwaffenhelpfer im Interview dazu. Der Sonderbeauftragte für den Einsatz von Luftwaffenhelpfern warnte davor, daß Jugendliche, die ein oder zwei Jahre im Operationsgebiet eingesetzt seien, in solchem Maße überanstrengt würden, daß sie dauernde Schäden davontragen würden. Er schrieb weiter: 'Ich glaube annehmen zu dürfen, daß alle beteiligten Stellen sich einig sind, daß es besser wäre, wenn der Einsatz der Schüler . . . vermieden werden könnte.'²³⁾ Ähnliches äußerte der Direktor des Kaiser-Karls-Gymnasiums: 'Die Überanstrengungen werden sich meines Erachtens in einem späteren Lebensjahr bitter rächen.'²⁴⁾ Schon am 21. 12. 1942, also noch vor dem ersten Einsatz, hatte der Leiter der Partei-Kanzlei Bedenken geäußert, daß gesundheitliche Schäden für Jugendliche bei dem geplanten Einsatz nicht zu vermeiden seien.²⁵⁾ Besonders deutlich wird die damalige Situation der Luftwaffenhelpfer durch die Äußerung gekennzeichnet, daß die Luftwaffenhelpfer 'körperliche und geistige Kriegsbeschädigte' bleiben würden (vgl. ²²⁾).

Da bei jedem Angriff mit Toten gerechnet werden mußte, wurden selbst für den Todesfall eines Luftwaffenhelpfers exakte Anweisungen gegeben. Danach mußte die Leiche in einem Holzsarg befördert werden, dessen Boden mit einer 5 bis 10 cm dicken Schicht aufsaugender Stoffe, wie zum Beispiel Torf oder Sägemehl, bedeckt war. Die Beförderung mußte auf billigstem Wege erfolgen. Die Angehörigen erhielten einen Pauschalbetrag von 200 RM, von denen 50 RM für die Beschaffung eines Grabzeichens und 150 RM für die Beschaffung der Grabstätte und des Sarges aufgewendet werden mußten (Bundesarch. Koblenz). Da die

²²⁾ Erlaß des Reichsministers der Luftfahrt und Oberbefehlshabers der Luftwaffe an die Leiter der staatlichen, nichtstaatlichen, öffentlichen und privaten Schulen für die männliche Jugend.

²³⁾ Dr. Wagner, Münster, 17. 12. 1943.

²⁴⁾ Direktor Dreesen auf den Erlaß vom 22. 3. 1944, am 9. 6. 1944, Schularchiv, E 27.

²⁵⁾ Der Leiter der Partei-Kanzlei am 21. 12. 1942 an Göring.

*damalige Situation nur von den Beteiligten angemessen beurteilt werden kann, möchte ich einige Äußerungen von ehemaligen Luftwaffenhelfern über ihre damalige Luftwaffenhelperzeit zitieren: 'Die Luftwaffenhelperzeit hat uns doch ein bißchen geformt, zu halben Männern gemacht.'*²⁶⁾ Es überwiegen aber in den Interviews die negativen Meinungen, wie etwa folgende: 'Vor allen Dingen kann ich mir nicht vorstellen, daß ein Tag bei der Flak für meine Bildung oder Ausbildung nützlich gewesen wäre . . . Unsinn war es, lauter Unsinn.'

²⁷⁾

c) Und dann noch 'Untermenschen'

Mit Verwunderung registrierte man, daß selbst russische Kriegsgefangene, die man als Munitionskanoniere verpflichtet hatte, Schleifdienst hinnehmen mußten. Die Einstellung der Flakhelfer zu ihnen war stets von Mitmenschlichkeit getragen und wuchs zu gegenseitiger Anerkennung im gemeinsamen Einsatz. Die Russen wurden dem Verbot entgegen in den warmen Unterstand geholt.

»Wir hatten in unserer Batterie russische Kriegsgefangene, die auch äußerlich nicht sehr menschlich hergerichtet waren. Die liefen alle kahlgeschoren herum. Sie hatten ihre Gefangenekleidung an, eine dunkelgrüne, unansehnliche Kleidung, dazu Knobelbecher. Das war die eine Perspektive. Die wurden von LwH speziell von der Führung aus ferngehalten. Wir hatten also striktes Verbot, uns mit ihnen zu unterhalten, sollten keinerlei Kontakt zu ihnen pflegen. So hatten wir Verbot, zu den russischen Baracken hinüberzugehen, die wurden beim Essen, die wurden bei allem separiert. Es wurde also damals versucht zum Ausdruck zu bringen, das sind überhaupt keine Menschen, das sind Untermenschen, da können wir, die 'edle Rasse der Germanen', gar nicht mit zusammenkommen. Das war also die alberne Perspektive, unter der das alles angesetzt war. Auf der anderen Seite sahen wir von dieser Erziehung heraus auf diese Leute herab. Das war die eine Seite. Die andere Perspektive war der Kontakt, der nun trotzdem kam, nachts, wenn geschossen wurde, dann brauchten wir ja die Russen. Die waren ja da, um uns die Munition zuzutragen. Dann mußten also die Vorräte der Geschützbunker aufgefüllt, Granaten von den Reservebunkern

²⁶⁾ Tbd.Int.Nr. 13.

²⁷⁾ Tbd.Int. Nr. 43.

herangeschleppt werden. Sie waren dann also mit uns in das Kampfgeschehen verwickelt, das waren Dinge, die wir als junge Leute nicht ganz außer Acht lassen konnten. Die älteren Soldaten in den Batterien taten das auch, die Russen wurden also an den Geschützen ordentlich behandelt. Es gab z. B. einen Befehl, die Russen haben grundsätzlich draußen zu bleiben. An jedem Geschütz war ein Geschützbunker, und wenn jetzt Gefechtspause war, und es war im Winter oft kalt, dann saßen wir bei einem Kanonenöfchen im Gefechtsbunker und warteten, bis die neuen Anflüge kamen. Befehl war, die Russen hatten draußen zu stehen, weil es eben nur halbe Menschen waren, sollten die ruhig frieren. Das taten wir aber nicht, auch die Geschützführer nicht. Dann hieß es: 'Komm, Iwan, komm rein', und dann konnten die sich auch mal an dem Öfchen aufwärmen. Dabei war es ganz klar, daß wir auch schon mal mit ihnen sprachen. Was uns nun auch wieder zum Denken gebracht hat: Da war ein Russe dabei, der machte einen recht intelligenten Eindruck. Wenn wir an unseren Geschützen so manchmal Mathematikaufgaben machten und der guckte rein, dann konnte der das besser als wir. Das beeindruckte uns auch, das regte uns in der denkarmen Zeit an, doch zu überlegen: 'Sag mal, der kann das.' Zuerst waren wir verblüfft, daß ein Russe überhaupt das konnte! Blödsinnige Idee! Aber so waren wir erzogen. Dann haben wir gesagt, da ist ja doch etwas dran. Eine andere Sache war die Haltung der Russen, die hatten eine stoische Ruhe, das alles zu ertragen, die machten jede Dreckarbeit, nahmen jede Strafe auf sich und hatten einen unerschütterlichen Glauben, daß sie den Krieg gewannen. Zu den Russen war, da wo es Kontakte gab, trotz unserer einseitigen Erziehung ein menschliches Verhältnis. Wo anderes befohlen war, haben wir nicht weiter nachgedacht. Wir wurden nicht zum Denken angeregt. Wir kriegten eine Richtung, und die hatten wir anzunehmen. Wie man erzogen wird, so läuft man zuerst. Das Denken haben wir erst nach dem Kriege gelernt« (Tbd.Int. Nr. 19: G.L.Sch.; Jhg. 26; 1.Battr. Eilendorf).

In der Batterie Beverau machte man sich ähnliche Gedanken:

»In unserer Batterie habe ich nicht erlebt, daß die Russen verachtet wurden. Sie wurden relativ anständig behandelt. Sie hatten einen Feldwebel, der für sie zuständig war. Das war allerdings ein Ungeheuer, ein furchtbarer Geselle; schimpfte mit den Russen, war ein Bewohner aus dem äußersten Osten des Reiches. Wenn der einen in der Krone hatte, dann ließ der die exerzieren, der schliff die, die mußten alles Mögliche tun, die wurden angeschnauzt: Du verfluchte Gewitterkrücke, du Karnickelhengst.

Aber das war etwas, das uns selbst bei diesem Feldwebel auch hätte passieren können. Sonst wurden die Russen nicht besonders schlecht behandelt, die waren relativ gerne bei uns, gemessen an den Zuständen in den Gefangenendlagern. Daß später verschiedene abgehauen sind, war wohl mehr eine Nervensache, bei einem solchen Angriff, wo man unentwegt Munition schleppen mußte, kann das durchaus passieren. Der Gedanke, das seien Untermenschen, ist bei uns nicht aufgekommen. Dafür waren wir dem NS schon zu weit entfremdet, obwohl ich früher einmal HJ-Führer war . . . Als man von Judenverfolgungen hörte — beim Synagogenbrand wurden wir zum ersten Mal mit Vorgängen dieser Art konfrontiert, als unser Religionslehrer aufgebracht durch das Haus lief und über diese Ungeheuerlichkeit sprach. Ich war damals in der Sexta — ich habe das nur nebenbei gehört . . . Die Russen nun hatten die Aufgabe, in diesen Bereitschaftsbunker am Geschütz zu rasen und da den Ofen zu stochern. Wir mußten das Geschütz abdecken, Leitungsprobe machen, Sprechfunk und die elektrische Übertragung vom Meßfunk zu den Geschützen. Danach durften wir uns dann in den Bunker begeben, und den hatten in der Zwischenzeit unsere Russen schön angeheizt. Die verstanden es immer wieder, Fliegerfett blau und Waffenreinigungsöl rot irgendwo zu organisieren und mit Putzwolle den Ofen in Nullkommanix auf Hochglut zu bringen. Unser Geschützrusse 'Iwan' — der arme Iwan — war so'n kleines verschmitztes Männchen, erzählte dann, halb auf dem Ofen sitzend, wenn wir in Bereitschaft so da saßen und auf unsere 'englischen Freunde' von der anderen Feldpostnummer warteten, neckische Geschichten. Er fing dann u. a. an, daß seine Matka jetzt zum Popen laufe und bete und Opfer bringe und klage und jammere: 'Armes Iwan kaputt, armes Iwan tot.' Bei der Vorstellung, daß er jetzt so warm auf dem Ofen hockt und gar nicht daran denkt, 'kaputt' zu sein, lachte er sich halbtot. Für den Iwan ist es aber gar nicht gut ausgegangen, ich glaube, der ist irgendwann ausgerissen. Nach dem Maiangriff im Juni hat er die Nerven verloren und ist getürmt. Ohne Papiere ist er dann einer Feldgendarmeriestreife oder der SS in die Finger gelaufen, und die haben dann kurzen Prozeß mit ihm gemacht und ihn an die Wand gestellt« (Tbd.Int. Nr. 21: Jhg. 27; KKG; 4. Battr.).

»Wir kamen aus Malmedy. Wir waren uns bewußt, Außenseiter zu sein. 'Diese Beutegermanen', das war unser Kreis. Eine gewisse Neugier nun trieb uns zu den Russen hin. Dann erzählten die von der Wolfsjagd, von hinter dem Ural. Und man war interessiert, wie lebten die denn da. Die hatten allerhand Tricks und lehrten uns das. Wir sollten auch Kartoffel

klauen. Wir klauten uns dann die Rationen, die uns fehlten, und weil wir die Kleinsten waren, konnten wir solche 'Arbeit' besser ausführen« (Tbd.Int. Nr. 25: OSch. Malmedy; Jhg. 28).

»Ich hatte die nicht so gerne. Ich habe miterlebt, daß einer erschossen wurde, weil er geflohen war. Der war in den Gärten zwischen dem Hauptbahnhof und unserer Batterie versteckt gewesen in einem Gartenhäuschen. Da hat man ihn erwischt, und er wurde erschossen vor den anderen russischen Gefangenen« (Tbd.-Int. Nr. 49: OSch. Malmedy; Jhg. 28).

»Wir hatten eine Reihe von russischen Kriegsgefangenen, die uns halfen, die Munition zu schleppen. Die waren eigentlich sehr ordentlich; wir haben die gut behandelt, die uns auch, die haben uns die Baracken geheizt, die brachten uns Holz und kriegten dafür von uns Brot, weil die Eltern ja auch noch nachlieferten . . . Wir kriegten von den Russen Besen gemacht. Die Russen taten uns immer etwas leid; die strolchten abends um die Baracken an den Türen rum und fragten: „Habt ihr nicht ein Stück Brot für uns?“ . . . Wir haben versucht, uns mit Händen und Füßen zu verständigen. Wir fragten, wo die herkamen. Auch die alten Soldaten und die Batterieführung waren zu den Russen ausgesprochen menschlich. Nur, es wurde uns immer wieder verboten, mit den Russen zu tauschen . . . Wegen der großen Strenge, die da herrschte, kann ich nicht sagen, daß es zu zwischenmenschlichen Beziehungen kam. Wir hatten nicht die Gelegenheit. Das wurde alles zwischen Tür und Angel im Verborgenen gemacht. Wenn wir dabei erwischt worden wären, hätte es nicht nur ein Donnerwetter gegeben, sondern wir hätten — das ist verschiedentlich geschehen — Ausgangsund Urlaubssperren bekommen . . . Die Russen mußten im Laufschritt die schweren Geschosse heranbringen, dann gab es gelegentlich Zigaretten für die, auch vom Geschützführer . . . Der Uffz., der sie betreute, schrie zwar mit denen herum, daß man es weithin hörte; aber die Russen hatten den ganz gerne, der tat ihnen nichts . . . Die mußten Kartoffeln schälen, vor der Kantine, und wenn dann Pause war, sprachen wir mit denen. Große Unterhaltungen waren das nicht, aber es gab keine Feindseligkeiten . . . Die taten uns alle leid. Als wir zur Flak kamen und diese 'Untermenschen' in Person erlebten, da wurden wir doch etwas stutzig und mißtrauisch gegenüber all dem, was uns die Propaganda über Rußland erzählt hatte . . . Doch war das nur ein unterschwelliges Mißtrauen, und wir sahen schließlich die bei uns vorhandenen Russen als Ausnahmen an« (Tbd.Int. Nr. 5: KKG; Jhg. 27; 4. Battr.).

Aus der Batterie Richterich klingt es ähnlich. Nuancen gab es nur da, wo der Batteriechef nach Meinung seiner Helfer der Partei näher stand. Die meisten Einheitsführer haben versucht, ihre bunt zusammengewürfelte Truppe schlecht und recht bei Laune zu halten. Es ist gewiß mehr als ein gut erfundener Witz, wenn man von folgender üblicher Anrede bei den Batterien spricht: 'Meine Damen, Kameraden, Jungen, Arbeitskameraden und Towarischtsch!' (vgl. Schätz, a. a. O., S. 273). Ein Batterieführer aus Salzgitter erklärte, daß an seinen Sockelgeschützen RAD-Maiden denselben Dienst wie die LwH leisteten (Mdl. Int. Nr. 14).

»Die Russen wurden während des normalen Dienstes von uns ferngehalten, sie lebten in einer Baracke für sich, die mit Stacheldraht eingezäunt war. Sie tauchten sonst höchstens als Arbeitskommandos auf. Und doch gab es so eine Art Tauschgeschäfte . . . Das mußte allerdings möglichst heimlich geschehen, weil es verboten war. Sprachliche Schwierigkeiten machten natürlich engere Begegnungen kaum möglich« (Tbd.Int. Nr. 10: G.L.Sch.; Jhg. 27; 2. Battr.).

»Die Russen hatten die Aufgabe, Munition zu schleppen. Das Essen wurde ihnen in einer Waschschlüssel gereicht, man gab schon durch diesen äußereren Rahmen zu verstehen, daß man sie wie Menschen zweiter Klasse behandelte« (Tbd.Int. Nr. 11: G.L.Sch.; Jhg. 27; 2. Battr.).

Weit weg waren die Soldatenschüler jedenfalls von der offiziellen Wortregelung, wie sie das Gaupropagandaamt im Gau Köln-Aachen durch ein geheimes Rundschreiben an die Parteimitglieder im November 1943 einzupfen versuchte mit einer 'Mundpropaganda' betitelten Aktion, die zur Einhaltung von 10 Geboten aufrufen sollte.

»Nationalsozialisten und Nationalsozialistinnen: Ihr als die Willenträger der Bewegung habt die Aufgabe, den Volksgenossen die richtige Haltung gegenüber den Fremdvölkischen aufzuzeigen . . . jeden Tag, bei jeder Gelegenheit diese Fragen zum Gegenstand der Unterhaltung und Aufklärung bei allen Volksgenossen zu machen, mit denen Ihr zusammenkommt. Es darf keine Familie in unserem Gaugebiet mehr geben, die nicht durch Eure Mundpropaganda die richtige Einstellung gefunden hat. Denkt immer an das Wort unseres Führers: Die letzte Unsterblichkeit in dieser Welt liegt in der Erhaltung des Volkstums!«

Aus den '10 Geboten'...:

»3. Sei als Deutscher gerecht, aber vergiß nie, daß wir die Herren in unserem Hause sind . . .

6. . . zwischen uns und den fremdvölkischen Arbeitskräften besteht eine klare Trennungslinie, die durch das Blut gezogen ist . . .

10. Wer sich mit Kriegsgefangenen einläßt, unterstützt den Feind und verrät den Soldaten.« (Schularchiv KKG; Akten 1935–44, C 27 I)

Die Soldatenschüler handelten nicht nach diesen 'Richtlinien', sondern im Sinne der christlichen Erziehung von Schule und Elternhaus. Deshalb mußten die vom Meßtrupp in der Beverau eines Tages unter Gasmaske über eine Stunde lang strafexerzieren (MdL Int. Nr. 50).

Die Beziehungen zwischen russischen Kriegsgefangenen und Luftwaffenhelfern

(Hubert Ostlender)

Beim Feldzug der deutschen Wehrmacht gegen die Sowjetunion gerieten große Teile der Roten Armee in Gefangenschaft. Die Zahl der Gefangenen ging bald in die Millionen. Doch schon nach einem halben Jahr kam der Vormarsch deutscher Truppen ins Stocken. Das war der Stand der Dinge 1941. In der Folgezeit mußten sich die deutschen Truppen immer mehr zurückziehen. Der Winter 1942/43 brachte die Wende im Kriegsgeschehen. Ende Januar mußte das deutsche Armeekommando in Stalingrad kapitulieren. Tag und Nacht wurden deutsche Städte von Briten und Amerikanern bombardiert. Da die Wehrmacht jeden Soldaten an der Front brauchte, wurden in den Gefangenengelagern Männer gegen das Versprechen besserer Behandlung als 'Hilfswillige' (Hiwis) zum Einsatz in den Flakbatterien angeworben. In den Lagern schien es ihnen ziemlich schlecht zu gehen, denn sie kamen in einem 'desolaten Zustand'²⁸⁾ in den Batterien an, wurden aber in ein paar Wochen aufgepäppelt, da in den Batterien die Verpflegung wenigstens zu Anfang gut war. Die 'Hiwis' waren in einer eigenen Baracke untergebracht. Sie hatten es oft erheblich enger als die deutschen Soldaten und Flakhelfer. Sie trugen Drillichzeug, einen grünen Rock und eine grüne Mütze, die sie als Kriegsgefangene

²⁸⁾ Tbd.Int. Nr. 22.

auswiesen²⁹⁾, und hatten ihren eigenen Betreuungsunteroffizier. Gemäß der NS-Propaganda galten sie als 'Untermenschen', und offiziell war Soldaten und Flakhelfern der Kontakt mit ihnen untersagt. Da im Laufe des Jahres 1942 der Druck des britisch-amerikanischen Bombardements immer stärker wurde und andererseits jeder Soldat an der Front gebraucht wurde, zog man Schüler der Jahrgänge 1926/27 und 1927/28 zum Dienst an den Flakbatterien ein. Daß es zur Begegnung zwischen russischen Kriegsgefangenen und Luftwaffenhelfern kam, hat in der Hauptsache zwei Gründe. Da war zunächst der tägliche Kontakt der beiden Gruppen. Obwohl die 'Hiwis' von Zeit zu Zeit ausgewechselt wurden, damit keine Freundschaften entstehen konnten³⁰⁾, und trotz der sprachlichen Barrieren konnte man zwei Gruppen, die gemeinsam auf ein Ziel hinarbeiteten, nicht so voneinander trennen, daß nicht doch hier und da Versuche unternommen wurden, Worte miteinander zu wechseln, zumal da in der Nacht, während der Angriffe, als die 'Hiwis' nicht nur als Munitionsschlepper, sondern auch als Ladekanoniere eingesetzt wurden, der Unterschied zwischen den Soldaten, Flakhelfern und russischen Kriegsgefangenen auf ein Minimum schrumpfte³¹⁾. Während der Gefechtspausen kamen auch die 'Hiwis' in den Bereitschaftsbunker. Ein ehemaliger Luftwaffenhelfer berichtet, wie sogar ein russischer Kriegsgefangener mit Geschichten in gebrochenem Deutsch die Stimmung hochhielt³²⁾.

Ein weiterer Grund für die Begegnung russischer Kriegsgefangener mit Luftwaffenhelfern ist sicherlich die natürliche Neugier, die man einem anderen Menschen entgegenbringt ('Die Russen waren interessante Leute'; Tbd.Int. Nr. 39). Die Flakhelfer hatten ferner hier zum erstenmal die Möglichkeit, die Wahrheit der Propaganda zu prüfen, die eurasischen Völker seien Untermenschen. Ein Schüler der G.L.Sch. staunte, daß sich in seiner Batterie ein 'intelligenter Gefangener' befand, der die Flakhelfer in den Unterrichtspausen bei ihren Mathematikaufgaben unterstützte.

Der größte Teil der Kontakte zwischen 'Hiwis' und Flakhelfern war dienstlich. Neben ihren Aufgaben als Kanoniere mußten die 'Hiwis' auch

²⁹⁾ Tbd.Int. Nr. 33.

³⁰⁾ Tbd.Int. Nr. 2.

³¹⁾ Tbd.Int. Nr. 43.

³²⁾ Tbd.Int. Nr. 22.

Stuben reinigen, Kartoffeln schälen und Wasser tragen. Diese Dienstleistungen mußten sie für die Offiziere und Soldaten unentgeltlich verrichten. Luftwaffenhelper mußten Stuben und Stiefel selbst reinigen und ihr Wasser selber tragen. Die Luftwaffenhelper gaben nun den 'Hiwis', die oft Hunger hatten, Brot, das sie von ihren Eltern bekamen und daher im Überfluß besaßen, und Zigaretten, da sie selbst oft nicht rauchten, damit die Gefangenen ihnen verschiedene Dienste leisteten, z. B. banden sie Reisigbesen, versorgten die Kaninchen mit den Küchenabfällen u.s.w. Dem Geräteuffz. der 5. Battr. versprachen sie gegen Zigaretten, während seiner Wache nicht wegzulaufen, was sie auch einhielten. Während der Angriffe half man sich, wo man konnte. Gutmütig ließen sich die 'Hiwis' zuweilen auch bewegen, bei dem eigentlichen Sport der jungen Geschützmannschaften: 'Wer jagt die meisten Granaten aus dem Rohr?' mitzuspielen. Entgegen der offiziellen Linie betrachteten die Luftwaffenhelper die Russen nicht als Menschen zweiter Klasse. Fast immer bestand zwischen ihnen guter menschlicher Kontakt (Tbd.Int. Nr. 43: 'Die gehörten einfach dazu. Manchmal wurden sie auch 'Opa' genannt'). Oft taten die 'Hiwis' den Flakhelfern leid: 'Sie strolchten abends herum und fragten: „Pane, Pane?“. Wir gaben ihnen dann Brot, Wurst und Zigaretten. Trotz der sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten klappte die Verständigung. Ich erwähnte schon den Geschichtenerzähler. Meistens gingen diese Gespräche aber nicht sehr weit. Wenn die Flakhelfer erfahren hatten, woher die Russen kamen, war meistens genug gesagt. Wenn man nun fragt, was die Offiziere zu diesen Kontakten sagten, so möchte ich zunächst Herrn K. zitieren: 'Das mußte einfach geduldet werden.' Aber es ist klar, daß die Frage des Duldens von Batterie zu Batterie verschieden war, besonders die Stellung Beverau kannte eine gewisse Solidarität zwischen den so verschiedenen Gruppen. Über Tauschgeschäfte, kleine Dienstleistungen und kurze Gespräche kam man jedoch nicht wesentlich hinaus, schon wegen der Verständigungsschwierigkeiten. 'Hiwis' wurden von Helfern und älteren Soldaten jedenfalls gut behandelt. Natürlich gab es den einen oder anderen linientreuen Unteroffizier als Betreuer, unter dessen Augen die Kontakte versteckter vor sich gehen mußten. Solche Begegnungen mit der Wirklichkeit blieben nicht ohne Folgen, und es wandelten sich die Klischeebilder, sofern Abhängigkeit von der offiziellen Propaganda bestanden hatte. Andererseits erkannten einige (Tbd.Int. Nr. 20; 43) die Russen sofort als gleichwertige Mitmenschen an. Der erste gab als Grund

für seine Einschätzung der russischen Kriegsgefangenen die antinationalsozialistische, der zweite die christliche Gesinnung seines Elternhauses an; beide erklären, auch die Schule habe dabei als Vermittlerin humanistischen Gedankengutes eine bedeutende Rolle gespielt. Andererseits war man in der 1. Battr. höchst überrascht, einen 'intelligenten Russen' mit Kenntnissen in Mathematik anzutreffen, und auch in der 4. Batterie wurde Verwunderung laut, keine Menschen zweiter Klasse vor sich zu haben; in beiden Fällen stand das Elternhaus deutsch-nationalem Gedankengut nahe.

Ich glaube, daß den Luftwaffenhelfern ihre Begegnung mit den russischen Kriegsgefangenen eher genutzt als geschadet hat. Hier bot sich ihnen die Möglichkeit, die Propagandaaussagen zu prüfen, nach denen Slawen Untermenschen sein sollten. Ihr Verhalten resultiert, so glaube ich, aus ihren Beobachtungen, die die Propaganda der NSDAP widerlegten. Dieser Befund müßte zum Denken anregen, und in Zukunft dürfte man wohl nicht blindlings jeder Aussage vertrauen. Auch zeigt das Verhalten der LwH, daß jegliche Art von Vorurteil abzulehnen ist. Allein dieser Lehre wegen muß die Begegnung mit den 'Hiwis' den Flakhelfern Nutzen gebracht haben. Es ist meiner Meinung nach nur sehr schade, daß sie Lehren wie diese unter den Bedingungen des Krieges machen mußten.

4. Livius in Kantinen und Schlafbaracken

a) Lehrer, Betreuungslehrer, Verbindungslehrer und Sonderbeauftragte

Manchmal freilich blickten die Schülersoldaten neidisch auf die Russen, die morgens länger schlafen konnten, während sie trotz nächtlichem Alarm schlaftrunken in die Kantine trabten, um 3 oder 4 Stunden Unterricht abzusitzen. Unter solchen Bedingungen von Unterrichtserfolg zu sprechen, halten alle für einen 'Witz'.

»Wenn wir am anderen Morgen länger schlafen durften, weil der Nachtalarm zu lange gedauert hatte, dann ertönte das Signal: 'Karl der Große Nachtwächter!' Als Tarnwort kam das durch die Ringleitungen und bedeutete: Schlafen bis zum Wecken. So kam es denn vor, daß am anderen Morgen unser Lehrer in der Baracke erschien, wenn wir noch schliefen; denn oft hatte es in der Stadt keinen oder nur zeitlich begrenzten Alarm gegeben. Wir sagten dann vom Bett aus ganz großzügig: „Bitte, Herr

Studienrat, nehmen Sie Platz! Wir kommen gleich!“ Mein Freund Hans verstand das weidlich auszunutzen, drehte sich nochmal in seinem Bett und ließ sich dann doch irgendwann einmal herab, seinen Livius zu ergreifen . . . Naturwissenschaftlicher Unterricht fand in der Schule statt wegen der Fachräume. An einem Tag mußten wir dann zum Unterricht in das KKG heruntermarschieren. Das war so eingerichtet, daß immer eine Klasse oben in Feuerbereitschaft blieb. Wir andern mußten dann antreten; unser Feldwebel führte uns in die Stadt. Kurz vor dem KKG ließ er dann noch ein besonders deftiges Lied singen, mit einer Art Zote, z. B.: ’Mädel, halt die Röcke fest, wenn die Winde wehen . . . Flaksoldaten sind mal so, sehen so was gerne, sei's auch nur ein Stück Popo, sei's aus weiter Ferne!’ Und unsren Zeus beleidigte schon das Wort ’Mädel’. Der sagte dann: „Im deutschen Sprachraum, da gibt's kein ’Mädel’, da gibt's zwar im oberdeutschen Sprachraum ein ’Madel’ und es gibt ein ’Mädchen’, aber ein ’Mädel’ mit Umlaut — das gibt's gar nicht.“ Der war schon über das ’Mädel’ beleidigt, erst recht über das ’Stück Popo’!« (Tbd.Int. Nr. 21: 4. Battr.; KKG; Jhg. 27; vorher Feuerlöschgruppe Dom).

»Unterricht in der Baracke, das war nicht besonders effektiv . . . Es gab eine Menge Ablenkungen, und ausgenutzt wurde das natürlich auch noch. Unterricht wurde geschwänzt, dann hieß es ’der . . . Franz . . . ist krank’. Und für die Lehrer war es natürlich sehr schwer zu prüfen . . . Es gab auch Lehrer, die meinten, sie müßten sich besonders auf unsere Situation einstellen; so der Deutschlehrer, der den Aufsatz gab: ’Bin ich lieber Kanonier oder am Meßgerät eingesetzt?’ Das fanden wir schrecklich unsinnig, weil wir ja nicht die Wahl hatten und auch nicht sehen konnten, was die am Geschütz taten, wenn wir selbst am Meßgerät waren« (Tbd.Int. Nr. 10: G.L.Sch.; Jhg. 27; 2., dann 3. Battr.).

»Es kam häufiger vor, daß der Lehrer um 9 kam, aber erst um 10 begann unser Dienst. Die Schule mußte sich allmählich durchsetzen gegen diesen Überhang. 3 Stunden Unterricht und nachmittags 1 oder 2 Stunden Zeit, Schulaufgaben zu machen. Dabei blieb natürlich unsere Schulausbildung sehr lückenhaft, ganz abgesehen, daß uns gar nicht nach Unterricht war« (Tbd.Int. Nr. 14: Hi.Sch.; Jhg. 26; 3. Batterie).

Der Unterricht mußte in Kantinen, oft genug in Schlafbaracken abgehalten werden und hatte zu leiden unter dem Mangel an primitivsten Hilfsmitteln. Lediglich für die Jungen aus Malmedy und einen Teil der St. Vither gelang es, den gesamten Unterricht im Gebäude des KKG abzuhalten,

wo die Jungen der Kl. 5 zusammen mit KKGern an vier Wochentagen 'gesonderten Unterricht in Deutsch und Latein' erhielten (Bericht vom 1. 2. 1944), bis die Luftlage solchem 'Entgegenkommen' ein Ende bereitete.

Für diese Lösung hatte sich der 'Verbindungslehrer', wie nach einem Erlaß zur Vereinheitlichung der 'Betreuungsdirektor' schließlich genannt werden sollte, bei der Flakgruppe eingesetzt. Diese Funktion war für den Aachener Bereich dem Leiter des Kaiser-Karls-Gymnasiums, Oberstudiendirektor Dreesen, am 30. März 1943 dienstlich übertragen worden (OP Rheinprov. Abt. Höh. Schulen; Gen. Nr. 520). Seine Aufgaben umriß der OP (unter Gen. Nr. 2127):

»Betreuungsdirektoren (Verbindungslehrer). Sie werden jeweils einer Flakgruppe zugeordnet. Sie beraten die Flakgruppen in allen schulischen Fragen und in Fragen der Betreuung der LwH. Für Regelung von Beschwerden der Erziehungsberechtigten sind sie zuständig, wenn diese Beschwerden nicht vom Schulleiter der betreffenden Schule erledigt werden können . . .«

Für alle Fragen der LwH wurde überdies in jedem Luftgau ein Sonderbeauftragter hauptamtlich eingesetzt, der zum Stab des Luftgaukommandos trat. Beim Luftgaukommando VI in Münster bekleidete dieses Amt Oberregierungsrat Dr. Wagner. Er hatte u. a. zu bearbeiten: 'Bildung der Einsatzgruppen und Unterrichtsabteilungen, Einsatz von Lehrkräften, Betreuung der Lehrkräfte, beweglichen Einsatz der Lehrkräfte bei Umgruppierungen . . . Er läßt sich Bericht erstatten über das Ausmaß der erteilten und ausgefallenen Unterrichtsstunden, überhaupt die regelmäßigen Arbeitsstunden, die unter Aufsicht eines Lehrers stattfinden sollen, und beschafft die notwendigen Lehrmittel' (OP Rheinprov. Gen. Nr. 469 vom 2. 3. 44). Immer wieder muß der Sonderbeauftragte voller Erbitterung über das Unverständnis und die geringe Fürsorge der militärischen Dienststellen beim Reichsminister Klage führen. Er macht sich zum Wortführer, z. B. als man den Jahrgang 1926 nach kaum 48 Stunden Urlaub zum RAD einzieht, und informiert den Reichserziehungsminister am 10. 3. 1944:

» . . . Eine frühzeitige Entlassung durch die Luftwaffe wäre durchaus möglich gewesen, weil der Ersatz (Jahrgang 1928) spätestens Mitte Januar zum Luftwaffenhelpferdienst eingezogen war. Ich habe mich rechtzeitig, aber leider ohne Erfolg um eine frühzeitige Entlassung der LwH des Jahrgangs 1926 bemüht. Es wurde mir entgegengehalten, daß die Batterien ohne die

LwH des Jahrgangs 1926 nicht feuerbereit sein würden, da der Ersatz noch nicht eingearbeitet sei. Eltern und Schulleiter sind dagegen allgemein der Ansicht, daß es sich bei der Begründung nur um eine Ausrede handeln kann. Denn bei zahlreichen Batterien waren die LwH des Jahrgangs 1926 schon Ende Januar, Anfang Februar beurlaubt worden, weil an Baracken und Uniformen Mangel war . . . Wie so häufig wurden die LwH in den verschiedenen Einsatzstellen unterschiedlich behandelt, was nicht etwa auf die Verschiedenheit der Verhältnisse, sondern auf das verschieden große Verständnis der Batterieführer zurückzuführen ist . . . Aus verschiedenen Teilen des Luftgaus ist mir berichtet worden, daß die LwH von den Batterieführern so kurzfristig entlassen sind, daß sie die notwendigen Abmeldungen nur unter größten Schwierigkeiten vornehmen konnten. Zwischen dem Entlassungstag bei der Luftwaffe und dem Einrückungstag zum RAD (14. 2) lag ein Samstag und Sonntag. Am Samstagnachmittag und am Sonntag konnten die LwH ihre Abmeldung bei der Schule, beim Polizeirevier und beim Ernährungsamt nicht vornehmen . . . Die Eltern haben vom Besuch ihrer Jungen wenig Freude gehabt, da die Zeit kaum ausreichte, um die Vorbereitungen zur Abreise (Instandsetzung der Bekleidungsstücke u. dergl.) zu treffen ...«

Daß in Wahrheit manche Batteriechefs noch schikanöser vorgingen, erklärt der Mannschaftsführer der 6. Battr. Wer sich mißliebig gemacht hatte, wurde um mehrere Tage später entlassen als die anderen (Tbd.Int. Nr. 14). Groß war zu Beginn für den SBL und seine Verbindungslehrer das Problem, geeignete Unterrichtsräume zu beschaffen. Für die 6. Batterie gelingt es dem Aachener Verbindungslehrer, nach einem Briefwechsel mit einem Bankdirektor den Clubraum des Golfklubs freizumachen. In der 4. Batterie flüchten die Lehrer im Mai lieber ins Freie und verzichten auf die ungeheizte und zugige Baracke. In Jülich stellt das Eisenbahnausbesserungswerk Kantineräume zur Verfügung. Für jede Luftwaffenhelperklasse hatte man mit dem Einsetzen der 'Beschulung' am 15. 3. 1943 einen 'Betreuungslehrer' vorgesehen. Auch er hatte bei vielen Stellen 'persona grata' zu sein. Unter anderem mußten die örtlichen Parteiinstanzen keinerlei Bedenken geäußert haben. Seine Aufgaben umriß ein vier Seiten starker Runderlaß des RMin. WEV. vom 1. Oktober 1943 (E III a 2342 (b)):

» ... Dem Betreuungslehrer obliegt bestimmungsgemäß die Fürsorge für die Helfer und ihre erzieherische Betreuung außerhalb des Truppendiffendes und des HJ-Dienstes. Er trägt den Eltern und der Schule gegenüber die Verantwortung für alle Angelegenheiten des

Gemeinschaftslebens der Helfer . . . Seine fürsorgerischen Aufgaben umfassen sowohl die körperlichen wie die geistigen und seelischen Bedürfnisse der eingesetzten Jugendlichen. Der BL hat die Belange der Helfer gegenüber den militärischen Dienststellen zu vertreten. Er wird sich dabei stets zu vergegenwärtigen haben, daß die Helfer noch nicht Soldaten, sondern Schüler und Hitlerjungen sind. Wenn auch die Einheitenführer angewiesen sind, bei der militärischen Beanspruchung der ihnen zugewiesenen Jugendlichen diesem Gesichtspunkt Rechnung zu tragen, so werden sich doch bei dem jugendlichen Alter Konflikte zwischen den militärischen Belangen und den schulischen Pflichten der Helfer nicht immer vermeiden lassen. Aufgabe des BL ist, darüber zu wachen, daß die Helfer nicht überbeansprucht werden, keine vermeidbaren gesundheitlichen Schäden erleiden und in der Lage bleiben, auch ihre schulische Ausbildung mit Erfolg fortzusetzen . . . Da aus den Reihen der eingesetzten Schüler der Nachwuchs für die geistig führenden Berufe im militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebensbereich unseres Volkes gestellt werden soll, ist der ordnungsmäßigen Durchführung des Schulunterrichts besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden . . .« (Hervorhebungen im Original, KKG, Schularchiv: LwH Akte 3).

Wie wenig Sinn die apostrophierten 'Einheitenführer' für solche Ziele hatten, geht aus den beim 'Verbindungslehrer' OStD Dreesen eingegangenen Berichten mehr als einmal hervor, sobald die zu Beginn noch zu beobachtende abwartende Haltung der Berichterstatter schwindet und erkennbar wird, daß ein großer Teil der Batteriechefs die ablehnende Haltung des kaum erst der Schule entronnenen Zwanzigjährigen teilt. Aus Münster beklagt sich der Sonderbeauftragte mit einem Brief vom 11. 3. 1944: »Wie mir berichtet wurde, haben Batterieführer die Vertretung der Belange der Helfer durch den BL gelegentlich als Einmischung in militärische Angelegenheiten angesehen. Nach meiner Auffassung haben Eltern und LwH das Recht, etwaige Wünsche oder Beschwerden dem Betreuungslehrer vorzutragen, damit dieser beim Batterieführer vorstellig werden kann und sich, falls er keinen Erfolg hat, an seine vorgesetzten Dienststellen wenden kann . . .« (KKG, Schularchiv: LwH Akte 3).

Im Bericht des Chefs der Sicherheitspolizei heißt es: »Von vielen Lehrkräften wird die Stellung des Betreuungslehrers, der nach den

Bestimmungen den LwH beim außermilitärischen Einsatz ständig beigegeben ist, als sehr unglücklich bezeichnet . . . «

Da Einberufungen vor den Lehrerkollegien nicht Halt machten — es wurden z.B. nach kaum 14tägiger Tätigkeit die BL von Jülich (Prof. Drees) und der G.L.Schule (Prof. Breuer) eingezogen —, standen für den Unterricht oft genug nur Lehrer zwischen 55 und 65 Jahren oder Pensionäre zur Verfügung. Sie mußten bei jedem Wetter hinaus in die Batterien, oft über unwegsames Gelände, und konnten dabei ihre Zivilkleidung, die im fünften Kriegsjahr immer ergänzungsbedürftiger wurde, keineswegs schonen. Daher bemühte sich der Sonderbeauftragte Dr. Wagner beim Generalkommando in Münster schon im Juni 1943 darum, für seine Lehrer festes Schuhzeug, Wettermäntel und Fahrraddecken zu erhalten. Im Juli wurde dasselbe Problem sogar auf der Dienstbesprechung aller Sonderbeauftragten im Reichserziehungsministerium verhandelt, und der Sonderbeauftragte Lohse äußert:

» . . . die täglichen Wege bringen einen starken Verschleiß an Schuhwerk, Wettermänteln und Hosenböden mit sich, so daß die Gewährung zusätzlicher Kleidung unbedingt gerechtfertigt erscheint . . . « (Bundesarchiv R 21/258 fol. 156).

Erst im Januar 1944 aber hat sich RdL ObdL erweichen lassen, und es landen im April auch in Aachen sechs Wettermäntel und sechs Paar Schnürschuhe, die vom Verbindungslehrer gegen zweifache Quittung ausgegeben werden. Der Empfänger mußte sich dabei verpflichten, 'die Schuhe nur während des unmittelbaren Einsatzes zum Unterricht zu tragen', und weiter heißt es: 'Bei Urlaub und in ähnlichen Fällen sind die Schuhe einzuziehen' (Gen. Nr. 195 vom 28. 1.44).

Vielfach mußte der Unterricht zu Blockstunden zusammengefaßt werden; denn nur so konnten die entsprechenden Fachlehrer an dem einen Tag in der Flakstellung, am anderen in ihrer Schule tätig sein. Diese Doppelfunktion belastete den einzelnen Lehrer sehr und führte oft zu ernsthaften Erkrankungen, zumal die Ferienordnung wegfiel und den Lehrern nur 20 Erholungstage zugestanden wurde. Man bittet am 31. Mai 1944, Lehrer für das Kriegsverdienstkreuz 2. Kl. vorzuschlagen, doch kurz darauf trifft vom Oberpräsidenten am 6. 7. 1944 ein Schreiben ein:

» . . . Ein von der Schule gestelltes Ansinnen, Ferien zu gewähren, ist geeignet, die militärischen Dienststellen zu der Auffassung zu verleiten, daß die Schulaufsichtsbehörden und die von ihnen bestellten Organe, die ständig

über Unterrichtsausfall klagen, einen solchen in Kauf nehmen, wenn die Lehrer davon Vorteile haben. Ich gebe allerdings zu, daß eine Beurlaubung der LwH-Lehrer sich über einen sehr langen Zeitraum erstrecken würde, wenn jeder durch eine Lehrkraft mit den gleichen Lehrbefähigungen vertreten werden soll. Wo Schwierigkeiten dieser Art entstehen, ist nichts dagegen einzuwenden, daß zur Vertretung auch andere Lehrer(innen) . . . herangezogen werden, die nicht der gleichen Fachgruppe angehören. Diese Lehrer können im Unterricht ein in sich geschlossenes Kapitel aus einem Fachgebiet, wie Kunstgeschichte, Musikgeschichte, Astronomie u.s.w. behandeln, das für die LwH zwar nicht vorgeschrieben, die Schüler aber geistig zu fördern geeignet ist . . .« (Schularchiv KKG: LwH Akte 4).

Bis zuletzt versuchten viele Schulmänner ihrer Verantwortung für das geistige Wachstum der Schülersoldaten gerecht zu werden. Man kann nur staunen, wenn der o. a. H. A. Koch als Militärhistoriker glaubt, sich über diese Haltung lustig machen zu müssen; er zitiert nämlich auf S. 317:

»Aber noch während der Offensive im Hagenauer Forst, als Kuriosum erwähnt, verfolgte (sic!) ein Hamburger Studienrat pflichtbewußt einen Hamburger 3,7-cm-Flak-43-LwH-Zug mit 'Caesar' und Schiller. 'Publikum' fand der dabei allerdings nicht.« Das Beispiel zeigt deutlich, daß man die Geschichte solchen 'Historikern' nicht überlassen sollte und daß es an der Zeit ist, das Thema 'Flakhelfer' unter anderen als militärischen Gesichtspunkten zu betrachten. Das letzte Wort kann keinesfalls so lauten, wie es hier immer wieder anklingt: »An vielen Brennpunkten . . . standen in jenen Jahren auch die Jüngsten im schweren Abwehrkampf an Kanonen und Geräten mit ihren älteren Kameraden. Sie bemühten sich mit ihnen, die Heimat und ihre Bevölkerung zu schützen. In ihrem Auftrag (!!) fühlten sie sich als Soldaten, und sie waren es auch, wenn ihnen auch aus formellen Gründen ein anderer Name und eine andere Uniform gegeben wurde« (Koch, a. a. O., S. 321). An anderer Stelle heißt es von den nur um wenige Monate älteren Angehörigen der RAD-Batterien, in die z. B. die Jungen des Jahrgangs 1926 und 1927 oft genug eingereiht wurden:

»Es ging um die getreue Erfüllung staatsbürgerlicher Pflichten gegenüber Volk und Vaterland, wie das Gesetz es seit eh und je befahl . . . Die Erziehung der Truppe und das Vorbild ihrer Führer (!) war, wie seit jeher, neben einer sorgfältigen Ausbildung die Grundlage für eine Bewährung im Kampf. . .« (a. a. O., S. 309). Weiter geht es in diesem Stil auf S. 310: »Sehr viele von ihnen sind heute stolz auf ihre damalige

Bewährung. Sie fühlen sich mit Recht als ehemalige Soldaten und wollen als solche anerkannt werden. Nicht Romantik und Pathos sind Triebfeder für dieses Verlangen, erst recht nicht ein etwa rückwärts gerichtetes politisches Weltbild, sondern allein das Bewußtsein, auch damals eine Pflicht erfüllt zu haben, wie das Gesetz es befahl. In diesem Punkt unterscheiden sie sich nicht von jedem anständigen (!) älteren Soldaten im eigenen Lager wie auf der Seite des Gegners . . . Nach Kriegsende waren jene jungen Soldaten allenfalls eifriger Meinungsmachern ein willkommenes Objekt zur Verzerrung geschichtlicher Tatbestände. Sie selbst, die Jungen, hatten andere Sorgen . . . Sie nahmen tätigen Anteil an der Neuordnung und dem Wiederaufbau ihres zerrissenen und zerschlagenen Vaterlandes, für das sie bereits im jugendlichen Alter in schwerster Zeit ihr Leben einsetzen müssen.«

Hier scheint vieles schief, und solche Töne sind wohl die letzten, die man bei den ehemaligen LwH zu hören bekommt. Sie sind heute mit ihren Lehrern, die das meist schon damals wußten, einig darüber, daß dieser Einsatz Fünfzehnjähriger ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit war, das sich ebensowenig wiederholen sollte wie der alliierte 'Bombenterror'. Ihre Leiden und die ihrer Lehrer sollten nicht benutzt werden, um Sinnlosem nachträglich einen Sinn zu geben. Es gibt mehr als einen Lehrer, den wie z. B. StR Lahaye, den Betreuungslehrer der 4. Battr., dieser 'Einsatz' Gesundheit und Leben kostete. Längere Dienstunfähigkeit war damals für viele eine unausbleibliche Folge. So melden im März 1944 die Aachener Schulen allein den Ausfall von sechs Lehrern. Auf Auswege sinnen die Schulverwaltungen schon frühzeitig und fordern mit geringem Erfolg Freistellung von Lehrkräften, die im aktiven Wehrdienst stehen, vor allem für die besonders aufreibende Funktion der Betreuungslehrer. Wie problematisch diese Aufgabe war, erhellt aus der Besprechung der Sonderbeauftragten am 21. 6. 43, wo man von der 'Zwitterstellung' spricht, die diese Lehrkräfte zwischen Militär und Schule einnehmen.

»Es bedarf schon einer gehörigen Portion Zivilcourage, nicht gleich vor jeder militärischen Forderung zu kapitulieren aus Angst, als Saboteur an der kriegswichtigen Aufgabe des LwH-Dienstes zu gelten, wie es auch andererseits notwendig war, der Versuchung zu widerstehen, sich bequemerweise auf seine Eigenschaft als Reserveoffizier zu besinnen, auf das zivile Dasein zu vergessen und sich auf die Seite der militärischen Notwendigkeiten zu schlagen« (RM WEV E III a 250/43).

Besonders dornig muß der Weg solcher Lehrer gewesen sein, die als Mannschafts- oder Unteroffiziersdienstgrade zu den Flakbatterien gehörten. Der Sonderbeauftragte in Münster sieht sich genötigt, den Reichserziehungsminister einzuschalten:

»... Die in dem Erlaß des RdL und ObdL erwähnte Anordnung . . ., daß 'Lehrer im Mannschaftsdienstgrad zum Postenstehen, Arbeitsdienst u. ä. nur herangezogen werden können, wenn es die Dienstlage erfordert', gibt den militärischen Vorgesetzten vom Batteriechef abwärts zu viel freie Hand, als daß nicht schließlich die Unterrichtstätigkeit des Lehrers und die Arbeitsstunden an die Peripherie gedrängt oder als Teil des militärischen Dienstes angesehen und behandelt würden, eine Entwicklung, die bisher schon immer wieder Anlaß zu ernster Sorge gegeben hat. Es ist verständlich, daß Batteriechefs und Abteilungskommandeure Lehrer im Unteroffiziersrang oder Mannschaftsdienstgrade als einen Fremdkörper oder gar als Belastung ihres Personalbestandes empfinden. Wird ihnen aber die Möglichkeit gelassen, bei ihren Entscheidungen der militärischen Dienststellung des Lehrers sogar den Vorzug zu geben, so kommen die Erfordernisse des Unterrichts zu kurz . . .« (Münster 24. 5. 1944; Tgb. Nr. 128/44; KKG Schularchiv).

Unter Verweis auf die Berichte seiner 'Verbindungslehrer' wird Dr. Wagner in Münster nicht müde, immer wieder zu erklären: „Der Unterrichtserfolg ist unbefriedigend und bleibt sogar noch hinter den Erwartungen zurück (17. 12. 43).“ Der Einsatz „kommt praktisch der Beendigung ihrer Schulausbildung gleich“.

Reichsminister Rust hatte bereits am 27. 11. 1943 den RdL und ObdL beschieden, er 'trete . . . dem Vorschlage des Leiters der Parteikanzlei vom 13. Nov. 1943 bei, baldmöglichst in eine Erörterung einzutreten, ob der Einsatz von Schülern künftig überhaupt noch verantwortet werden kann'. Wenig nutzten diese Vorstellungen, rücksichtslos wurde der Jahrgang 1928 kurz darauf 'an die Kanonen geschickt'. Rücksicht nahmen indessen die Lehrer, waren nachsichtig mit den überforderten Jungen und schraubten ihre Leistungsanforderungen zurück, wie das der o. a. SD-Bericht erkennen läßt:

» . . . Von vielen Lehrkräften wird eine großzügige Handhabung der Versetzungsbestimmungen gefordert. Solange Haltung und Leistungswille nicht zu beanstanden seien, sollen die Schüler versetzt werden, da sie an einem nicht ausbleibenden Leistungsrückgang unschuldig wären. Vor allem wird auch gewünscht, daß die Versetzungs- und Abgangszeugnisse einen

ausdrücklichen Vermerk über den Einsatz des Schülers als LwH enthalten« (BA.; SD-Berichte, fol. 59).

Selbst bei allerbester Voraussetzung, wie sie etwa der als Major der Luftwaffe zum Einsatz abgestellte BL der General-Litzmann-Schule mitbringt, ist es kaum möglich gewesen, den oben umrissenen Zielen auch nur annähernd gerecht zu werden. Am 8. April 1944 berichtet ein Major als Betreuungslehrer der Klassen 6a und 6b der General-Litzmann-Schule dem 'Verbindungslehrer' über die Verhältnisse in der 6. Batterie: »Der Wille und das Verständnis für fürsorgliche Maßnahmen sind vorhanden, ihre Ausführung scheitert häufig an den durch die angespannten Verhältnisse gegebenen unabweisbaren Zwangslagen . . . so muß doch festgestellt werden, daß meist von wirklichem Erholungsschlaf nicht die Rede sein kann. Die körperlichen und dementsprechend geistig-seelischen Kräfte sind in einer für das Wachstumsalter unserer LwH oft bedenklichen Weise eingespannt. Es ist auf die Dauer nicht ohne Schädigungen möglich, voll und ganz den hohen Anforderungen von Schule und Waffe zu genügen. . . . Die Durchführung der Unterrichts- und Arbeitsstunden nimmt zeitlich schon so viel Zeit in Anspruch, daß nur die Minimalforderungen der Batterie für die vielseitige Kampfausbildung der Jungen, die ja das Primäre ist, berücksichtigt werden können. Die Durchführung der vorgeschriebenen Unterrichtsforderungen . . . wird von allen Sachkennern unter den augenblicklichen Verhältnissen als illusorisch angesehen und bringt die damit Beauftragten in schwere innere Konflikte . . .«

Der Direktor aus Eschweiler erklärt zum selben Termin:

»Infolge ihrer Doppelbelastung wird von den jungen Menschen viel verlangt. Den Anstrengungen sind sie teilweise körperlich und erst recht seelisch nicht gewachsen. Sie haben sich das Leben anders vorgestellt. Die Wirklichkeit überwältigt sie . . . Für junge Menschen im Wachstumsalter scheint die Verpflegung nur knapp ausreichend zu sein . . . Urteil der LwH über die Beschwerdemöglichkeit: 'Man beschwert sich besser nicht!' . . . Im Unterricht sind die Schüler oft sehr müde . . .«

In Alsdorf dagegen muß es fast paradiesisch gewesen sein, glaubt man dem Bericht vom 11. April 1944 (vgl. MdL Int. Nr. 89; Jhg. 26; OSch. Herzogenrath):

»Über die Fürsorge, die den LwH zuteil wird, kann für die hiesigen Verhältnisse Gutes berichtet werden. Eine übermäßige körperliche und seelische Beanspruchung liegt nicht vor. Auch für ausreichenden Schlaf

wird seitens der Leitung der Luftwaffeneinheit nach Kräften gesorgt . . . Auch bezüglich der Erziehung und des Unterrichts kann zufriedenstellend berichtet werden.«

Häufig aber muß es ganz anders gewesen sein. Selbst in die Akten des RMin. WEV verirrt sich der Brief eines Schulleiters, den der Sonderbeauftragte beim Stadtpräsidenten der Reichshauptstadt weitergab. Es berichtet der Direktor der Günter-Roß-Schule in Velten am 26. 6. 1943:

»Der Unterricht der Luftwaffenhelfer unserer Schule hat zu mancherlei Mißhelligkeiten Anlaß gegeben.

1. Die Teilnahme der Schüler an dem planmäßigen Unterricht ist äußerst unregelmäßig. Es fehlen oft die Hälfte der Schüler infolge Beurlaubung oder Kommandierung zum Dienst. Niemals ist die Belegschaft auch nur einigermaßen vollzählig da . . .

2. Arbeitszeit für Schularbeiten haben die Jungen fast gar nicht, da über ihre 'Freizeit' von der Batterie verfügt wird . . .

3. Die Arbeit des Betreuungslehrers wird durch die Machtbefugnisse des Batteriechefs, der auch während der Freizeit Dienst nach seinem Gutdünken ansetzen kann, stark behindert . . .«

Dem Bericht war eine Stellungnahme des BL angefügt, der gleichzeitig die Bitte vorträgt, von seinem Posten als Betreuungslehrer bei 2/422 (Marwitz) abgelöst zu werden. Zur Begründung wird u. a. ausgeführt:

» . . . Nach Ansicht des Battr.Chefs liegt der Grund für die behandelten Unstimmigkeiten darin, daß seine Anweisungen bei den LwH nicht mit meinen übereinstimmen. Ich habe das zuerst hingenommen, da er beide Anweisungen kennt, ich nur meine, kann mir aber jetzt nicht gut denken, daß der Herr Reichserziehungsminister und der Herr Reichsjugendführer ihre Verfügung erlassen haben, ohne vorherige Verständigung mit dem Herrn Reichsluftfahrtminister. Ich glaube vielmehr, die Anweisung betr. Betreuungslehrer ist auch für den Einheitsführer verbindlich . . . Aber dem Batteriechef paßt es nicht, daß er allein auf weiter Flur einen Betreuungslehrer auf dem Halse hat, der ihm womöglich in die Karten sehen könnte. Deshalb sucht er als gelernter Rechtsanwalt jede Masche herauszuknöbeln, um meine Rechte und Befugnisse zu bestreiten oder zu beschneiden. Ich habe guten Grund, ihm zuzutrauen, daß er z. B. jeden Versuch meinerseits, über die Freizeit der LwH zu verfügen, mit 'Alarm' oder ähnlichen kalten Scherzen torpedieren würde, damit nur ja nicht der Gedanke aufkomme, ein anderer hätte in der Batterie auch etwas zu sagen

(was mir ganz fern liegt). Er will eben keinen Betreuungslehrer, deshalb versucht er es mit allen Mitteln, ihn hinauszugraulen . . . Anfang April mußte ein großer Teil der LwH umgeschult werden für andere Geräte, dazu wurde auch die Freizeit gebraucht, die ohnehin mit Instandhaltung der Baracken und Sachen belegt war. An Anfertigung von Schulaufgaben war planmäßig nicht zu denken.

Anfang Mai, als der Battr.Chef vom Urlaub zurückkam, hatte er 'natürlich' vielerlei an der Batterie und an den LwH auszusetzen. Daher sperrte er diesen 14 Tage lang jeden Urlaub und beschäftigte sie 14 Tage lang während der Freizeit mit Schanzarbeiten bis zum Zapfenstreich. Als ich gelegentlich daran erinnerte, daß ich ja eigentlich über die Freizeit der LwH zu verfügen hätte, erklärte er brüsk: „Das mache ich nicht mit!“ . . . « (BA R 21/528, fol. 240 ff.).

Die LwH selbst hatten freilich andere Perspektiven, und ihnen bot mancher militärischer Auftrag willkommene Gelegenheit, der Schule ein Schnippchen zu schlagen. Doch nicht nur das machte Spaß und gibt noch heute Stoff für manche Anekdoten. Da gab es auch Batteriefeste, Bierzeitungen und 'Budenzauber', heimliche Rendezvous und 'männermordenden' Skat bis zum Wecken. Wer daran denkt, sagt sich zuweilen: 'Es war kein allzugroßer Beinbruch' (MdL Int. Nr. 61). Über vieles half schließlich die 'Kameradschaft' hinweg, vor allem als der Einsatz härter, die Belastung größer, der Luftkrieg erbarmungsloser wurde und drunten in der Stadt Eltern und Geschwister den Bombentod fanden. So verlor z. B. der BL der 4. Battr. seine Frau mit den jüngsten Kindern. Nur der Sohn blieb ihm, der als Schülersoldat in der Batteriestellung lag (AVZ Nr. 82 vom 10. 4. 1969).

LwH, ihr Stellenwert und ihre Bedeutung im Luftkrieg sowie die Wirkung ihres Einsatzes

(Joachim Fehrmann)

Das Regime des Dritten Reiches unter der Führung Adolf Hitlers hat viele Verbrechen begangen. Die schwersten sind wohl allen Menschen in Deutschland bekannt; weniger bekannt ist, daß 15-jährige Jugendliche, anfänglich nur Oberschüler, an die Geschütze geholt wurden. Der Beschuß wurde um die Jahreswende 1942/43 gefaßt. Die ersten Oberschüler wurden im Januar 1943 eingezogen. Die Kriegslage zu

Beginn dieses Jahres war schlecht; nach drei siegreichen Jahren begann nun die Zeit der Rückzüge und Niederlagen. Stalingrad mußte aufgegeben werden, und die meisten Soldaten, die um Stalingrad gekämpft hatten, waren tot oder in Kriegsgefangenschaft geraten. So sah sich die Führung gezwungen, Jugendliche einzuziehen, denn die erwachsenen Soldaten von der Flak wurden dringend an der Front gebraucht. Vom 15. Februar 1943 an wurden Oberschüler und Mittelschüler wie auch Lehrlinge im 'Kriegshilfsdiensteinsatz' an der Heimatflak eingesetzt.

Der 'Kriegshilfsdiensteinsatz', wie ihn die NSDAP nannte, war in Wirklichkeit gar kein 'Kriegshilfsdiensteinsatz'. Denn die Arbeit an den Flakgeschützen sollte eigentlich von erwachsenen Soldaten getan werden. So stellt A. Koch in seinem Buch 'Flak' (S. 311 ff.) fest, 'daß die Luftwaffenhelfer de facto aktiven Wehrdienst in einer ihrem Alter angepaßten Form leisteten . . . Vorgesetzte der LwH waren die Offiziere und Unteroffiziere und nicht etwa die Führer der HJ', obwohl sie als Formation der HJ galten.

Die LwH waren auch in reguläre Truppenformationen der Wehrmacht eingegliedert und bekamen einen Ausweis, der sie als Angehörige derselben auswies. Gleich den Soldaten trugen sie Uniformen, allerdings ohne Rangabzeichen, dafür aber mit HJ-Armbinde. Sie erhielten wie die Soldaten bei ihrer Einkleidung eine Erkennungsmarke, doch durch ein eingestanztes B wurde kenntlich gemacht, daß der Träger zum 'Begleitpersonal' gehörte. Aufgrund ihres Alters und weil sie nicht direkt der Wehrmacht angehörten, erhielten sie nur die Hälfte des niedrigsten Wehrsoldes, nämlich 0,50 RM. Darüber hinaus schrieb ein Erlaß des Reichsministeriums für Erziehung (REM) vor: 'Beim Ausscheiden erhält jeder LwH für jeden angefangenen Monat der Dienstleistung nach Vollendung des 16. Lebensjahres eine Abfindung von 15 RM.' Damit wurde der Wehrsold auf den Betrag erhöht, der einem Kanonier zustand.

'Im übrigen waren LwH in wesentlichen Punkten regulären Soldaten gleichgestellt.' So konnten sie Orden verliehen bekommen (EK I und EKII, Flakkampfabzeichen, KVK mit Schwertern etc.). Voll Stolz ließen z. B. manche Aachener im Reichsinneren ihre Kameraden aus anderen Luftgauen das 'Flakkampfabzeichen' sehen, wenn sie beim Besuch ihrer evakuierten Eltern oder im Urlaub mit ihnen in Berührung kamen (MdL Int. Nr. 26). Oft mußten sie sich diese Orden selbst herstellen und opferten dafür einen Silberlöffel von Mutters gutem Besteck. Damit es nicht so neu

aussah, wurde das Abzeichen dann noch mit Kerzenfett und Ruß zurechtgemacht. LwH konnten sogar nach neun Monaten Dienstzeit befördert werden. Sie bekamen Wehrmachtsverpflegung (mit Zulagen für Jugendliche) und, wenn nötig, Wehrmachtsfahrscheine sowie Militärurlaubsscheine. Dennoch: obwohl sie vollen militärischen Dienst leisteten, wurden sie zum 'Wehrmachtsgefolge' gerechnet. Dazu gehörten Personen, die der Armee faktisch, aber nicht formell angehörten. So heißt es im Artikel 13 des '2. Abkommens betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges': 'Personen, die einem Heere folgen, ohne ihm direkt anzugehören, haben, wenn sie gefangen genommen werden, ein Anrecht auf Behandlung als Kriegsgefangene' (Nach: F. Berger, Lehrbuch des Völkerrechts, H. Band: Kriegsrecht, München und Berlin 1962, S. 140).

Es war also der eigentliche Sinn der Einstufung der LwH als Angehörige des Wehrmachtsgefolges: Sie besaßen gleiche Rechte und Pflichten wie Soldaten, brauchten aber nicht so hoch besoldet zu werden. Gleichzeitig wollte man wenigstens offiziell sicherstellen, daß die Wehrdienstpflicht erst mit 18 Jahren begann, um zu verhindern, daß jugendliche Deutsche gleichen Alters im neutralen Ausland oder in den 'Feindstaaten' wie Wehrpflichtige behandelt würden und etwa in Internierungs- oder Kriegsgefangenenlager eingewiesen würden. Berliner LwH, die sich geweigert hatten, HJ-Armbinden zu tragen, wurde jedenfalls versichert, bei Nichtbefolgen dieser Anweisung könnten für ihre Altersgenossen in diesen Ländern schwerwiegende Nachteile entstehen (Vgl. Mdl. Int. Nr. 13).

Im Falle der LwH wurde indessen die Haager Landkriegsordnung, auf die man sich bezog, falsch angewendet, denn diese Einstufung setzte gleichzeitig fest, daß Angehörige des Wehrmachtsgefolges nicht an Kampfhandlungen teilnehmen durften. In der Tat aber waren die LwH Kombattanten; im Lazarett allerdings wurden sie wieder wie Zivilisten behandelt (vgl. Tbd. Int. Nr. 33: 'Ohne den Einsatz der Jungen wäre die Wirksamkeit der Flakverbände in Frage gestellt und mit wachsender Personalverknappung die Einsatzfähigkeit der Flak überhaupt nicht mehr gewährleistet gewesen'). Die 15jährigen übernahmen immer mehr Funktionen an der Flak; im Laufe ihrer Dienstzeit als LwH wurden sie hintereinander als K 1—K 7 eingesetzt. Die einzigen Soldaten in der Batterie waren die Batteriechefs (Offiziere), Zugführer, Wachtmeister und Geschützführer (Unteroffiziere). Dies zeigt, daß eine Flakabwehr ohne die LwH unmöglich gewesen wäre. —

Mit den LwH funktionierte die Flakabwehr mindestens ebenso gut wie mit erwachsenen Soldaten, daher bezeichneten die Batterieführer die LwH als physisch und psychisch den alten Flakmannschaften gegenüber als ebenbürtig, wenn nicht gar als überlegen und bescheinigten ihnen außerordentliche Einsatzbereitschaft. Der Batterieführer der in Jülich stationierten leichten Flak erklärte, er habe vorher Holzfäller aus dem bayerischen Wald und Weinbauern von der Mosel im Gebrauch der Waffen und Geräte einüben müssen; die Jugendlichen mit ihrer Freude an technischen Geräten und mit ihrem sportlichen Ehrgeiz hätten in der Hälfte der Zeit alle notwendigen Techniken beherrscht.

Zwischen den einzelnen Geschützbedienungen und sogar zwischen den Batterien bestanden Rivalitäten dieser Art. So berichtete man aus der 3. Battr. (Tbd.-Int. Nr. 30): 'Wir gaben unseren russischen Hilfswilligen, die die Munitionskanoniere waren, auch schon mal ein paar Zigaretten, damit sie sich beeilten und wir beim Sperrfeuer ein paar Schuß mehr vorweisen konnten als die anderen.' Aus der 3. Batterie verlautet: 'Dann mußten die von der 4. Batterie (KKG) zu uns kommen und von uns unterwiesen werden im Gebrauch des neuen 'Würzburg-Gerätes'. Diese Humanisten kamen damit natürlich nicht zurecht und wir haben ihnen beim Weggehen die neue Röhre gegen unsere alte eingetauscht. Das hat vier Wochen gedauert, bis die das gemerkt hatten' (Tbd.Int. Nr. 30). So steigerte Rivialität zwischen den Geschützen, ja zwischen den Batterien noch den Eifer. —

Einsatzfreude dieser Art war allerdings auch nötig; denn die LwH mußten manches Mal Tag und Nacht auf den Beinen sein. Ihre entschlossene Gegenwehr traf den Feind empfindlich; denn gutliegendes Flakfeuer konnte zuweilen den gezielten Bombenabwurf verhindern. Auch an den Abschüssen feindlicher Maschinen waren die LwH mit 'ihrer' Flak maßgeblich beteiligt. Die Flak besaß außerordentlich hohe Abschreckungswirkung, ja die Moral der alliierten Bomberbesetzungen begann unter dem Feuerhagel ihrer Geschütze beständig zu sinken, 'was sich in der Häufung von 'Notlandungen' in den neutralen Ländern Schweden und Schweiz erklärte' (Schätz, a. a. O.).

Die Aachener Flakbatterien erzielten verhältnismäßig viele Abschüsse, lagen sie doch von allen innerhalb des Reiches eingesetzten Einheiten am weitesten westlich und in der am meisten benutzten Einflugschneise. Sie hatten von allen den längsten Alarm und Wachdienst, standen bereits auf, wenn die ersten Feinde am Kanal gesichtet wurden. Zur Ruhe kamen sie,

wenn die letzten Rudel von ihrem Flug auf Berlin oder dem Ruhrgebiet zurückkamen. Das hieß an mehr als einem Tag 6 Stunden Alarm, das hieß auch größere Chancen für einen Abschuß, und auf einen Abschuß waren sie alle versessen, ob in den Großkampfbatterien oder bei der leichten Flak. Voller Stolz wird noch heute erzählt: 'Als wir in die Batterie kamen, hatten die Rohre kaum ein Dutzend Abschußringe aufzuweisen; als wir gingen, mußte man schon längst für je zehn Abschüsse breitere Bänder aufmalen' (Tbd.Int. Nr. 19).

Fast aus jeder Batterie heißt es noch heute: 'Wir waren die erfolgreichste Flakabteilung', und bis zum Sept. 1944 kann diese Äußerung gewiß den Nachprüfungen standhalten. Der Aufwand an Material war aber recht hoch; 'Die Tragödie der Deutschen Luftwaffe' (J. Irving) nennt folgende Zahlen: 'Es waren durchschnittlich 2313 Schuß der schweren Flak und 4285 Schuß der leichten Flak notwendig gewesen, um jedes der bis Ende 1944 als abgeschossen gemeldete Flugzeug herunterzuholen.' Das sind zusammen 6571 Schuß. Aber weniger der Materialaufwand als die Zahl der Menschen fällt ins Gewicht, die, um ein Flugzeug abzuschießen, ihr Blut vergossen. Von den 778 LwH im Großraum Aachen wurden, soweit uns bekannt, während ihres Einsatzes bei der Flak 15 durch Feindeinwirkung getötet und 10 verwundet, einer mußte mit schweren psychischen Schäden als nicht mehr einsatzfähig entlassen werden.

Die Luftwaffenhelfer waren bis zum bitteren Ende im Einsatz. Viele ließen dabei ihr Leben; viele wurden verwundet. Es bekannte der Erfahrungsbericht der amerikanischen Luftflotte: ' . . . wir haben die deutsche Flakartillerie nie besiegt, sie war niemals kaputt, bevor sie mit den Resten der deutschen Wehrmacht am 9. 5. 1945 unterging . . .'

b) 'Karl der Große Nachtwächter . . .' Konflikte zwischen Batterie und Schule

Aus vielen Batterien hört man, zwischen Lehrern und militärischen Vorgesetzten habe keine Beziehung bestanden; aus Jülich bestätigt das der Batterieführer selbst, und ein Aachener Betreuungslehrer hat auch die militärischen Vorgesetzten nie zu Gesicht bekommen. Von der General-Litzmann-Schule erklären viele, die Lage sei erheblich besser geworden, als ein Lehrer (Majorsrang und Luftwaffenuniform) aufgetaucht sei, der gewiß hier und da seine Autorität gegenüber den Unteroffizieren durchzusetzen verstand, aber nach eigenen Angaben zum Zeitpunkt seines Eintreffens

während der Höhepunkte der Luftschlacht den militärischen Belangen oft den Vorrang einräumen mußte in einem echten Rollenkonflikt (Tbd.Int. Nr. 18). Die Schüler selbst, denen amtliches Schreiben die Schwierigkeit bescheinigt, nun gleichzeitig drei Vorgesetzten, dem Lehrer, dem Batteriechef und dem HJ-Führer (letzteres war bald illusorisch), zu unterstehen, machten daraus für sich das Beste, indem sie den einen gegen den anderen ausspielten und sich einen Freiheitsraum auf die berühmte 'Schwejk-Manier' sicherten:

»Die Schule bedrückte mich am meisten. Wir hatten einen scharfen Dienst am Tage, wir hatten einen scharfen Dienst in der Nacht — und zu all dem kam dann noch die Schule! Wir waren kaum in der Lage, uns für irgendeinen Unterricht am nächsten Tage vorzubereiten, waren übermüdet am nächsten Tag. Es war ja so, daß wir in den Unterständen an den Kanonen saßen, manchmal bis 2, 3 Uhr, und mußten dann am nächsten Morgen Unterricht machen. Eine Schule, die uns keinen Spaß mehr machte. Man quälte sich durch die Stunde, der Pauker quälte sich durch, soweit er Verständnis für uns hatte. Später wurde der Unterricht abgeschafft, weil es da Tagesangriffe gab. Jetzt war sogar Unterricht 'ne Abwechslung, und insofern waren wir froh, daß er da war, sonst hätte es was anderes . . . Exercieren u.s.w. gegeben! Und da waren uns die Lehrer lieber als die Unteroffiziere. Er hätte nicht ausfallen sollen . . . Es wurde da noch geistige Kost geboten, die sonst ausgefallen wäre . . . Den Unteroffizieren wurde dann wohl gesagt: 'Wir haben Schule!' und den Lehrern wurde gesagt: 'Wir haben Wache gehabt!' Ich kann mich erinnern, wir hörten hin und wieder, nachdem wir uns beschwert hatten, über verschiedene Dinge, die nun wirklich nicht schön waren, daß die Schule an die Batterie herangetreten war, um uns Erleichterungen zu verschaffen . . .« (Tbd.Int. Nr. 5: KKG; Jhg. 27; 4. Battr.)-

»Die Lehrer, die in die Batterie kamen, waren nicht zu beneiden; sie hatten es nicht einfach mit uns; denn es gab zu viele Möglichkeiten, mehr als in der Schule . . . Man muß sie eigentlich bewundern, daß sie nicht die Geduld verloren haben. Es war schon eine traurige Sache. Man fühlte sich nicht mehr ihrer Autorität unterstellt. Ich ging im Grunde ganz gerne zur Schule und fand das alles etwas peinlich« (Mdl. Int. Nr. 49: KWO; Jhg. 27; 5. Battr.).

»Die Schule hat unser Dasein doch erleichtert. Da kann ich nur unsern Zeus erwähnen . . . , der sicherlich alles getan hat, was er tun konnte, um es

uns zu erleichtern. Aber viel hat er nicht erreichen können. Er hat sogar Schwierigkeiten gehabt, aus der Geschichte mit dem Kirchgang. Da hat man ihm das anlasten wollen, weil unser Mitflakhelfer . . . auf die Frage: 'Warum seid ihr in den Tempel gegangen???' geantwortet hat: 'Wir sind in einem katholischen Gymnasium!'« (Tbd.Int. Nr. 4: KKG; Jhg. 26).

»Hinzu kamen ganz ekelhafte Dinge. Die Kantine mußte geheizt werden, wenn die Lehrer kamen. Das hieß, wenn man um 8 Uhr Unterricht hatte, mußte einer um 6 Uhr aufstehen und den Ofen bedienen. Das war für den, der bis 4 am Geschütz gestanden hatte, nicht immer angenehm. Damit das nicht immer einer machte, ging das reihum. Daß da Pannen passierten, daß der, der dran war, es vergessen hatte oder nicht wach geworden war, ist ja wohl klar. Kam dann der Pauker um 8 Uhr, dann ärgerten wir uns sowieso, weil die Batterie noch schlief. Alles schlief, nur die 'Kleinen', die 'Kinder', die mußten aufstehen!! Weil der Herr Lehrer kam!! Können sich vorstellen, wie uns da zumute war. Dann war natürlich nicht geheizt – und das machte uns gar nichts: wir waren ja gut eingekleidet: Riesenwachmäntel, Skimützen, die man bis über die Ohren herunterklappen konnte. Auch die Füße waren gut versorgt; aus Materialmangel hatten wir Holzschuhe, die waren recht warm, während der Lehrer mit einem Kleppermantel bekleidet war und stand jetzt in dieser eiskalten Kantine. Und dann tat der nichts wie schimpfen, weil es nicht warm war. Das hörte man sich an, man widersprach nicht. Einmal ist einer explodiert: „Wir haben schrecklich gewacht, und Sie liegen zu Hause im Bett, während wir hier draußen für Sie Wache stehen. Und dann kommen Sie hierher und haben nichts Besseres zu tun, als uns zu beschimpfen!!“ Antwort des Lehrers: „Du kannst ja auch nichts in Mathematik.“ Da gab's ein schreckliches Gelächter. Dieser arme Lehrer hat sich dann eine schreckliche Lungenentzündung zugezogen und ist daran gestorben. War im Grunde ein sehr tüchtiger Lehrer, aber wir damals hatten kein Mitleid . . . so schrecklich waren wir damals!« (Tbd.Int. Nr. 4: Mannschaftsführer 4. Battr.; KKG; Jhg. 26).

»Batterie und Lehrer wurden gegeneinander ausgespielt . . . Mit dem Prof. B. haben wir schon Mitleid gehabt, der arme Mann war so klapperig, wenn der bis da oben getigert kam, war der so fertig, der brauchte erst eine gewisse Zeit, um sich zu erholen« (Tbd.Int. Nr. 7: 1. Battr.).

»Wir haben mal, versucht die Schule gegen die Batterie aufzuhetzen. Wir haben uns mal beschwert beim Direktor, die uns zustehende Zeit für

die Aufgaben reichte nicht. Und der Chef ließ die Batterie antreten. „Wissen Sie, Ihr Herr Direktor hat mir so einen Liebesbrief geschrieben: Sie hätten zu wenig Zeit zu Aufgaben! Ich ordne jetzt an, daß die Unteroffiziere die Aufgaben überwachen!“ Wir durften also nicht mehr auf den Lokus, dann stand so'n Uffz. an: „Wo wollen Sie hin?“ Dann kam mal so'n Uffz. an während des Geschützexerzierens: „Na, was ham Se denn auf? Zeigen Se mal her!“ Ging der Walter 's Lesebuch holen: 'Die Merseburger Zaubersprüche.' „Aa, auswendig! Machen Se mal!“ Wir waren am Schwengeln: 'Ben ze Bene, so se gelimida sin.' Nun konnte der das nicht lesen: „Wie heißt das? Wie heißt das? Ah so, machen Se man weiter!“ Das war grotesk . . . Dann hieß es auch mal: 'Die Unteroffiziere können am Unterricht teilnehmen.' Die waren auch ein, zwei Mal dabei, aber dann hat der Dr. S. die mal so blamiert, daß sie weggeblieben sind. So herrschte zwischen Lehrern und Uffz. eine Art gespannte Koexistenz . . . Für die Schule hatten die Uffz. kein Verständnis, das war für die Luxus, was die da machen« (Tbd.Int. Nr. 1: KKG; Jhg. 27).

»Zum Schluß gab's fast ständig Alarm. 1944 hatten die Amerikaner das System erfunden, diese Mosquitos zu schicken, von denen immer einer in der Luft hing. Es fand weder Schule noch Dienst statt . . . Auf dem Golfplatz waren wir aus sämtlichen Batterien zusammengewürfelt, und der leichte Flakzug lag etwas abseits. Die Lehrer kannten uns gar nicht mehr . . . Morgens, wenn die Batterie zum Unterricht ging, dann verkrümelten wir uns in die Getreidefelder zum Kartenspielen. Manche Lehrer, die hab' ich nie kennengelernt . . . Sitzenlassen konnten sie ja keinen mehr. Es war auch nicht wichtig wegen der Zeugnisse, denn man konnte ja diese 'Helden' nicht sitzen lassen« (Tbd.Int. Nr. 39: G.L.Sch.; 6. Battr.; Jhg. 28).

»Die Lehrer waren recht nett und zeigten viel Verständnis für unsere schwierige Lage. Man versuchte, uns noch ein bißchen beizubringen oder das, was wir wußten, aufrechtzuerhalten« (Tbd.Int. Nr. 38: OSch. Malmedy; Jhg. 27; Schüler reichsdt. Herkunft).

»Morgens hatten wir während der ersten zwei Monate nach der Ausbildung etwas Unterricht; es war aber nicht viel los. Zuerst ging's noch einmal in der Woche in die Schule, aber wenn dann Alarm war, wurden wir mit Lastwagen in die Batterie geholt. Später war es nur so, daß die Professoren vom KKG in die Batterie kamen. Die Professoren, die wir vom KKG hatten, die waren besser als die, die man uns nach Malmedy geschickt hat, vielleicht haben wir auch Glück gehabt, aber das habe ich nie erlebt,

was so bei uns in Malmedy passierte, wo ein 'gottgläubiger' Lehrer uns beeinflussen wollte, wir das nicht wollten und versuchten, ihm standzuhalten. In Deutschland überhaupt — in Hamburg noch habe ich als Flakhelfer Unterricht gehabt —, da waren die Professoren nicht solche Nazis wie die in Malmedy. In Aachen also hatten wir noch Unterricht in einer Baracke. Etwas Mathematik, auch Englisch sprachen wir etwas — Geschichte gab es gar nicht, auch kein Französisch, aber Englisch — Du denkst dann aber gar nicht an englische Vokabeln, sondern an die englischen Flieger, die da bald kommen werden mit ihren Bomben . . . Die Bomben, das war das Schlimmste aus der ganzen Zeit« (Tbd.Int. Nr. 49: OSch. Malmedy; Jhg. 28; wallon. Mutterspr.; 4. Battr.)

»Die Lehrer bekamen einen Raum zur Verfügung gestellt, wo sie nachmittags Unterricht halten konnten. Es waren die Jungens nachmittags manchmal froh, wenn Fliegeralarm war. 'Lassen Se uns noch etwas hier, dann brauchen wir keinen Unterricht zu machen!' Die Lehrer hatten es manchmal auch schwer. Da hat die schulische Ausbildung doch etwas gelitten unter den Verhältnissen. Als nachher die Tagalarme kamen, da ging das ja vor, daß man am Geschütz stand. Da wurde denn oft drei Mal angefangen mit dem Unterricht, dann kam wieder Fliegeralarm. Dann sagte der Studienrat: „Wissen Se was, heute wird es nichts mehr; da gehen wir!“« (Tbd.Int. Nr. 42: Battr.Führer Jülich).

»Die verschiedenen Züge der leichten Batterie wurden von der Mittelschule gestellt. Wir mußten zur Schule hin, in der Sandkaulstraße. Wir mußten auch Hausaufgaben machen in der Stellung. Dabei war fast jede Nacht in Aachen etwas los, fast jede Nacht aus dem Schlaf gerissen — Wachdienst gab es außerdem; und wer vor dem Alarm noch Wache gehabt hatte, für den war es dann besonders schlimm. Man wurde oft von den Lehrern hart angegangen, wenn einer schlief . . . nicht immer wurde von den Lehrern darauf Rücksicht genommen. Wenn du in der Nacht unter eigenartigen Umständen geschlafen hast, da warst du oft weg, ehe du es gemerkt hattest. Trotzdem versuchten sie Schulunterricht regelmäßig durchzuführen . . . So war die Schule für uns so'n Zwang wie alles andere auch. Wie unsere Schule getroffen worden ist — bei dem Bombenangriff — da ist bei uns praktisch so'n Freudentaumel ausgebrochen« (Tbd.Int. Nr. 8: Realschüler; Jhg. 27; Aachen).

»Wenn der Unterricht so gar nicht nach unserem Geschmack war, kam es vor, daß wir mit Hilfe von Zigaretten u. ä. den wachhabenden

Unteroffizier dahingehend zu beeinflussen suchten, mal schnell auf den Knopf zu drücken, Alarm zu geben; und dann rannte natürlich alles an die Geschütze, und der Unterricht war zu Ende« (Tbd.Int. Nr. 4: 6. Battr.).

»Einmal in der Woche gingen wir zur Schule . . . Wir kamen dann an diesem Morgen in die Stadt rein. 20% schwänzten die Schule, gingen um 11 Uhr ins Kino, und um 1 wurde sich getroffen, und dann ging es wieder zurück in die Stellung« (Tbd.Int. Nr. 40: Jhg. 27; G.L.Sch.).

»Ich hab' den Ausflug zum Physiksaal immer ausgenutzt, nach Hause zu gehen . . . Die Batterieführer haben sich ja weder um Schule noch um Elternhaus gekümmert, die waren bloß froh, 'ne Heimatstellung zu halten« (Tbd.Int. Nr. 41: Hi.Sch.; Jhg. 27).

»Den Lehrern gegenüber bestand zunächst durchaus das Bemühen, die nicht mehr ganz ernst zu nehmen. 'Wir bedienen jetzt Kanonen! Was will der Federfuchser hier??' Manche Streiche wurden denen gespielt. Wenn dann geschossen wurde und die Lehrer in Deckung liefen, freuten wir uns diebisch und fühlten uns ihnen überlegen« (MdL Int. Nr. 47: KKG; z. Zt. Stud.D.).

»Unser Betreuungslehrer bei der 5., der früher einmal an einer Kadettenanstalt unterrichtet hatte, tat des Morgens immer sehr verwundert, wenn wir noch in den Betten lagen, und schüttelte überhaupt den Kopf über unsere 'Dienstauffassung'« (MdL Int. Nr. 76: Mannschaftsf. 5. Battr.; Jhg. 27).

»Wenn wir früher im Lateinunterricht den St.R. auf die Ostfront brachten, dann redete der die ganze Stunde im Sinne der NS-Propaganda. Wenn dann noch einer auftrat und ihm entgegenhielt: „Aber mit den Engländern, da geht das nicht so!“, dann war er nicht mehr zu halten. Aber in der Batterie, da haben wir mit den Lehrern Glück gehabt . . . Die waren klug genug, unsere zunächst etwas vorlaute Stimmung aufzufangen, obwohl ihre Position in der Batterie nicht einfach war. Und als wir uns so in den rüden Landserkönen gefielen, sagte der Rote nur einmal stirnrunzelnd: „Bist Du auch schon unter die Muschkoten gegangen??“« (MdL Int. Nr. 36: KKG; Jhg. 26).

»Unterricht war sehr mäßig. In der Hinsicht sind wir eine bedauernswerte Generation. Wir hatten schon, als wir noch in der Schule waren, durch Fliegeralarm recht viele Ausfälle und durch Lehrermangel. War es vorher schon nicht allzuviel, so wurde es jetzt noch mangelhafter, so

daß ich eigentlich sagen kann, ich habe von Untersekunda an keinen anständigen Unterricht mehr gehabt . . . Das waren nur noch Fetzen. Die dadurch entstandenen Lücken sind nachher nach dem Krieg nur sehr schwer aufholbar gewesen, und teilweise sind das Lücken, die kriegen wir bis heute nicht mehr raus« (Tbd.Int. Nr. 19: G.L.Sch.; Jhg. 26; 1. Battr. Eilendorf).

Das verspürten einige Schüler schon damals. Schließlich gab es auch solche, die ihre 'Freizeit' ausnutzten und Chancen sahen, ihren naturwissenschaftlichen Neigungen nachzugehen. Diese 'Knüver', so nannten die anderen sie gerne, waren nicht unbeliebt. Auf sie griff man mit Vorliebe zurück, wenn es galt, der Nachbarbaracke, der Parallelklasse, zu der durchaus ein Konkurrenzdenken bestand — im Sinne eines ingroup-outgroup-Denkens —, einen Streich zu spielen mit Nebelbomben und Stinkgas (vgl. MdL Int. Nr. 44). Von diesen Jungen mit Neigung zu den Naturwissenschaften konnten sich einige sogar qualifizieren und eine Spezialschule im Westerwald besuchen (Reichsausbildungslager Prinz Eugen), auf der sie für ihre Entwicklung maßgebliche Förderung erfahren haben (vgl. Dr. H. Lohe in: '75 Jahre staatliches Einhard-Gymnasium', Aachen 1961; 'Die Kaiser-Wilhelm-Schule im Zweiten Weltkrieg', S. 24).

Hier allerdings hatte die HJ versucht, in schulischen Dingen 'ihr eigenes Süppchen zu kochen', und das Reichserziehungsministerium überspielte, denn die Zeugnisvordrucke ließen den Eindruck entstehen, daß die Schule nur ein Anhängsel der Hitlerjugend sei. Entsprechend erfolgte die Bewertung des Schulunterrichts erst an fünfter und letzter Stelle, nach der Beurteilung im HJ-Dienst und der in der funkmeßtechnischen Ausbildung. Der für den Siegkreis zuständige Oberschulrat erkannte den Vordruck nicht als Zeugnis an, ihm komme keinerlei Berechtigung zu, und daher werde darauf kein Reifevermerk und keine Vorsemesterbescheinigung angebracht (BA: E III a v. 4. 1. 45; R 21/529, fol. 30).

»Zapfenstreich war sehr früh, und aus dem Gefühl, daß das so nicht weiterging, sind wir aufgestanden und haben noch gelesen. Wir sogar hatten das Gefühl: 'Das kann nicht gut gehen!' . . . Wir haben einen Teil dieser Nächte diskutiert über Gott und die Welt, ob wir den Krieg gewinnen können oder nicht. Den englischen Sender haben wir regelmäßig gehört. Mir war das oft unangenehm, weil ich ja als Mannschaftsführer und Stubenältester bei Entdeckung zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Andererseits war das so selbstverständlich wie nur etwas . . . , und über den

Volksempfänger wurden Wolldecken gehängt . . . « (Tbd.Int. Nr. 14:Hi.Sch.; Jhg. 26; 3. Battr.).

Die 'SD-Berichte zu Inlandsfragen', herausgegeben vom Chef der Sicherheitspolizei und der SD (Amt III), kommentieren die Lage bei den LwH am 22. 7.1943:

»Viele LwH machten sich anfangs in ihrer jugendlichen Unbekümmertheit und beeinflußt durch die neuen Eindrücke und Erlebnisse in ihrem militärischen Dienst nur wenig Gedanken über ihre weitere schulische Ausbildung. In dem Maße aber, in dem nach Abschluß ihrer Grundausbildung mehr oder weniger der militärische Dienst den Reiz des Neuen verloren habe, hätten auch sie sich in steigendem Umfang Sorgen um ihre berufliche Zukunft gemacht . . . Die Eltern der LwH, die zum weitaus größten Teil die Notwendigkeit der Heranziehung ihrer Söhne zu diesem Kriegseinsatz der dt. Jugend einsahen, hegen nach wie vor große Besorgnisse um die schulische Ausbildung ihrer Kinder und legen großen Wert auf die Ablegung der Reifeprüfung. Vielfach wird trotzdem betont, daß die Heranziehung der höheren Schüler insofern eine Ungerechtigkeit bedeute, als die gleichaltrigen Handwerkslehrlinge und die Absolventen der Handelsschulen, die alle nicht zum Einsatz gelangen, noch vor ihrer Einberufung zum RAD und zur Wehrmacht ihre Berufsausbildung abschließen können ... « (BA).

»Das Verhältnis Batterie—Schule war ein gespanntes. Ich erinnere mich, daß der Spieß u. a. solidarisch gegen die Schule stand. Es kam z. B. so ein Kinowagen von der 'Frontbetreuung'. Dann gab es von Morgen bis Abend Kintopp in der Kantine. Es waren Kriegsfilme, politisch aufmunternde Filme oder Unterhaltungsfilme. Schwierig war das schon in einer Batterie, die zur Hälfte aus LwH bestand, wenn man es genau nahm mit den 'Jugendschutzbestimmungen', wonach wir ja reif waren zu schießen und uns totschießen zu lassen, aber bei weitem nicht reif, zu rauchen, zu trinken oder etwa für 'jugendgefährdende Filme'. Nahm man das ernst, wären solche Vorstellungen halb leer gewesen. Da wurde also 'gemogelt', der Schule wurde einfach mitgeteilt oder dem Lehrer: 'Die sind zu einer Übung raus! Sie können wieder nach Hause gehen, Herr Studienrat!' Oder: 'Die Jungens haben die ganze Nacht Alarm gehabt, die schlafen noch alle!' In Wirklichkeit saß die ganze Batterie zur 'Front' - oder 'Truppenbetreuung' in der Kantine. Zwei oder drei Mal hatten wir auch eine Wiener Schrammelkapelle da, und das war in dem ewigen

Batteriegewühl eine willkommene Unterbrechung« (Tbd.Int. Nr. 21: KKG; Jhg. 27; 4. Battr.).

»Von den Spannungen zwischen Schule und Batterie merkten wir auch schon mal etwas. Das war einmal, da wollte der Studienrat Maier gerade eine Mathematikarbeit schreiben, und da kam mit kaum verstecktem Grinsen der Unteroffizier in die Baracke, flötete und rief: „Batteriiiiiie – Rrrrraustreten zur Filmvorführung.“ Es war eine 'rauschende Ballnacht'. Wir sind dann mit 'Hallo' raus' aus der Baracke!« (MdL Int. Nr. 61: KWO; Jhg. 27; Battr. Turnierplatz).

Zwischen dem Direktor des KKG und dem Chef der 4. Batterie gab es einen heftigen Briefwechsel:

Batteriechef am 24. 5.: » ... Da meine LwH über ein solches Maß an dienstfreier Zeit verfügen, wie es zur mustergültigen Erledigung ihrer Hausaufgaben weitaus genügt, können ihre Klagen lediglich als Ausreden aufgefaßt werden, um Faulheit und Interesselosigkeit zu bemänteln. Ich wundere mich nur, daß Sie nicht selbst auf diesen doch sicher naheliegenden Gedanken gekommen sind, und dafür bei mir Unverständnis für die Belange dieses besonderen Einsatzes suchen ... habe ich nun Maßnahmen ergriffen, die die LwH zwingen werden, ihre reichliche dienstfreie Zeit zweckentsprechend zu verwenden ...«

Direktor KKG, 1. 6. 1943:

» . . . Nicht Faulheit und Interesselosigkeit, sondern Sorge um ihre berufliche Zukunft veranlaßte die Schüler zu ihrer Bitte an mich . . . Eine Beschäftigung der Jungen mit wissenschaftlichen Arbeiten in ihrer Freizeit halte ich für abwegig. Wenn diese jeden Tag eine ganze Stunde für die Schule arbeiten können, wie das am 25. 2. vereinbart worden ist, genügt das. Ich bitte Sie daher von . . . angekündigten Sondermaßnahmen Abstand zu nehmen« (KKG — Schularchiv; Akte LwH 1).

Noch groteskere Szenen spielten sich zuweilen in den Klassen- und Versetzungskonferenzen ab, an denen die Betreuungsunteroffiziere und die Batteriechefs teilnehmen sollten. Die Protokolle weisen in einzelnen Fällen vor allem bei der sog. 'charakterlichen Beurteilung' größte Differenzen auf.

Da werden die 'Zackigen' und die 'Radfahrer' über Gebühr herausgestellt; Hochbegabte, denen kurz darauf wegen ihrer Verbesserungen am Gerät sogar allerhöchste Belobigungen zuteil werden, gelten als unzuverlässig.

»Der Betreuungsunteroffizier saß rechts vom Direktor im Lehrerzimmer. Protest gab es bei den Lehrern, als er einen Schüler aus angesehener Familie herunterschlagen wollte, den er als 'verweichlichtes Muttersöhnchen' disqualifizieren wollte« (Mdl. Int. Nr. 5: Stud.R. KKG; Jhg. 1902).

Der Sonderbeauftragte für den Einsatz der LwH beim Oberpräsidenten in Münster, O.Reg.Rat Dr. Wagner, teilt dem RMin. WEV am 12. 12. 1943 mit:

». . . Die Zusammenarbeit zwischen den höheren Kommandostellen und den Schulaufsichtsbehörden (bzw. deren Unterbeauftragten) ist sehr erfreulich. Ebenso finden die Lehrer und Schulleiter im allgemeinen Verständnis für die Belange der Schule. Jedoch lassen sich die Erfordernisse des Schulunterrichts und die militärischen Erfordernisse nicht immer in Einklang bringen. Es ergeben sich z. B. Schwierigkeiten und Spannungen, wenn die jungen Einheitenführer die höhere Schule nicht in guter Erinnerung haben.

Die Schulleiter glauben auch gelegentlich eine gewisse Animosität gegen die höhere Schule feststellen zu müssen, wenn die Abteilungskommandeure Volksschullehrer oder Schulräte sind; in diesen Fällen ist vom Luftgaukommando oder von der Flakdivision darauf hingewirkt worden, daß freundlichere Verhältnisse eintreten. Die Schulleiter und Lehrer haben bei auftretenden Schwierigkeiten eine schwache Position. Denn die Einheitenführer begründen ihr mangelhaftes Entgegenkommen durch militärische Notwendigkeiten. Das Gegenteil kann ihnen nur schwer bewiesen werden« (KKG — Schularchiv; LwH Akte 3).

Heftig 'funkte' es anschließend zwischen dem Leiter der Hindenburgschule und dem Adjutanten der Untergruppe auf dem Lousberg. Ein Leutnant Dieplinger schmetterte da den stellvertretenden Direktor in aller Arroganz ab:

Gef.-Stand, den 9. November 43

An die Hindenburgschule Aachen Vincenzstr. 19

Bezug: Dort. Schreiben vom 6. 11. 1943

Betr.: Luftwaffenhelper

Zum dortigen Schreiben vom 6. 11. 1943 teilt die Flakgruppe mit: Es trifft zu, daß die Luftwaffenhelper zu dem angegebenen Zeitpunkt von ihrer Batterie zum Scharfschießen nach Branderhof befohlen wurden. Grundsätzlich ist zu sagen, daß die Batterien angewiesen sind, weitgehendst auf den Schulunterricht Rücksicht zu nehmen. Andererseits muß aber angenommen werden, daß die Schule den Belangen der Batterie das nötige Verständnis entgegenbringt. Wenn die Batterie die Luftwaffenhelper zu diesem Dienst herangezogen hat, so hat das einen besonderen Grund, den zu erläutern nicht angängig ist, da es sich um geheim zu haltende Dinge handelt. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß nach den Befehlen des R. d. L. u. Ob. d. L. die einsatzmäßigen Belange der Batterien vor den schulischen Belangen den Vorzug haben.

Heil Hitler!

A.B.

gez. Dieplinger

Leutnant u. Adjutant

Besonders häufig muß wohl der Unterricht in den Aachener Batterien ausgefallen sein. L. Schätz erwähnt ausdrücklich (S. 146) die Aachener Einheit:

»Besonders unerfreulich gestaltet sich die Entwicklung im Bereich der Rheinprovinz. Die dortige Schulverwaltung erwägt daher, wegen des starken Unterrichtsausfalls den Unterricht bei den LwH für einige Zeit ganz abzusetzen — OP Rheinprovinz, 10. 6. 44. Als krasses Beispiel werden die Batterien der Abteilung 514 erwähnt, deren LwH seit dem 8. 1. keinen Unterricht mehr erhalten ...«

Wie stark die Belastung für LwH im Luftgau VI gewesen sein muß, läßt die Feuerbereitschaftsaufstellung der schweren Battr. Moser-Broich bei Düsseldorf erkennen. Dort zählte man von Januar bis Mai 1944 insgesamt 449 Feuerbereitschaften mit einer Gesamtdauer von 395 Stunden und 13 Minuten (Vgl. L. Schätz: a. a. O., Anm. 28, S. *15). Für die noch weiter westlich gelegenen Aachener Batterien werden die Zahlen noch höher

liegen, weil Alarmbereitschaft schon ausgelöst wurde, wenn Ziele in Belgien angeflogen wurden, und weil die Entwarnung bei Rückflug aus dem Reich später eingeleitet wurde.

Einem privaten Tagebuch aus der Battr. Beverau kann vergleichbares Material entnommen werden, doch wird dabei nicht jede Unterbrechung und die jeweilige Dauer des Alarms angegeben. Es werden verzeichnet für:

	Mai 1943	Juni 1943	Juli 1943	Aug. 1943	Sept. 1943	Okt. 1943	Nov. 1943	Dez. 1943
Alarme	7	3	2	6	2	30	16	12
Abschüsse	17	6	24	3	—	1	2	1

Im Jahre 1944 lauten die Eintragungen:

- | | | | |
|------------------------------------------------------------------------------|---------------|-------------|------------------------------------------------------------|
| 1.1.1944 | am Tage Alarm | 1.2. 1944 | abends Alarm |
| 5. 1. 1944 | am Tage Alarm | 4. 2. 1944 | morgens Alarm;
3 Abschüsse, abends Alarm |
| 7. 1. 1944 | am Tage Alarm | 5. 2. 1944 | abends Alarm |
| 14. 1. 1944 | nachts Alarm | 7. 2. 1944 | 22–24 h |
| 23.1.1944 | 20–24 h | 8. 2. 1944 | 3–5 h; morgens Alarm;
nachmittags; abends |
| 24. 1. 1944 | 10-13.30 h | 9. 2. 1944 | 3 h; 6 h; nachmittags Alarm |
| 25.1. 1944 | abends Alarm | 10.2. 1944 | 3–5h |
| 26.1.1944 | abends Alarm | 11.2. 1944 | 5h |
| 30. 1. 1944 | morgens Alarm | 12. 2. 1944 | abends |
| und 7 mal weitere Alarne | | 13. 2. 1944 | abends |
| (Nach Mdl. Int. Nr. 98:
Tagebuch des Führers
der Meßstaffel 4. Battr.) | | 15. 2. 1944 | abends, 3 Stunden |
| | | 20. 2. 1944 | 23.30–2.30; 2.45–4.30;
10.30; 11.45–13; 14–16h |
| | | 21.2.1944 | 0.30–5.45; 7–7.45h;
abends 3 Stunden;
nachts zweimal |
| | | 22.2.1944 | 10–17; 21-4 h |
| | | 23. 2. 1944 | nachts |
| | | 24. 2. 1944 | am Tage |
| | | 25. 2. 1944 | am Tage |

In einem geheimen Schreiben des Sonderbeauftragten beim Oberpräsidenten heißt es bereits am 17. Juni 1943:

»Im Luftgau VI sind z. Zt. 193 Schulen eingesetzt, und zwar in Westfalen 67 höhere Schulen und 25 Mittelschulen und in der Rheinprovinz 85 höhere Schulen und 16 Mittelschulen . . . Wenn der militärische Dienst als solcher die Leistungsfähigkeit der LwH noch nicht übersteigt, so ist jedoch die Doppelbelastung durch den Dienst, die häufigen Alarme und den Schulunterricht offenbar so erheblich, daß zahlreiche Schulleiter der Auffassung sind, daß die Jungen dieser Beanspruchung auf die Dauer nicht gewachsen sein werden und daß der Unterrichtserfolg unbefriedigend bleiben wird« (SBL I Gen.-GeheimD - KKG - Schularchiv; Akte LwH 3).

Der Chef des Generalstabs im Luftgau VI ließ nach Aussprache mit dem gleichen Sonderbeauftragten kurz darauf seine Einheitsführer u. a. wissen:

»Die Doppelbelastung der Lw-Helfer als Soldaten und als Schüler beansprucht die Jugendlichen körperlich und geistig bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. Die häufige Unterbrechung des Schlafes, besonders bei feindlichen Angriffen, bringt für die Jugendlichen die Gefahr der nervösen Erschöpfung mit sich. Damit auf die Dauer eine Überbeanspruchung vermieden wird und damit ihre Wehrfähigkeit erhalten bleibt, müssen ihnen im Laufe des Tages hinreichend Erholungsmöglichkeiten gewährt werden ...« (KKG; Schularchiv; Akte LwH 3 — Luftgaukommando VI, Abt. II b/ 5 AZ. 12625 Nr. 133/2/43 geheim vom 16. Juli 1943).

Es folgte ein Rahmenplan, der 'Späteres Wecken bei Gefechtstätigkeit' vorsah: »Eine Stunde Bettruhe, eine Stunde zur Vorbereitung des Unterrichts, Unterricht von 15.00 bis 18.00, auf den Abend-und Freizeit bis zum 'Zapfenstreich' folgen sollten. Was daraus wurde, hing freilich von den Unteroffizieren ab, falls sich der Batteriechef nicht um das Klima kümmerte. Das war allerdings die Ausnahme bei den jungen Herren, die in der 'Heimat' eine 'ruhige Kugel zu schieben' gedachten und später nach dem Urteil etwa des Grafen Schwerin angesichts der nahenden Front im Westen zum großen Teil völlig versagten« (Vgl. B. Poll: Das Schicksal Aachens im Herbst 1944; ZAGV Bd. 63; S. 71 ff.).

III. JUGEND IM FEUEROFEN

1. Die 'Schlacht um die Ruhr' und die Praxis der Verlegungen

Doch was auch immer sich selbst überlassene Unteroffiziere anstellen mochten, es fand eine natürliche Grenze mit der 'Schlacht um die Ruhr' und mit der 'Schlacht um Berlin'. Für beide Großaktionen der alliierten Luftflotten führte eine Flugschneise über Aachen, das nicht von ungefähr die deutsche Stadt mit den meisten und längsten Alarmnächten ist. Churchill beschreibt die den alliierten Bomberkommandos gestellte Aufgabe in Casablanca am 4.2.43:

»Sie haben sich vor allem zum Ziel zu setzen, die deutsche Wirtschaft, Industrie und Wehrmacht nach und nach aus den Angeln zu heben und zu zerstören sowie die Moral des deutschen Volkes zu brechen, daß seine Fähigkeit zu bewaffnetem Widerstand entscheidend geschwächt wird« (W. Churchill: Der zweite Weltkrieg, Bern 1954; S. 897).

Die deutsche Flugabwehr stand solch massivem Einsatz zunächst hilflos gegenüber. Man suchte Aushilfen, konzentrierte schwere Batterien zu sogenannten 'Flakhöllen' bei Hydrierwerken und entscheidenden Produktionsstätten. Zu diesem Zweck wurden auch Aachener Batterien verlegt. Die aus Eilendorf mußten über Weihnachten nach Köln-Ossendorf, lagen aber auf Grund der Fehlplanung tatenlos über zwei Wochen in einer Kaserne herum, lernten dort sogar Edelweißgruppen kennen, bis man sie wieder zurückschickte. Im Februar 1944 mußten Jungen des Jahrgangs 1928 aus mehreren Schulen nach achttägiger Bahnfahrt auf dem Lechfeld den Schutz eines Nachtjägerflugplatzes übernehmen. Sie hatten neben dem Wachdienst die neue Stellung auszuheben, waren dabei oft bis zu acht Stunden täglich mit Schanzen beschäftigt. Es traten Fälle von Scharlach auf, eine ganze Gruppe mußte in Quarantäne. Dazu kampierten sie in Wohnwagen oder Finnenzelten auf freiem Feld. Es hagelte anscheinend Elternproteste. Direktoren, Betreuungslehrer und Verbindungslehrer trugen die Beschwerden vor. Dr. Monzel, kommissarischer Direktor der KWO, legt beim Sonderbeauftragten in Münster Protest ein, verweist auf die Unmöglichkeit, die erst kürzlich einberufenen Obertertianer nach Augsburg zu verlegen, und erwähnt, wie er anlässlich einer Dienstreise in Hessen-Nassau beobachtet habe, daß dort die LwH bei der Verlegung ihrer Batterie nach Hause entlassen worden seien und vom Elternhaus her wieder ihre frühere Schule besuchten. Diese Hinweise des Aachener Schulleiters gibt Dr. Wagner weiter an den Minister in Berlin und fordert seinen Minister

nachdrücklich auf, sich doch endlich gegen das Militär durchzusetzen: »Wenn die in Erlassen des Reichsministers der Luftwaffe und ObdL und des Reichserziehungsministers niedergelegten Bestimmungen, die durch den Zusatz 'nach Möglichkeit' eingeschränkt sind (!!), vorkommendenfalls unbeachtet bleiben, können sie ihren beabsichtigten Zweck nicht erfüllen. Die Eltern und Schulleiter können durch mich und die Schulbehörden nicht davon überzeugt werden, daß eine 'andere Möglichkeit' nicht gefunden werden können . . .« (KKG — Schularchiv; LwH-Akte 3).

Den Schwerkriegsbeschädigten Dr. Monzel (Oberschenkelamputation), einen Kriegsfreiwilligen von 1914, der ab 1956 Hauptschriftleiter des 'Ordo socialis — Karl-Sonnenschein-Blätter' werden sollte, glaubte sein Dienstvorgesetzter, der Oberschulrat in Koblenz, abkanzeln zu sollen:

»Ich verkenne keineswegs, daß die plötzliche und der Schule vorher nicht mitgeteilte Verlegung der Flakhelfer schulische Belange stark berührte und Sie aus Verantwortungsgefühl gegenüber der Jugend und den Eltern glaubten, eilige Schritte (!) tun zu müssen, um diese Belange zu wahren. Da aber der Verbindungslehrer zur dortigen Flakgruppe in Aachen selbst wohnt, so hätten Sie auch in diesem eiligen Falle sich an ihn wenden müssen und nicht unmittelbar an die Flakgruppe . . . In Ihrem Schreiben an die Flakgruppe vom 7. 3. haben Sie übersehen, daß in meinem Erlaß vom 15. 8. 43 — Gen. 1908 — durch die Einschaltung der Worte 'tunlichst' und 'möglichst' in den beiden letzten Sätzen ein Einsatz an Orten, die über 8 Verkehrsstunden entfernt sind, nicht völlig ausgeschlossen ist . . .

Koblenz, den 5. April 1944

in Vertretung:
gez. Jungbluth«

Am 30. März schreibt Dr. Sommer von der G.L.Schule: »Aus Anfragen der Elternschaft, die sich um ihre Jungen Sorge macht, geht hervor: Der lange Transport hat sich gesundheitlich nicht gut ausgewirkt. Krankmeldungen waren recht hoch . . . Die Helfer sind zu je 10 Mann in Behelfswagen untergebracht. Beleuchtung erfolgt mit Carbidlampen. Ausreichende Versorgung mit warmer Verpflegung scheint auf Schwierigkeiten zu stoßen. Unterrichtliche Betreuung ist völlig weggefallen . . . Die große Besorgnis der Elternschaft läßt eine baldige Änderung der Lage dringend erforderlich erscheinen . . .«

Studienrat Riegger von der KWO berichtet nach der Rückkehr:

»Verpflegung mengenmäßig knapp. Jeder Schüler hatte nur ein Paar Strümpfe und 2 Paar Schnürschuhe, die dauernd naß waren. . . Möglichkeit zur Körperpflege war gering. Die Schüler ließen abends einen Eimer voll Schnee auftauen, um Waschwasser für zehn Mann zu haben. Badegelegenheit auf einem zwei Marschstunden entfernten Feldflugplatz nur samstags für 6 Mann der ganzen Batterie« (KKG — Schularchiv; Akte LwH 3).

Einem der jungen Obertertianer wurden beim Morgenappell sogar empfindliche Strafen angedroht. Von 'Begünstigung der Feind-Spionage' war die Rede! 'Weil er auf offener Karte seinen Eltern Näheres über die schlechte Verpflegung mitgeteilt hatte', so der Mannschaftsführer, der erkannt hat, daß der Vorwurf des Geheimnisverrats durch die Bekanntgabe des neuen Standorts wohl mehr Vorwand gewesen sein muß. Dahinter verbarg sich Ärger über die anscheinend heftigen und zahlreichen Beschwerden der Elternschaft (Mdl. Int. Nr. 15; Tbd. Int. Nr. 26; Mdl. Int. Nr. 70). Nachher gab es drei Wochen Urlaub für die Heimkehrer aus Augsburg; einige mußte man auch entlassen wie den o. a. Mannschaftsführer, der sich bei diesem Einsatz Gelenkrheumatismus zuzog und damit bleibende Schäden für das weitere Leben (Mdl. Int. Nr. 70). Der Papierkrieg aber war noch nicht ausgefochten, als die Jungen nach fast acht Wochen wieder in ihren Aachener Batterien Dienst taten. Der Sonderbeauftragte unterrichtet den Aachener Verbindungslehrer am 31. 5. über seine Gespräche mit den Stäben der verschiedenen Luftgaukommandos, in die rhein-westf. Schüler verlegt worden sind.

»Der Chef des Stabes stellte dem den Ernst der allgemeinen Personalfrage gegenüber, die die Luftwaffe dazu zwinge, die Lw-Helfer nicht mehr nur als Helfer heranzuziehen, und erklärte sich außerstande, mehr zu tun als durch seinen Sachbearbeiter die aufnehmenden Luftgaue III und XVII um die Rückverlegung der LwH-Klassen zu bitten. Außerdem habe ich mich an die Luftgaukommandos III und XVII unmittelbar gewandt und gebeten, mit Rücksicht auf die Stimmung der Elternschaft und den Schulunterricht die LwH-Klassen bald zurückzuführen, den fliegenden Einsatz aber sofort einzustellen . . .« (KKG — Schularchiv; LwH-Akte 3).

Über solche Vorgänge hatte dieselbe Dienststelle am 6. 3. 1944 auch dem Reichsminister berichtet und dabei u. a. Beispiele aus Dortmund und Neuß erwähnt: »Vor kurzem wurde eine Batterie aus Neuß nach Stadlau bei

Wien verlegt. Von den mitgenommenen 16 LwH gingen ebenfalls einige auf Heimurlaub, andere wurden zwecks Musterung für den RAD nach Neuß und zurückgeschickt, um kurze Zeit darauf zwecks Einberufung zum RAD wieder nach Neuß zurückzukehren. Die Jungen mußten demnach eine Strecke von 1000 km in sehr kurzer Zeit viermal zurücklegen. Abgesehen davon, daß die Bahn durch derartige Maßnahmen unnötig belastet wird, haben Eltern und Schulleiter für ein derartiges Verfahren kein Verständnis. Die im neuen Einsatzort verbliebenen LwH wurden nach Angabe des OP der Rheinprovinz in Stadlau meist mit Innendienst und Kartoffelschälen beschäftigt. Ende Februar sind die restlichen 7 LwH nach Neuß zurückgekehrt...« (KKG — Schularchiv; LwH-Akte 3).

Empörung darüber, daß Luftwaffenhelpfer gegen alle Absprache aus der Heimat verlegt worden waren, ging durch das ganze Reich, wo es zu ähnlichen Maßnahmen gekommen war. In Berlin tobte der ObdL, Hermann Göring:

»Im Großdeutschen Reich hat bis jetzt keiner zu meutern gewagt! Wollen ausgerechnet die Eltern von Pimpfen jetzt den Anfang machen???« (Günter Stiller in BamS: 'Feuer frei, Kinder', 1974). Ihm hatte ein Schülervater einen recht ungewöhnlichen Brief geschrieben:

»Bitte geben Sie mir meinen Sohn zurück, Herr Reichsmarschall! Ich habe mein Bein für Führer, Volk und Vaterland geopfert. Geblieben ist mir mein Kind! Ich will auf meinen Jungen nicht verzichten — er kann nicht auf sein Elternhaus verzichten ...« Als bald mußten höchste Offiziere zur Feder greifen und einen 'Brief an die Eltern' schreiben. Aus München ließ sich der Kommandierende General Zenetti (Luftgau VII) vernehmen: »Die rasche Veränderung der Verteidigung ist oft ein Gebot der Stunde. Oft erscheint hierbei dem Außenstehenden die eine oder andere Maßnahme unverständlich. Es liegt im Wesen der militärischen Führung, daß sie weder ihre Entschlüsse ankündigen, noch diese begründen kann. Die Eltern dürfen versichert sein, daß der Führung aus berufenem Munde alle Bedenken unterbreitet werden, die bei einer Veränderung jeweils laut zu werden pflegen. Die Mittel zur Beseitigung all der hierbei im LwH-Einsatz sich ergebenden Schwierigkeiten und Härten sind karger geworden und zwingen sehr oft zu mehr oder minder glücklichen Improvisationen. Dem darf sich auch die Einsicht der Eltern nicht verschließen. So muß die Kritik an mancher Maßnahme, die scheinbar Härten bringt, verstummen gegenüber der Tatsache, daß diese Maßnahme getroffen wurde, um noch

größere Unbilligkeiten für andere zu beseitigen. Ich richte daher an die Eltern die Bitte, bei Feststellungen von tatsächlichen oder angeblichen Schwierigkeiten zu beachten und von vornherein zu erwägen, ob die meist subjektiv empfundene Unbill nicht in höherem Interesse in Kauf genommen werden muß . . . Bei dieser Betrachtung ist es ebenso unangebracht wie ungerecht, wenn relativ geringfügige Vorkommnisse in einer zum Teil tendenziösen Weise ausgeschlachtet und zu nicht gerechtfertigten Beschwerden benutzt werden« (Exemplar des gedruckten Briefes im KKG — Schularchiv, versehen mit Unterstreichungen und Marginalien des Aachener Verbindungs.).

Die letzten Sätze enthalten eine versteckte Drohung, verraten den Unmut des Generals und bestätigen, was Eschweiler Flakhelfer bereits ihrem Betreuungslehrer anvertrautten: 'Man beschwert sich besser nicht!' Unverhohlen ist der Ärger, daß die Öffentlichkeit etwas erfahren hat. Jede noch so grobe Fehlplanung muß von den 'dummen Zivilisten' als 'militärische Notwendigkeit' geschluckt werden. Zu solchen 'Zivilisten' zählt hier wohl auch der Dekan der naturwiss. Fakultät der Universität Freiburg als Wortführer einer Freiburger Elterngruppe. Prof. Mecke hatte es gewagt, dem General Zenetti vorzuwerfen, in seinem Luftgau würden die LwH 'mit der Zeit geistig und moralisch völlig verwahrlosten'. Dieserhalb handelte er sich ein Verfahren wegen Beleidigung und übler Nachrede ein (nach S. B. im Luftgau VII vom 5. 6. 1944, zitiert bei: L. Schätz, a. a. O., S. 76, Anm. 128).

Der Brief des Generals Zenetti

(Peter Muthmann)

Viele LwH wurden angesichts der verstärkten alliierten Luftoffensive aus den Heimatbatterien verlegt. Zahlreich waren die Elternproteste, zahlreich auch die der Schulen. Schließlich war die Opposition der Erziehungsberechtigten kaum noch zu übersehen. In Berlin tobte der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Hermann Göring, wie immer, wenn er keinen Rat wußte, in ohnmächtiger und sinnloser Wut. Genauso typisch für ihn ist, daß er das Gesetz des Handelns kurzerhand ihm unterstellten Offizieren zuschob und sie beauftragte, diesem lästigen Problem ein Ende zu bereiten. Für das, was dabei herauskam, ist der Brief des im Luftgau VII stationierten Generals Zenetti ein Beispiel.

Am 11. 4. 44 sandte der Flakgeneral aus München einen ausführlichen 'Brief an die Eltern der LwH (HJ)'. Dieser Brief, der zur Beruhigung der

aufgebrachten Eltern abgefaßt wurde, beginnt mit einer Lobeshymne auf die tapferen Schülersoldaten: »Sie haben die gestellten Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern auch zum Teil noch übertroffen! Wichtige Funktionen an Geräten und Waffen werden durch die LwH (HJ), die mit Eifer und Begeisterung bei der Sache sind, in befriedigender Weise ausgeführt. Bei den harten Terrorangriffen auf unsere Großstädte konnten die LwH (HJ) wiederholt ihre Einsatzfreudigkeit und ihren Mut unter Beweis stellen. Die Jungen selbst sind durch ihren neuen Dienst körperlich und seelisch härter geworden. Der Ernst des derzeitigen Einsatzes formt sie frühzeitig zu reiferen Menschen . . . Heute sind die LwH (HJ) für die an ihnen geleistete Erziehungsarbeit dankbar.« Aber diese 'reifer gewordenen Menschen' waren laut Zenetti nicht nur an den Waffen gut. »Berichte der Lehrerschaft und Truppen bekunden, daß die Leistungen entgegen den ursprünglichen Befürchtungen im allgemeinen mindestens denen der in der Schule Verbliebenen gleichkommen, in vielen Fällen sogar übertreffen.« Eltern und Lehrer waren in diesem Punkt jedoch ganz anderer Meinung, ebenso weite Teile der Öffentlichkeit, wie das einem Bericht der Kölnischen Zeitung zu entnehmen ist. Im weiteren Verlauf seines Briefes befaßt sich der Flakgeneral mit den nicht nur in Aachen zahlreichen Beschwerden von Seiten der Eltern und der Lehrerschaft.

»Die rasche Veränderung der Verteidigung ist oft ein Gebot der Stunde. Die dabei für den Luftwaffenhelpereinsatz auftretenden Schwierigkeiten und Härten werden vorausgesehen und müssen in Kauf genommen werden. Oft erscheint hierbei den Außenstehenden die eine oder andere Maßnahme unverständlich . . . Es liegt im Wesen der militärischen Führung, daß sie im Allgemeinen weder ihre Entschlüsse ankündigen noch diese begründen kann. Die Eltern dürfen versichert sein, daß der Führung aus berufenem Munde alle Bedenken unterbreitet werden, die bei einer Veränderung jeweils laut zu werden pflegen.«

Zenettis Satz vom 'Wesen der militärischen Führung' war ein besonderer Schachzug. Es lag weniger im 'Wesen der militärischen Führung', daß die ständige Versetzung meist unangekündigt erfolgen mußte, sondern vielmehr war es die völlige Luftüberlegenheit des Gegners, die die ständige überraschende Versetzung der LwH nötig machte.

Gleichzeitig will der General noch ein Lob den Schülern aussprechen, die sich zum überörtlichen Einsatz (gewissermaßen eine fliegende Truppe, die ihren Standort je nach Kriegslage veränderte) gemeldet hatten. »Es

mehren sich die Bitten der Luftwaffenhelpfer um Verwendung oder Belassung im überörtlichen Dienst, da sie sich nur vom letzteren die volle soldatische Anerkennung versprechen.« Allerdings machte die Kriegslage es bald erforderlich, vor allem die Flakbatterien überörtlich einzusetzen, die nicht wie die Aachener in der Einflugschneise der einsetzenden 'Schlacht um die Ruhr' lagen.

Schließlich läßt Zenetti sein schwerstes Geschütz auffahren und appelliert an Verstand, Einsicht und Vaterlandsliebe der Eltern. Zenettis Brief sollte die für die Führung lästigen Beschwerden der Eltern beenden. Sein Wille, dieses Übel auszurotten, ist ohne weiteres aus dem zuletzt zitierten Satz zu entnehmen. Dieser Satz, der die kaum verhüllte Warnung enthält, sich nicht weiter in die Belange der Reichsjugendführung und der Luftwaffe einzumischen, laßt vermuten, daß die Schüler keineswegs mehr als solche betrachtet wurden und nur eine willkommene Verstärkung der Verteidigung darstellten. Auf ihre Jugend und ihre Ausbildung wurde bei dieser Generation, die ja einmal, wenn die derzeitigen Führer abberufen wären, die Zukunft des Landes in die Hand nehmen sollten, keinerlei Rücksicht genommen, wie das sogar Martin Bormann zu bedenken gegeben hatte. Ohne Rücksicht darauf, daß die LwH sich in einem kritischen Alter befanden und weder Kinder noch Erwachsene sein durften, wurde ihre Abenteuerlust, hervorgerufen durch den langweiligen Schulbetrieb und durch die Aussicht auf die von der NS-Propaganda so hochgespielten und glorifizierten Heldentaten, schamlos ausgenutzt. Die Entwicklung der LwH mußte eine Stufe überspringen und sie mußten vom Schuljungen zum harten und verantwortlich handelnden Manne übergehen. Die Worte General Zenettis wären gewiß empört und entrüstet über solche Verantwortungslosigkeit zurückgewiesen worden, hätte man das in einem totalitären Staat gedurft. Daß manche Eltern schon bei der Einberufung so dachten, geht hervor aus einer Bemerkung, die OStD Dreesen dem ihm befreundeten Oberschulrat gegenüber machte. In einem privaten Brief erwähnt er die Elternversammlung vom Januar 1944 und gibt zu verstehen: „Mancher Vater machte dabei aus seinem Herzen keine Mördergrube.“

Der Generalsbrief ist indessen zu sehen als Versuch, den letzten Weg zu versperren, auf dem Kritik an den Maßnahmen des ObdL geübt werden konnte.

2. Fähnlein gegen Karl den Großen . . .

a) Der Großangriff vom Osterdienstag 1944

Ironie des Schicksals ist es, daß der General seine Stilübungen genau an dem Tag verfaßt, als die fürchterlichsten Eisengewitter über Aachen herabgehen, denen in der Stadt Aachen fast 1500 Menschen zum Opfer fallen, darunter zwei Flakhelfer der Batterie Beverau. Von den acht Mann am Funkmeßgerät überlebten nur drei; einer berichtet:

»Da wurden an vier Seiten der Stadt die sogenannten Christbäume gesetzt, und dann wußte man Bescheid. Jetzt war's klar. Wenige Minuten später ging das los. Und wie! Ich habe auch bei anderen Angriffen die Stadt Aachen nicht mehr sehen können, weil die Wand von Feuer und Rauch, die zwischen der Höhe vom Branderhof und der Stadt lag, so dicht war. Die Nacht um Ostern war sogar eine sehr sternklare Nacht, aber trotzdem war nichts mehr zu sehen. Das Gedröhne der detonierenden Bomben an allen Ecken und Enden war so stark, daß unser Geschützfeuer darin nur ein Gekläff war. Ich saß da als Ableser in dem sogenannten Bunker. Bunker ist eine sehr euphemistische Bezeichnung. Es handelte sich nur um eine Ausbuchtung in dem Erdwall, der aufgeworfen war, um das Gerät höher stellen zu können und vor Feuchtigkeit zu schützen, weil dann das Wasser in einem Graben abfließen kann . . . In die Ecke des Walles ist ein kleiner Bretterschuppen eingefügt worden, der etwas niedriger liegt als das Gerät, das auf einer Bühne steht, um möglichst frei empfangen zu können. Von dort wurden die Werte abgelesen . . . Es wurde also weiter gelesen, und um uns herum wackelte die Erde. Es stand nun felsenfest, daß auf das Gelände der Stellung nun auch schon Bomben fielen. Die leichte Flak schoß in einem fort, zu vermuten, ins Blaue hinein; vielleicht auch nur, um sich bemerkbar zu machen. Auf einmal riß die Verbindung. Es war nichts mehr vorhanden, wo man ablesen konnte, weil die elektrische Stromzuführung aussetzte. An dem Gerät befanden sich zu der Zeit . . . der Uffz. H. B. aus Köln, ein Hüne von Gestalt, . . . Uffz. W., 21 Jahre alt, aus Bad Harzburg und unsere Freunde, die Luftwaffenoberhelfer Robert Grotens und Josef Brand, beide ungefähr 17 Jahre alt wie ich. Dann auf einmal hatten wir das 'Gefühl: . . . Jetzt kommt es!' — 'Jetzt!!' Es war richtig, als wenn sie ein Stromstoß durchzuckt, als sie merkten, es kommt heran. — Was dabei herauskommt, weiß man vorher nicht, aber irgendwie . . . das kann das Ende sein! Und unwillkürlich senken sie den Kopf mit dem Stahlhelm nach

unten, in dem Moment war ein kurzes Aufleuchten, wie ein heller Blitz, und dann war's Nacht. Als ich zu mir kam, ich weiß nicht, nach welcher Zeit, da sah ich, daß die Hälfte des Erdwalls nicht mehr da war, da war ein riesiger Krater, von unserem Gerät stand nur noch der halbe Spiegel, und der Mann, der die Seite bedient, ist der einzige, der sitzt, die anderen müssen stehen, der saß da wie leblos, und ich ging zu ihm hin und fragte: „Kann ich Ihnen helfen!“ Und da sagt er zu mir, es war der Unteroffizier Welter: „Ach laß!“ Dann sah ich, daß die übrigen da lagen, und zwar der Hüne wie gebrochen in Einzelteile. Er ist nachher auf dem Boden lallend neben mir gestorben . . . Die gleichaltrigen Luftwaffenhelpfer sind sofort tot gewesen . . . Der ganze Angriff hat etwas mehr als zwanzig Minuten gedauert. Er war 5 vor 12 zu Ende. Er hat also den 12. 4. nicht mehr berührt. Wenn sie mich aber jetzt fragen, trotz der Zeit, die ich bewußtlos gewesen sein muß, von der Verschüttung her, müßte ich ihnen sagen: Es sind viele Stunden gewesen! ...«" (Tbd.Int. Nr. 33: KKG; 4. Battr.; Jhg. 27 — Vgl. auch AVZ vorn 10. 4. 69: Nr. 82: 'Punkt 22.40Uhr begann der Angriff').

»Ich hatte am Osteresonntag (1944) Flugmeldedienst. Ein 'Sperber' wurde gemeldet. Da sagte einer von den alten Soldaten: „Wir können uns auf etwas gefaßt machen. Die kommen uns bald besuchen!“ Ostermontag erfolgte aber nichts. Am Dienstag kam wieder früh Alarm, aber es ging ganz sachte her. Wir bekamen keinen Feuerbefehl, mir wurde es langweilig, und ich fragte den Unteroffizier, ob ich nicht das Telefon übernehmen könnte. Als ich den (!) Telefon übernahm, wurde ich sofort vertraut gemacht: 'Fähnlein in Richtung Karl den Großen . . . Fähnlein in Richtung Karl den Großen!!!' — „Mensch“, sagte der Uff z., als ich das wiederholte, „das gilt uns!!“ „Och“, quatschte ich noch, „als ob die uns jetzt besuchen kämen; dann wären sie vorige Tage längst gekommen!“ In dem Augenblick rief schon einer von draußen: „Es ist taghell da draußen!“ Und da sahen wir die 'Christbäumchen' runterkommen. Die fielen hier oben auf Beverau . . . Und dann rauschten auch schon die Bomben!! Die Verbindung riß ab, die Telefonverbindung mit dem Stab. Dann saß ich da, war ganz nervös, kriegte keine Verbindung, riß an dem Kürbelchen wie verrückt, um wieder durchzuwecken. Das war furchtbar! Dann sind wir raus aus dem Unterstand, der Uffz. und ich; denn das bebte und zitterte. Da oben am Geschütz lag alles flach. Einer kam dann zu uns in den Geschützstand gekrochen, der war im Rücken getroffen: „Helft mir, ich sterbe!“ Wir haben die Verbandspäckchen herausgeholt, hineingesteckt, alles voll Blut . . . aber helfen konnten wir nicht mehr. Am Ende lief ich in die Baracke. Da

lag auch einer, der sagte mir nur immer seinen Namen, seinen Namen und ich sollte seiner Frau schreiben. Er starb, noch während ich in der Baracke war« (Tbd.-Int. Nr. 25: OSch. Malmedy; 4. Battr.).

»Beim Angriff vom Osterdienstag fielen mehrere Bomben in unsere Batterie. Die Feuerleitung war unterbrochen. Wir schossen nach Tabelle weiter und stellten den Zünder von Hand« (Mdl. Int. Nr. 61: 5. Battr. Tivoli).

»Am Osterdienstag hatte unsere Batterie 6 Tote, darunter 3 russische Munitionskanoniere. Geschütz 'Frieda', an dem kein LwH war, erhielt einen Volltreffer, einer meiner Mitschüler aus Mon-schau, Richtkanonier am Nachbargeschütz, kam mit einem Trommelfellriß davon« (Mdl. Int. Nr. 84: OSch. Monschau; Jhg. 27; 2. Battr., ab 23. 3. 44).

Dieser letzte Großangriff vor dem Einsetzen der Invasion, die den alliierten Luftwaffen andere Aufgaben zuwies, ist allen Luftwaffenhelfern noch in lebhafter Erinnerung, und die zwiespältigsten Gefühle knüpfen sich daran. Zuweilen auch das Bewußtsein, noch größeres Unheil für die Vaterstadt verhindert zu haben. In der Tat erlebte die USAF in jenem Sommer 1944 auch ihre große Krise: Sie meldet für Juni bis August 1944 den Ausfall von 922 ihrer 2100 Viermotorigen. Für eine 'Fliegende Festung' wurde eine Lebensdauer von 21 Kampfeinsätzen bis zum Abschuß bzw. der Außerdienststellung wegen nicht mehr lohnender Reparatur errechnet. Mit Sorge stellte die amerikanische Luftwaffenführung erneut ein Absinken der Moral ihrer Bomberbesatzungen fest, die sich u. a. in den immer zahlreicher werdenden 'Notlandungen' in der neutralen Schweiz und in Schweden äußerte (Nach: H. A. Koch, a. a. O., S. 262). In der Geschichte des Bomber Command der RAF von Alstair Revie heißt es: »Zwischen Anfang März und Ende Juli waren 872 Flugzeuge und mit ihnen 6000 Besatzungsmitglieder nicht zurückgekehrt. Darüber hinaus wurden 2126 vier-mot. Bomber schwer beschädigt oder machten Bruchlandungen bei der Rückkehr.« Natürlich war mehr als die Hälfte noch eine Beute der Nachtjäger geworden. Ehemalige Flakhelfer bestätigen übrigens, was der englische Autor vermutet, daß häufig genug deutsche Spione Termine und Angriffsziele des Bomberkommandos genannt haben müssen. Den Jungen an den Feuerleitstellen fiel nämlich auf, daß jedesmal, wenn ein großer Angriff auf Aachen bevorstand, zusätzlich zwei oder gar mehr schwere Eisenbahnflakbatterien anwesend waren und von der gemeinsamen Leitstelle eingesetzt wurden (Mdl. Int. Nr. 35 und A. Revie: a.a.O., S. 284).

Im Zentrum des schweren Angriffs vom 11. April 1944 lagen die Jungen der Mittelschule auf dem Flakbunker 'Casinostraße' ganz in der Nähe des strategisch wichtigen Aachener Hauptbahnhofes, dessen Gleisanlagen wie die des 'Westbahnhofs' im Vorstadium der Invasion außer Betrieb gesetzt werden sollten.

»Der Alarm kam sehr kurzfristig; ungefähr 350 Maschinen flogen an, nachdem die 'Christbäume' gesetzt waren. Da wußten wir, daß wir dran waren. Die Maschinen flogen nicht allzu hoch. Wir hatten auch 'Feuer frei!' bekommen und versuchten noch zu feuern. Aber in dem Moment haute auch schon von oben der 'Dreck' rein, und da sind wir vom Geschütz runter auf den Boden, auf die Eichenbohlen und haben uns die Plane über den Kopf gezogen . . . und dann haben wir mehr oder weniger nur noch gebetet, bis die ganze Chose vorbei war. Das wollte und wollte nicht enden. Und das Gräßlichste war, daß man durch die Ritzen der Bohlen auch jeweils immer das Aufflammen der Detonationen mitbekam, man spürte den Luftdruck, man konnte sich nicht festhalten, man befürchtete jeden Augenblick von dem Dach weggeblasen zu werden. Obwohl 5 Meter von dem Bunker 'ne Bombe runtergegangen ist, ist uns da oben nichts passiert, bis auf einen Kameraden, der sich noch im Treppenaufgang befand vom Nebenhaus. Vor dessen Augen ist die Bombe durch den Dachboden geschlagen und dann unten nicht explodiert. Das hat in dem Falle einen schweren Nervenschock zur Folge behabt, und man hat ihn später entlassen müssen. Bei jeder Gelegenheit, da zitterte der dauernd . . . Wir haben das alles mit angstgeweiteten Augen gesehen, soweit man überhaupt gewagt hat zu gucken. Das waren regelrechte Bombenteppiche . . . der erste dieser Art war der vom 11. April. Die Folgen, das kann man sich heute nicht mehr vorstellen: Viele Leute verschüttet in den Kellern, viele Häuser leergebrannt. Wir haben denn noch Tage später gesehen, wie die Bergleute die Leichen aus den Trümmern geholt haben oder wo die Bagger arbeiteten, um Verschüttete freizulegen Und dann der süßliche Geruch über der ganzen Stadt!! Man hat versucht, das zu überspielen, am nächsten Tag, aber die Angst saß uns seitdem im Nacken . . .« (Tbd.Int. Nr. 8: Mittelsch.; Jhg. 27; Flakzug Casinostr.).

Anders als die Stamm-Mannschaft erlebten die 'Flakhelfer' diesen Feuersturm auf ihre Vaterstadt. Lebhaft stehen ihnen die Ereignisse vor Augen. In ihren Berichten brechen sich Temperament und Standpunkt zur Zeit des Geschehens auf mannigfaltige Weise:

»Den Angriff auf Aachen, den werde ich nie in meinem Leben vergessen. Ich hatte für Osterdienstag den Urlaubsschein unterzeichnet (Kinderkommunion war auf Ostern verlegt gewesen). Ich war am FuMG, als die Maschinen ankamen aus Richtung Maastricht, da sahen wir, daß die Bomberpulks an Aachen vorbeiflogen. Wir haben die $\frac{3}{4}$ Pulks verfolgt mit dem Gerät, und als sie Aachen verließen und in Richtung Düren flogen, haben wir uns wieder gedreht, haben die Bomberpulks aufgegeben, weil wir der Meinung waren: 'Die sind ja weg, jetzt müssen wir aufpassen, ob uns nicht wieder was Neues dazwischenkommt.' Und da haben wir weiter gesucht, es hingen auch noch einige Nachzügler in der Luft. Dann aber waren wir plötzlich überrascht, daß es Bomben hagelte. Wir haben gar nicht mitbekommen, was da los war, wir waren überrascht, als er über uns hereinbrach wie eine Furie. Die Bomber waren bis Düren geflogen, hatten sich dann gedreht und griffen Aachen von Düren aus an — eine regelrechte Finte. Das war gegen 23.40 Uhr, ich weiß mich noch zu erinnern, daß auf der Josefskirche die Uhr auf 20 Minuten vor Zwölf stand, und darauf hat sie noch Jahre lang gestanden. Es kam über uns herein, mit einer derartigen Wucht, daß uns Hören und Sehen verging: Überall krachte es, pfiff es, der ganze Kommandobetrieb zum Einrichten der Geschütze fiel aus. Die Geschütze haben darauf nur noch Sperrfeuer gelegt. Jedes Geschütz schoß auf eigene Faust für sich in die zuletzt gemessene Höhe herein, so lange wie es ging. Ich saß am FuMG, wir haben nur noch den Kopf zwischen die Arme genommen. Es flog uns zwischenzeitlich alles mögliche um die Ohren: — Dreck, Steine —. Jede Menge Bomben gingen in die Stellung. Der Angriff dauerte vielleicht eine halbe Stunde, dann war es vorbei. Als es ruhiger wurde und wir aus unseren Löchern herauskamen, da brannte die ganze Stadt. Von der Höhe aus konnten wir Aachen vor uns sehen, wie vielleicht früher Nero das brennende Rom gesehen hat. Die ganze Stadt ein Feuermeer, das kann man gar nicht beschreiben, wie das aussah. Wir sind dann durch die Batterie gestolpert. Im ersten Moment alles ein wüstes Durcheinander, keiner wußte so richtig, was los war. Nach und nach sickerte durch, daß unser Geschütz 3 einen Volltreffer gekriegt hatte, und da waren 7 oder 8 Soldaten tot, keine LwH, wir LwH waren damals alle an diesem Kommandogerät. Am nächsten Morgen bin ich dann mit meinem Urlaubsschein nach Hause. Ich bin mit einem anderen Kameraden losmarschiert, hatte aber vorsichtshalber die HJ-Armbinde abgelegt, weil ich der Meinung war, wenn du mit einer HJ-Armbinde durch die Stadt marschierst, je nachdem, auf wen du da triffst, der schlägt dich

tot. Nach derartigen Angriffen so dachte ich, hat man nur wenig mehr Sinn für Partei und so. Ich bin quer durch die Stadt, über Trümmer weg, um nach Brand zu kommen, von wo ich hoffte, weitere Verbindung zu haben. Am Hbf. vorbei, Richtung Rothe Erde. Die Trierer Str. hoch bis Forst war durch Bomben aufgerissen« (Tbd.-Int. Nr. 9: Jhg. 28; 2. Battr. Hahnbruch).

»Da kam ich zu Fuß von der Straßenbahn nach Richterich hin. Ich kam gerade an, als die Schießerei losging! Da haben wir da oben in die Stellung auch einige Bomben reinbekommen, wobei wir Glück hatten, daß dabei nichts passiert ist. Das war ein wirklich schreckliches Schauspiel . . . in den Farben und Lichtern dabei so phantastisch, aber furchterlich, schaurig auf der anderen Seite« (Tbd.Int. Nr. 40: Jhg. 27; 3. Battr.).

»Die warfen Lichtkaskaden, so daß alles ringsum taghell erleuchtet war. Dann hat eine Maschine im Tiefflug unsere Batterie angegriffen und Bomben fielen. Wir von der Meßstaffel dachten, unsere ganzen Geschütze sind weg — wir lagen 300 m außerhalb der Geschütze. Die Bomben sind hinter die Batterie gegangen zwischen die Stellungen der leichten Flak und die Geschütze. Zum Teil sind die Bomben auch nicht detoniert. Eine Bombe ist unter einen der Munitionsbunker geraten, in dem über 750 Schuß Munition lagen. 2. und 4. sind bei diesem Angriff getroffen worden. Anschließend schossen wir Sperrfeuer auf den Verband, denn es war nichts mehr aufzufassen, wegen der Staniolstreifen und der Störsender« (Tbd.-Int. Nr. 10: G.L.Schule; Jhg. 27; 3. Battr. Richterich).

»Wir lagen mitten in dem Bombenteppich, der in Burtscheid anfing und ins Vichttal hinunter reichte. Sehr viele Bomben sind ja damals in den Wald gegangen. Das hat seinen Grund darin, daß die 4. Batterie das Pfadfinderflugzeug angeschossen hat oder jedenfalls an seinem Abschuß beteiligt war. Die Großkampfbatterien hatten gerade einen Zweimeter-Scheinwerfer, der mit dem Radargerät gekoppelt war. Nach der Anpeilung durch das Radargerät wurde der Scheinwerfer aufgeblendet und die feindlichen Flugzeuge waren als glitzernde silberne Vögel sichtbar. Von unserem Stand bei der le. Flak konnten wir sehen, wie dieser Pfadfinder getroffen wurde, herunterraste, und kurz vor dem Aufschlag löste er die Zielmarkierungsbomben aus — eine Bombe, aus der mit Sprengsatz circa 60 Magnesiumstäbe gelöst werden. (Einer dieser Stäbe hat übrigens im Juni 43 den Dom getroffen.) Daher fing der Angriff — so haben es nachher die Taktiker erklärt — nicht in Aachen West an, sondern erst in Burtscheid.

Es ging also über uns hinweg bis in die Wälder von Rötgen. Es waren da fünf Wellen, bei der dritten wurden wir getroffen, und unsere Batterie war sozusagen außer Gefecht gesetzt. Wir von der le. Flak haben dann noch eine Zeitlang Sperrfeuer geschossen. Das war allerdings mehr eine moralische Waffe; denn bei Verbänden, die in Höhen von 6–7000 m ankommen, ist es wenig sinnvoll, mit Munition zu schießen, die nach 2 km sich selbst zerlegt, aber der Himmel war voller Leuchtspur und das machte Eindruck. Wir hörten dann aus den Kellern in der Beverau die Hilferufe« (Tbd.Int. Nr. 21: KKG; Jhg. 27; 4. Battr.).

»Wir sahen unsere Baracken brennen, die Kantine brennen . . . die Tatsache des Todes wurde nicht erfaßt. Was der Tod auf sich hatte, das lernten wir erst später ermessen. Es gab ja erst hinterher die große Angst . . . Man betete und hoffte, daß es einen selbst nicht traf. Man fürchtete den Tod nicht so sehr als das Verstümmeln: Bauchschoß, Blindwerden. Der Tod war etwas, das nicht in den Bereich des Möglichen gezogen wurde« (Tbd.Int. Nr. 5: Jhg. 27; 4. Battr. Beverau).

»Dazu kam dann noch die psychologische Belastung der LwH gegenüber dem anderen Personal, das nicht aus Aachen war, nun zu wissen, es passiert was in der Stadt, es können deine eigenen Angehörigen betroffen sein. Am 14. Juli sind in unsre Stellung 3 Spreng- und 200 Brandbomben gefallen, und die Sprengbomben gerade um das Kommandogerät. Ich wohnte damals in der Victoriaallee und konnte unser Haus brennen sehen von der Beverau aus. Wenn man nicht weiß, was ist mit den Angehörigen, so ist das besonders für den jungen Menschen eine besondere Belastung. Am Anfang, da war es ja noch so, da haben wir in der einen Nacht 23 Maschinen abgeschossen, das war dann für jeden ein gewisses Gefühl der Revanche, der Genugtuung, daß die zwar was zerstört hatten, daß wir aber auch etwas gemacht hatten . . . dann sind diese 'Düppel', diese Staniolstreifen, abgeworfen worden und die großen Abschüsse hörten auf« (Tbd.Int. Nr. 12: Meßstaffelführer 4. Battr. Beverau).

»Es war oft so, daß wir richtiggehend gebetet haben, auch laut. Da ist auch keiner von uns gewesen, der sich da als Held gefühlt hat. Wir sind danach alle sehr kleinlaut gewesen« (Tbd.Int. Nr. 8: le. Flak; Jhg. 27).

»Wenn die Bombenteppiche kamen, dann merkte man: 'Jetzt kommt es auf uns zu!' Die Einschläge wurden immer lauter, die Erdfontänen, und ich kann nur sagen, fast jeder hat den Kopf eingezogen, auch wenn es nichts

nutzte, aus Angst, bis die Bomber über einem weg waren. Dann ging man nachher mal gucken, ob nichts passiert war in der Batterie . . .« (Tbd.Int. Nr. 39: 3. Battr.; Jhg. 27).

»Wir standen am Geschütz, und es fing an zu rauschen. Und wie von einem Spuk . . . war keiner von den Soldaten und Obergefreiten mehr am Geschütz, die hatten sich alle in den Bunker verzogen. Wir — wie ich also heute sagen muß — wir Dummköpfe standen noch am Geschütz, und mit uns der Geschützführer. Und es fiel auch eine Bombe in ein Munitionsdepot, die ist aber nicht explodiert« (Tbd.Int. Nr. 11: Jhg. 27; 3. Battr. Richterich).

»Ein scheußliches Gefühl, wenn man da draußen sitzt und nicht weg kann und sieht die ganze Stadt in Brand« (Tbd.Int. Nr. 13: Jhg. 26; 6. Battr.).

»Es ging eine Luftmine in das FuMG und hat zwei Kameraden getötet. In der Nacht noch fühlten wir uns als Helden. Wir haben das getan, was wir tun mußten. Aber in den Nächten hinterher, in Duisburg, wo auch Bomben fielen, da kam die eine Nacht in Aachen zum Tragen. Wir beteten laut, wenn die Bomben fielen« (Tbd.Int. Nr. 7: 1. Battr. Eilendorf).

Von der Angst und den Formen, mit ihr fertig zu werden, ist beständig die Rede, wenn es um das Auswerten dieser Aachener Bombennächte geht.

»Ich entsinne mich an einen Angriff in Hannover, später, wo wir einen Bombenteppich auf unsere Batterie bekamen, wo unser Nachbargeschütz einen Volltreffer erhielt, der also innerhalb des Erdwalls, in dem das Geschütz eingegraben war, eingeschlagen war und das Geschütz aus dem Erdwall herausgehoben hat. Da hat keiner etwas von gemerkt. Der Angriff war vorbei, und dann guckte man mal um, und dann sah man das Theater. Man war da beschäftigt; für meine Begriffe war das leichter, als wenn man unten artig im Keller sitzt und darauf wartet, trifft's einen oder nicht« (Tbd.Int. Nr. 16: Hi.Sch.; Jhg. 28; 6. Battr.).

»Ich weiß nur, daß ich Angst hatte, schon als die Kanone da zum ersten Mal losging. Die krachten ja ganz schön los, die Dinger. Diese Räder, an denen wir drehten, die schlugen dann ganz schön in der Hand, wenn das Rohr zurücklief . . . Als ich zum ersten Mal da stand, viel zum Nachdenken kam ich da nicht . . . das waren mehr so Lampen, die da rumliefen, die mußte man dann mit einer Scheibe abdecken. Das war dann so 'ne schwierige Angelegenheit — zunächst mal — daß man da gar nicht viel auf

Gefühle achten konnte. Dann geschah viel um einen herum. Granaten wurden angeschleppt . . . Kommandos . . . und . . . ja viel zum Nachdenken kam man da nicht. Später — als das alles Routine geworden war, erlebte man 'nen Angriff bewußter. — Es gibt kühle Naturen, denen sah man gar nichts an. Ich war da etwas temperamentvoller und vielleicht auch impulsiver. Mir wird man mehr was angemerkt haben. Ich entsinn' mich, daß ich da mal während eines Angriffs nach oben guckte und dachte: 'Hoffentlich hauen die Dinger nicht in die Stellung rein', daß mich einer von meinen Kameraden anbrüllte — der stand daneben —: „Mensch, nu guck auf deine Lampen und deck ab!“ Manchmal war es bis hart an die Grenze des Durchdrehens — auch später . . . Aber man hat's halt ausgehalten « (Tbd.Int. Nr. 47: G.L.Sch.; Jhg. 28).

»Diese Verbände da zogen mit hunderten Maschinen über Aachen hinweg. Dann waren die schweren Flakgeschütze ja immer im Einsatz, und das war ein unheimliches Gefühl, das Donnern der Geschütze auf dem Branderhof. Da hörten wir das denn herüberraschen . . . noch schlimmer, wenn die Splitter denn herunterraschten — Und die klatschten dann so schön auf das Bahnhofsdach, und nun standen wir da oben mit dem Stahlhelm auf. Mir ist mal passiert, daß ich von einem ganz kleinen Splitter getroffen worden bin. Ich hatte 'nen normalen Mantel an und noch 'nen Wachmantel — da kriegte ich 'nen Schlag auf die Schulter und saß auf dem Boden. Da war nur ein kleiner Splitter, der blieb dann stecken in den beiden Mänteln. Die Verbände flogen meist an der Stadt vorbei, weil die ja wußten, hier sind ziemlich starke Flakstellungen . . . Nun redete man uns immer ein: Ihr müßt da sein für den Fall, wenn . . . Aber dieser Fall ist ja für uns nie eingetreten. Und wir wußten, daß wir veraltete Geschütze hatten. Da standen im Gillesbachtal welche von der Vierlingsflak, wenn die schossen, dann haben wir immer neidvoll rübergeguckt. Die hätten einem Tiefflieger ganz anders gegenüberstehen können als wir mit unserm Kanönchen« (Tbd.Int. Nr. 8: Stadt. Mittelschule; Jhg. 27; Zug Casinostr.).

An der leichten Flak im Gillesbachtal saßen Jungen vom KKG zusammen mit den Jüngsten aus Malmedy, um der Batterie Fliegerschutz zu geben. Um Pfingsten, als der Güterbahnhof Rothe Erde und die dort stationierte Eisenbahnflak gerade Opfer eines Bombenteppichs geworden waren und Tiefflieger die Wiederherstellungsarbeiten an den Eisenbahnlinien zum Atlantik zu verhindern suchten, hatte die Batterie wieder einen toten LwH zu beklagen: Herbert Margrave.

„Nach dem Angriff kamen seine Eltern, standen am Eingang und suchten ihren Herbert. Da war ich gerade am Eingang. 'Ach', dacht' ich, 'wie werd' ich das jetzt als junger Bursch' den Eltern sagen können?' Keiner kümmerte sich um die Eltern. Ich hab' nur gesagt: „Dem Herbert geht es nicht gut!“ Das hat mich sehr mitgenommen; er war mein Freund« (Tbd.Int. Nr. 49: OSch. Malmedy; Jhg. 28).

Osterdienstag, 11. April 1944, in den Sperrfeuerbatterien

(Wilfried Kohl)

Gegen Mitte des 2. Weltkrieges, als die deutsche Wehrmacht mehr und mehr in die Defensive gedrängt wurde, gingen die westalliierten Gegner dazu über, Deutschland aus der Luft anzugreifen. Ziel dieser Luftangriffe war es, Rüstungswerke auszuschalten, Nachschub zur Front zu behindern: Eisenbahnstrecken und -brücken oder andere wichtige strategische Ziele wurden zerstört; es galt, die Bevölkerung zu demoralisieren. Neben den großen Industriestädten, den Hafenstädten und anderen für die Kriegsführung wichtigen Orten war auch die Stadt Aachen vielfach Ziel solcher massierten Luftangriffe.

Um die Städte – die Angriffsziele – gegen solche Angriffe zu verteidigen, wurden Flak(Fliegerabwehr)-Batterien eingesetzt. Eine Batterie bestand aus sechs schweren (8,8- bzw. 10,5-cm-Kanonen) und einem leichten Geschütz (einer 3,0-cm-Vierlings-Kanone) zur Verteidigung gegen Tiefflieger.

Je nach Größe und Lage einer Stadt wurden mehrere solcher Flak-Batterien aufgebaut. Um eine Stadt wirkungsvoll gegen Luftangriffe schützen zu können, wurden die Batterien rings um die Stadt verteilt.

Bei Luftangriffen, gleich aus welcher Richtung, waren ausnahmslos alle Batterien im Einsatz. Von allen Luftangriffen auf Aachen ging der Angriff vom 11. April 1944 – der 'Osterdienstag-Angriff' – als einer der folgenschwersten in die Geschichte der Stadt ein.

Der folgende Auszug eines Berichts der NSDAP gibt Aufschluß über die Stärke dieses Angriffs:

- » *Bericht der NSDAP-Ortsgruppe Aachen vom Luftangriff am 11. April 1944*
- 22.40 bis 23.01 Großangriff*
- 1) *Zielmarkierungsbomben (Christbäume)*
 - 2) *ca. 350 Flugzeuge im Hoch- und Tiefangriff (1000–8000 m) l Abschuß*
 - 3) *Das gesamte Stadtgebiet mit Schwerpunkt Wohn- u. Quellgebiet Burtscheidt, die Eisenbahnstrecke Aachen-Hbf.–Ronheide, sowie die Ausfallstraßen (Raerener-, Eupener- u. Emmichstraße) wurden mit Sprengbomben – Bombenteppichen – und Brandbomben belegt. Auch die übrigen Wohnviertel wurden stark beschädigt.*

Es wurden hauptsächlich Sprengbomben mit einem Gewicht von 500 kg abgeworfen. Die Versorgungs- u. Verkehrsanlage im Stadtgebiet wurden zerstört. Beim ersten Bombenteppich (nach 5 Minuten) fielen die Nachrichtenmittel einschl. Polizeifunkanlage aus. Die Befehlserteilung von und zu den Dienststellen konnte nur durch Melder aufrecht erhalten werden . . . Das 5. und 6. Luftschutzrevier wurde völlig zerstört. Da durch die Dichte der Bombenteppiche die Fahrbahnen mit Trümmern, Bombentrichtern und Blindgängern unzugänglich geworden waren, war die Heranführung von Feuerlöschkräften in vielen Fällen unmöglich. Es wurden 6 Krankenhäuser schwer beschädigt. Verluste: 1600 Tote« (Stadtarchiv Aachen).

Obwohl es sich bei dem oben zitierten Bericht nicht um eine neutrale, sondern eine propagandistisch gefärbte Darstellung handelt — die Bombardierung von Wohngebieten wird in den Vordergrund gestellt —, zeigt er doch die Schwere des Angriffs. Auffallend (an dem NSDAP-Bericht) ist, daß die Angabe der Zeitspanne des Angriffs im Widerspruch zu Aussagen der interviewten LwH steht. Die befragten Augenzeugen, deren Berichte zum Teil später zitiert werden, erinnern sich alle an eine Angriffszeit zwischen 23.30 und 23.55 Uhr, wohingegen im NSDAP-Bericht der Angriff zwischen 22.40 bis 23.01 Uhr gelegt wurde.

In den weiträumig verteilten Flak-Batteriestellungen erlebte man den Luftangriff verschieden. Je nachdem, wie stark die einzelnen Batterien in die Abwehrkämpfe verwickelt waren, hinterließ der 11. April 1944 bei den

LwH unterschiedlich tiefe Eindrücke. Die Batteriestellung 'Beverau' wurde von einem Volltreffer besonders schwer getroffen. Heute, über 30 Jahre nach diesem Angriff, sind die Erinnerungen eines Überlebenden dieser Batterie noch ungewöhnlich tief. Nach den Aussagen dieses Augenzeugen hat sich der Angriff in der Beverauer Flak-Batterie etwa folgendermaßen zugetragen:

»Der Angriff von Osterdienstag 1944 kam unerwartet, soweit zu dieser Zeit überhaupt etwas überraschend kommen konnte. Es war schon eine halbe Stunde vor Mitternacht, als auf einmal Alarm gegeben wurde. Dann wurden die sogenannten Christbäume, das sind Magnesiumbomben mit starker Leuchtkraft, an vier Seiten der Stadt gesetzt. Wenige Minuten danach begann auch der Luftangriff.

Aachen war bald nicht mehr zu sehen, obwohl die Nacht vom Osterdienstag eine sternklare Nacht war, denn die Stadt brannte lichterloh. Eine Wand von Feuer und Rauch lag zwischen der Batterie und der Stadt . . .« (vgl. oben S. 182).

Dieser Augenzeugenbericht, in dem nur eines von unzähligen grauenhaften Kriegsereignissen geschildert wird, veranschaulicht eindringlich die Vorgänge in dieser besonders stark betroffenen Sperrfeuerbatterie. Über die Machtlosigkeit der Flak wird man sich klar, wenn man den Satz liest: » . . . und das Gedröhnen der detonierenden Bomben war so stark, daß unser Geschützfeuer darin nur noch ein Gekläff war . . .« Diesen Flakbatterien, die die Aufgabe hatten, Aachen vor Bombenangriffen zu schützen, gelang tatsächlich, wie aus dem NSDAP-Bericht zu ersehen ist, ein einziger Abschuß. Verheerend dagegen war die Wirkung der abgeworfenen Bomben. In einem 15-, 16- oder 17jährigen Menschen mußte ein solcher Angriff, bei dem seine Flakbatterie einen Volltreffer erlitt und ein Mensch unter schrecklichen Schmerzen zu Tode kam, auch unter den Bedingungen des Krieges Eindrücke hinterlassen, die unauslöschbar im Gedächtnis haften geblieben sind. So genau kann sich ein Mensch nur an etwas erinnern, was ihn aufs nachhaltigste beeindruckt hat.

Geschehnisse dieser Art nahmen diesen jungen Menschen so in Anspruch, daß er seine nicht unerhebliche Verletzung erst bemerkte, als der Angriff fast vorbei ist.

Die Berichte anderer Überlebender der Beverauer Flak-Batterie sind ähnlich ausführlich und schildern diesen Osterdienstag in gleich

erschütternder Weise. Die Spuren, die dieser Luftangriff hinterließ, haben sich unauslöschlich in die Erinnerungen der jungen LwH, die den 11. 4. 1944 in der Beverauer-Sperrfeuerbatterie erlebten, eingegraben.

Für die anderen Batteriestellungen, die weiter entfernt lagen, stellte sich der Osterdienstag weniger dramatisch dar. Vielleicht sind auch deshalb die Berichte der LwH anderer Stellungen im Durchschnitt kürzer als die der Beverauer Batterie. So machte z. B. ein LwH der Flak-Batterie Golfplatz folgende Aussage: »1944 rauschte der Angriff über die Stellung am Golfplatz hinweg, unmittelbar dahinter begann der Bombenteppich, der sich über die Hörn (Westbahnhof) wegzog nach Aachen hinein.«

Diese Äußerung gibt nüchtern einen Sachverhalt wieder. Das war wohl nur deshalb möglich, weil für die Besatzung der Batterie Golfplatz der Luftangriff am 11. 4. 1944 nur einer von vielen war, wie ihn die Batterie vorher und auch nachher mehrfach erlebte. Der 11. April war für alle Sperrfeuerbatterien ein unangenehmer Tag, hatten doch fast alle Batterien Einschläge im unmittelbaren Batteriebereich zu vermelden.

Die LwH, deren Stellung vom Angriff nicht so getroffen wurde, erlebten die Nacht des Osterdienstag in anderer Weise als die Besatzungsmitglieder der Stellung 'Beverau'. Für die Situation in der Osterdienstag-Nacht 1944 in der Stellung Richterich möge folgender Ausschnitt stehen: »Es war so fantastisch in den Farben und Lichtern und Lichtreflexen, daß es unbeschreiblich ist.« Auf die Frage des Interviewers, ob sich bei diesem Angriff ein Bombenteppich über Aachen hingezogen habe (siehe auch NSDAP-Bericht!), erklärte der Interviewte den Ablauf eines Angriffs: »Zunächst kamen sie mit Störflugzeugen und schmissen Folien ab, um die Funkmeßgeräte stillzulegen, und dann schmissen sie Kerzen ab und machten eine Art Scheinangriff. Das waren ja mehrere Angriffe, die in dieser Nacht hintereinander rollten, und wir konnten uns gar nicht darauf einstellen. Wir bekamen, glaube ich, sechs Bomben zwischen den Geschützen rein, und wir dachten, jetzt werden erst einmal die Randgebiete, wo die Flakstellungen sind, fertiggemacht, aber wir hatten Glück.«

Auch in der Stellung 'Hanbruch' (Venskyhäuschen) herrschte während des Angriffs am Osterdienstag ein ziemliches Chaos. Ähnlich wie in Richterich erhielt auch Hanbruch Treffer im unmittelbaren Batteriebereich, Geschütz Frieda erhielt einen Volltreffer. »Bomberpulks flogen in Richtung Düren. Die Flakgeschütze drehten ab in Erwartung

neuer Bomber. Die Bomber hatten in Düren gedreht und Aachen von Osten aus angegriffen. Um 23.40 Uhr verging allen Hören und Sehen. Der Kommandobetrieb fiel aus und Dreck und Steine flogen uns um die Ohren. Es fielen auch Bomben in die Stellung. Nach einer halben Stunde war alles vorbei. Aachen brannte ganz.«

Ebenso deutlich wie in der Batterie Beverau sind die Erinnerungen der LwH aus der General-Litzmann-Schule, die in der Batterie Eilendorf bereits am 14. 7. 1943 (an der Vennbahn) zwei tote und verwundete Klassenkameraden zu beklagen hatten. Die Tatsache, daß noch heute — mehr als 30 Jahre nach diesem Angriff — die Nacht vom 11. April 1944 den damals 16- bis 17-jährigen Luftwaffenhelden der Aachener Sperrfeuerbatterien so lebhaft in Erinnerung ist, macht deutlich, um welch schicksalsschweres Erlebnis es sich handelte. Aachen wurde während der letzten Kriegsjahre des öfteren bombardiert. Aber während von vielen Angriffen die Erinnerungen — seien es Erinnerungen an die Zeitpunkte oder an sonstige Einzelheiten der Angriffe — bei den ehemaligen Luftwaffenhelden nur noch vage vorhanden sind, stehen ihnen die Ereignisse des Osterdienstag 1944 noch heute lebhaft vor Augen.

b) Der 14. Juni 1943

Robert Groten und Josef Brand, die LwH aus dem KKG, waren nicht die ersten, die in Aachens Sperrfeuerbatterien sterben mußten. Schon am 14. Juli 1943 hatte die General-Litzmann-Schule zwei Tote und zwei Verwundete zu beklagen. Es war bitterer Ernst geworden. Man war dem Tode begegnet:

»Wir bekamen eine Luftpumpe in die Batterie, genau zwischen dem Kommandostand und dem FumG, so daß vom FumG nicht mehr viel übrig blieb. Die Luftpumpe ist anderthalb Meter neben dem Batteriechef eingeschlagen und 10m weiter lagen die beiden Toten. Ich war damals bei der Geschützstaffel, und auf einmal hat es furchtbar gekracht — ein großer Feuerschein, und dann haben wir nichts mehr gehört und gesehen . . . unten war alles tot, die Leitungen waren tot, und dann kam nichts mehr. Der Geschützführer lief runter, um zu sehen, was los war. Obwohl am Kommandogerät mindestens 25 gestanden haben, hat es am Gerät keine Verluste gegeben, wohl Verwundete. In der 'Umwertung' gab es vier Tote: 2 von uns und 2 von den Soldaten. Das hat uns natürlich sehr beeindruckt, war einschneidend und hat uns in unserem Verhalten entscheidend

mitgeprägt. Dazu sah man die Stadt brennen und die Angst: Hat es zuhause nun auch getroffen? Dasselbe nun bei den Eltern in der Stadt, die ja nun nicht wußten, was ist mit den Jungen draußen . . . Als nun die Eltern von einem der Gefallenen kamen, das hat uns sehr mitgenommen. Alle Eltern, die kamen, kamen mit ängstlichen Gesichtern, denn die hatten ja schon erfahren: In Eilendorf, in der Battr. ist etwas passiert . . . Jetzt kamen sie hin. Jetzt hatte sich wahrscheinlich auch schon rumgesprochen: es sind Tote und Verletzte da. Es kamen also die Eltern zu Fuß nach Eilendorf — denn mit der Straßenbahn war auch nichts mehr — und jeder, der kam, kam mit der bangen Frage: 'Was ist jetzt los mit meinem Jungen?' Nun kamen die Eltern von einem der Gefallenen an. Da haben wir uns sehr schnell verdrückt, damit wir nicht gefragt wurden, und haben geguckt, daß die möglichst schnell zum Batteriechef kamen. Das war natürlich ein gräßliches Bild: Eltern, die genau so bang ankamen wie die andern, und dann mit dieser gräßlichen Nachricht wieder nach Hause mußten« (Tbd.Int. Nr. 19: G.L.Sch.; Jhg. 26; Battr. Eilendorf).

»Der Angriff, bei dem zwei meiner Schulkameraden tot blieben . . . die beiden da liegen zu sehen, tot, das war ein ziemlicher Schock für uns. Noch schlimmer dann — da kamen die beiden Mütter zum Batteriechef und wurden da darüber aufgeklärt, daß ihre Söhne tot waren. Die Schmerzensschreie werde ich nie vergessen« (Tbd.Int. Nr. 39: Jhg. 27; 1. Battr.).

Seither machte man eigentümliche Beobachtungen: »Ich entdeckte eines Tages, wie Kameraden beim Alarm ausgerechnet im Munitionsbunker Deckung suchten. Sie sagten mir, als ich sie für 'bekloppt' erklärte: „Ich bin doch lieber tot als verstümmelt!“« (Tbd.Int. Nr. 19: 1. Battr. Eilendorf; G.L.Sch.; Jhg. 26).

Wenig trösten konnten auf Dauer die erreichten Abschußziffern, wie man sie mit Kinderschrift ins Tagebuch notierte, mochte auch das Flakkampfabzeichen (verliehen bei Beteiligung an acht Abschüssen) das Gefühl bestärken, etwas Sinnvolles zu tun zum Schutz der Angehörigen, unten in der Stadt. Auf Urlaub zeigte man es gerne den andern und ließ sich bewundern (MdL Int. Nr. 26,44). Das Silber dazu hatte man der Mutter abgebettelt, die schließlich einen Teil des Silberbestecks hatte opfern müssen, damit es einer von den 'Technikern' gießen konnte (MdL Int. Nr. 44: a. d. 5. Battr.). Eine der Schülermütter weiß noch, daß sich ältere Soldaten verärgert äußerten, wenn 'die Pimpfe' so etwas bekämen,

dann legten sie keinen Wert mehr auf so eine Auszeichnung (Mdl. Int. Nr. 46). Dagegen berichtet ein Helfer aus der 4. Battr., ein Wiener Medailleur habe sich angeboten, die anscheinend vergriffenen Abzeichen nachzugießen. Die gewählte Legierung sei aber derart schlecht gewesen, daß bei den meisten Exemplaren nach kurzer Zeit die Adlerflügel abbrachen bzw. sich das im Kranz befindliche Hakenkreuz löste. Symbolik hin — Symbolik her . . . mancher mag es schon empfunden haben (Mdl. Int. Nr. 90).

»Wir wollten natürlich auch Erfolge sehen, wir wollten Flugzeuge abgeschossen haben. Als wir in die Batterie kamen, trug das Geschützrohr 2 weiße Ringe, und als wir die Flak verließen, war das ganze Rohr voll. Es konnten gar nicht mehr einzelne Ringe gemalt werden, sondern die wurden mit zehn und zehn zusammengefaßt. Wenn eins abgeschossen wurde, fuhren wir dahin, die Urlaub hatten, und machten 'schöne Aufnahmen'. Jeder nahm den 'Abschuß' natürlich für sich in Anspruch. Nun, wir waren also ganz stolz. Und bei Erreichung einer bestimmten Zahl gab's das 'Flak-abzeichen'. Das war etwas so 'Schönes' — Orden waren immer schon in Deutschland eine beliebte Sache . . . Dann gab's aber gar nicht so viele Kampfabzeichen, wie verliehen wurden, und dann haben wir uns das selbst gegossen, indem wir den Löffel, den wir hatten, einschmelzen ließen. Nädelchen gab's genug dafür — von den Winterhilfsabzeichen, die kriegten wir also da dran. Da das ein Silberlöffel war, wurde die ganze Sache mit einer Kerze berußt, mit der Schuhbürste der Fuß in die einzelnen Vertiefungen hineingerieben, und dann sah das fast aus wie ein richtiges. Wir waren also damals ganz sicher stolz darauf« (Tbd. Int. Nr. 4: KKG; Jhg. 26).

Mehr und mehr entwickelte sich bei vielen eine Art Haß auf die 'feigen' Angriffe aus der Luft, und was die Propaganda an Abwehrwillen nicht hatte schaffen können, wirkte nun gar nicht im Sinne der Erfinder des 'areal bombing'.

»Als wir damals die Toten in der Batterie hatten, das hat eine andere Wirkung gehabt. Das löste bei uns eher noch den Widerstand aus: 'Jetzt erst recht! Jetzt schießen wir noch besser, jetzt habt ihr uns auch noch unsere Kameraden gestohlen!' Im kleinen Kreis, da hat man uns etwas getan. Wir sahen, wie unsere Vaterstadt zu rauchen und zu brennen anfing, in Schutt und Asche fiel, das hat Wut in uns erzeugt. Der Widerstandswille, der wurde durch diese Wut gefördert. Als ich die Batterie verließ, hatten wir

52 Abschüsse. Da waren wir stolz drauf, da haben wir nicht gedacht, daß die drüben auch Mütter und Schwestern und Brüder haben. Das war ein Feind und der kam runter, und das war gut. Es war Krieg, da ging es nur um Überleben oder Nichtüberleben« (Tbd.Int. Nr. 19: G.L.Sch.; Jhg. 26; Battr. Eilendorf).

»Ich war der Ansicht, daß der Einsatz notwendig sei . . . An die Bomberpiloten, die da von uns abgeschossen wurden, was das für die bedeutete, hat man ja gar nicht bedacht, weil wir ja gesehen haben, wie die Bomben fielen, und dann hat man ja doch eine Wut gekriegt auf die Leute, die das verursacht haben« (Tbd.Int. Nr. 28: LwH aus einer Berliner Batterie; Jhg. 27).

LwH aus Aachen sind sich hierin einig mit ihren Leidensgefährten aus Berlin oder Düsseldorf, ob sie heute Theologen oder Mediziner sind (vgl. Tbd.Int. Nr. 28; Mdl. Int. Nr. 45). Es klingt ein wenig wie Rechtfertigung, wenn sie heute erwähnen:

»Ich weiß von einem Fall in der Bahnhofstraße, wo man versucht hat, so 'nen abgeschossenen Amerikaner zu verprügeln . . . In der Eifel beim Übungsschießen im Lehrgang, da haben wir einmal so 'ne bereits angeschossene Maschine heruntergeholt. Das war für uns ein ganz neues Erlebnis, daß wir denen zum ersten Mal gegenüberstanden . . . der kam dann nach Elsenborn . . .« (Tbd.Int. Nr. 8: Mittelsch.; Jhg. 27).

Ein Schock war es aber doch, als einige in der Frankenbergerstraße zum ersten Mal einen toten englischen Flieger sahen, denn 'daß wir auf Menschen schossen, haben wir gar nicht bedacht' (Tbd.Int. Nr. 1). Mit nicht geringer Wut aber registrierte man, welche Verwüstungen die Bomben in der Stadt anrichteten. Immer wieder ging es nach Angriffen hinunter, um beim Aufräumen zu helfen. Wie es z. B. nach einem Angriff in Aachen aussah, zeigt ein Film, den Mittelschullehrer Lahaye mit behördlicher Genehmigung hatte drehen dürfen.

In die Öffentlichkeit durften solche Bilder nicht dringen, ja es war sogar gefährlich, Aufnahmen zu machen von den Verwüstungen, die die Bomben anrichteten. So war z. B. im Falle des Prälaten Jansen, der 1937 den Nationalsozialisten mißliebig geworden war, die Tatsache, daß er auf der Hindenburgstraße Aufnahmen gemacht haben sollte, ein Vorwand, ihn in ein KZ-Lager zu verbringen.

Nach dem ersten großen Angriff vom Juni 1943, der die Schlußphase der 'Battle of the Ruhr' darstellte (vgl. H. A. Koch, a. a. O., S. 241), war sogar ein PK-Berichter erschienen. Er hatte mit seinem Aufnahme-Wagen 20 Minuten Reportage und ein Gespräch mit dem Kreisleiter auf Schallplatte aufgenommen. Hier der Text nach einer Aufnahme, die unverwendet im Rundfunkarchiv gelegen hat und von Dr. Vaessen nach Aachen verbracht wurde.

Aus dem brennenden Aachen . . . Aufnahme in der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1943. Der Sprecher ist Leonhard Osnitzki der 1. Propaganda-Einsatzkompanie Potsdam. Der Toningenieur ist Uffz. Pappenbrunner:

»Heute nacht heulten in einem Teil des deutschen Westens die Alarmsirenen auf, und wenig später wußten wir, daß die alte deutsche Kaiserstadt Aachen das Ziel englisch-amerikanischer Terrorbomber war. Als wir uns später dieser Stadt näherten, da kündete schon von weit her eine breite, grauschwarze, undurchdringliche Qualmwolke, in die sich hellroter Feuerschein mischte, von dem neuesten Verbrechen der Luftgangster gegen diese wehrlose Stadt. Wir fuhren nicht allein dieser Stadt zu, mit uns rollten endlose Züge von Feuerlöschwagen, Krankenwagen, Mannschaftswagen des Deutschen Hilfsdienstes mit ihrem dazugehörigen Gerät, Großküchen der NS-Volkswohlfahrt, und alle mit dem Ziel, der so schwer getroffenen Bevölkerung dieser Stadt zu helfen. — Wir fahren eben jetzt durch die brennenden Straßen durch den Qualm, der in ihnen und über ihnen liegt, in diese Straßen ein, in undurchsichtiges Grau gehüllt. Von allen Seiten schlagen die Flammen aus den Häusern. Die Drähte der Straßenbahnen hängen herunter. Die Straßen selbst, übersät mit Trümmern, Glasscherben und brennenden Balken. Links — soeben eine brennende Kirche! Wir schauen nach oben — selbst die höchste Spitze des Turmes brennt, steht schon schief! Jeden Augenblick wird sie abstürzen!! Man kann fast nichts sehen. — Der Qualm beißt in den Augen und Ohren. Die Millionen glühender Funken fliegen vor einer Straßenseite zur anderen. Die Menschen, die hier herumlaufen und arbeiten, haben Taschentücher vorgebunden, um sich gegen den Qualm zu schützen, den Mund also und auch die Atmungsorgane. Hier müssen wir zurückfahren, hier stehen Feuerlöschzüge, und außerdem sind hier wohl Häuser eingestürzt. Man kann nicht genau sehen! (Hintergrundgeräusche von fahrenden Fahrzeugen!) Sprecher beiseite zum Fahrer: „Sehen Sie mal, ob wir hier rückwärts vorankommen! Ja es geht!“ (pathetisch:) Und mitten in diesen qualmenden und brennenden Straßen, da arbeiten hier die Feuerlöschzüge und die eingesetzten Trupps! Und suchen zu retten, was noch eben zu retten

ist . . . Nicht zu vergessen hier, auf diesen Straßen, die Bevölkerung der so schwer geprüften Stadt: Die Menschen mit kalkweißen Gesichtern, in denen sich noch der Schreck des eben überstandenen Angriffes widerspiegelt! Sie haben die Kinder in der Hand und die wenige Habe, die sie noch retten konnten. Ein erschütterndes Bild! Noch können wir im Augenblick die Wunden noch gar nicht übersehen, die dieser Stadt geschlagen wurden. (aufgeregt:) Wir fahren eben am altehrwürdigen Dom vorbei!! Man kann es in diesem Qualm nicht ganz genau sehen, aber ich glaube, es schlägt Feuer aus seinem Dach!! (Propagandalüge!) (Beiseite:) Wir müssen wieder etwas halten. Vor uns stehen Feuerlöschzüge, und dann liegen Drähte hier über die Straße! (zum Fahrer: „Zurücksetzen“ — dann ein Hupsignal) Man kann hier wirklich bald nicht mehr sprechen. Der Qualm nimmt einem restlos den Atem und scheint einem einfach die Lunge zuzudrücken. (Pathetisch:) In diesem Turm hier vor uns steht heute noch der Krönungsstuhl Karls des Großen, auf dem er einst sitzend die Huldigungen der weltlichen und geistlichen Fürsten (!!?) des Abendlandes entgegennahm. Wir fahren weiter, es ist eine unglaubliche Hitze um uns! Und manchmal, da stürzen die Straßen, so scheint es, zusammen; aber es sind die Häuser, die hier einfach umfallen, in sich zusammenfallen — wie Kartenhäuser. Das ist dann, wenn sie innen völlig leergebrannt sind. Ein schauriges Erlebnis ist diese Fahrt! (zum Fahrer — in forschem Befehlston:) „Links, fahren Sie mal langsam!“ — Das ist das Rathaus von Aachen! Es brennt!! Das Rathaus von Aachen brennt!!! Aus den Türmen und aus dem Dach schlagen die Flammen! Dieses ewig wertvolle Kulturdenkmal mit dem Krönungssaal in seinem Inneren, in dem dreißig deutsche Könige gekrönt wurden, . . . es brennt!!! — Nichts scheutnen diese Mordbrenner wie in anderen Städten, so auch hier! — Wir fahren jetzt an einem Spalier von Möbeln entlang, die die Volksgenossen dieser Stadt gerade noch retten konnten . . . und hier aufgebaut werden. Und nun warten sie darauf, daß sie und die Möbel hier abgeholt werden. Ich habe hier in diesen Stunden Menschen weinen sehen, überwältigt von der Stärke des eben Erlebten. Ich habe Verwundete gesehen mit eben frisch angelegten Notverbänden, aber auch Tote, die man aus den Trümmern zog. Der Haß aber gegen die, die zu solchen Verbrechen fähig sind, ist einfach grenzenlos, bei allen hier. (Mit sich steigernder Stimme:) Diese Flammen hier, diese Zerstörungen und dieses Leid wird ein Gegenstück bei ihren Urhebern einst bekommen! (Drohend:) Das aber wird weit furchtbarer sein. Und diese Gewißheit macht uns allen hier das Leid leichter! (beiseite naßforsch:) „Ja! Also hier kann man nicht weiter. Vorsichtig! rechts ran!“ (Das letzte betulich). Ausgebrannte

Straßenbahnwagen stehen hier. (Beiseite:) „Ja über den Bürgersteig, da kann man nicht ran. Über den Bürgersteig hier! Vielleicht kommen wir durch.“

Jetzt fahren wir unter Spritzen durch. Über uns wird ein Haus abgespritzt. Die Flamme (Sprecher unterbricht sich und hüstelt) „Hier geht's nicht weiter, hier müssen wir zurück!“ (Hektisch zum Fahrer:) „Setzen sie rückwärts! Setzen sie rückwärts, hier kommen wir nicht durch!“

(Lautstark:) Hier brennt alles! Vor uns und hinter uns und über uns! Überall, wo wir sind. Aber es wird auch in dieser Stunde, wenige Augenblicke eigentlich (!) nach der Entwarnung, schon hier gearbeitet. Einer hilft dem anderen Volksgenossen in wahrhaft echter Kameradschaft. Hilfstruppen verschiedenster Art sind am Schaffen und die Partei und die öffentlichen Organe helfen, wo und wie sie nur können. So weit es nur möglich ist, werden die Wunden auch dieser Stadt und dieser Menschen geheilt werden. (Motorgeräusch, das langsam abklingt und verschwindet) . . .

Interview:

Wenige Stunden nach dem Angriff auf Aachen sprechen wir den Kreisleiter dieses Gebietes, Parteigenossen Schmeer, um von ihm einiges über die Schäden dieses Terrorangriffes auf diese Stadt zu hören. —

P G. Schmeer: Der Feind hat auch bei diesem Angriff hauptsächlich wieder nach den dichtbewohntesten Gebieten dieser Stadt gegriffen. Zahllose Häuser wurden durch Sprengbomben zerstört oder durch Brandbomben vernichtet. Besonders schmerzlich hat uns Aachener und darüber hinaus die ganze zivilisierte Welt die schweren kulturellen Verluste, die unsere Stadt erlitten hat. Da ist zunächst das altehrwürdige Rathaus, dessen Turm in hellen Flammen stand, dessen hoher Dachstuhl ausbrannte, und dann vor allen Dingen der berühmte Krönungssaal mit den Rethelfresken, in dem 35 deutsche Könige gekrönt wurden (Stimme sinkt, als sei da ein Satzende, dann fährt Sprecher fort, man merkt, daß er abliest! —), der erhebliche Schäden davongetragen hat. Auch die Pfalzkapelle des großen Karl, das Aachener Liebfrauenmünster, hat durch Brandeinwirkung gelitten. Die Stadt Aachen beklagt weiterhin den völligen Verlust des Elisenbrunnens, eines der wertvollsten Bauwerke eines Schinckels, des weitbekannten Wespienhause aus der Zeit des Aachen-Lütticher Bankr— (verbessert sich ...) Barocks; dann den Verlust des klassischen Theaterbaues und weiterer bekannter Bauwerke. Nicht weniger

schmerzlich ist die Vernichtung von fünf der bedeutendsten Kirchen, unter ihnen die Annakirche, die einst Napoleon der evangelischen Gemeinde zum Geschenk machte. Selbstverständlich dürfen in dieser Reihe auch nicht die Krankenhäuser fehlen, eine Kinderklinik und zwei Krankenanstalten weisen schwere Beschädigungen auf. Rundfunksprecher : Aber auch dieser Angriff traf die Stadt Aachen, traf Sie ja nicht unvorbereitet?

P G. Schmeer: Die seitens der Partei und der Behörden getroffenen Vorbereitungen waren so gründlich und bis ins Kleinste durchgearbeitet, daß sie im Augenblick des Angriffes sofort anliefen: ganz gleich, ob es sich um Brandbekämpfung, Schadensbeseitigung, Bergung, Umquartierung, Verpflegung und all die Fragen handelt, die im Augenblick eines Angriffs akut sind. Ich kann als Kreisleiter dieses Kreises nur sagen, daß sich diese Vorbereitungen wieder bestens bewährt haben und alles so ablief und eben jetzt noch abläuft, wie es zu wünschen war.

Sprecher: Und zum Abschluß, die Haltung der Bevölkerung, Kreisleiter?

P G. Schmeer: Die Aachener Bevölkerung, die seit Jahrzehnten im ständigen Abwehrkampf in der westlichsten Großstadt des Reiches für Großdeutschland gestanden hat und jetzt wieder steht, hat sich auch in dieser schweren und für sie opferreichen Nacht voll bewährt. Ihre Haltung war trotz all der Schwere vorbildlich.

1. Propagandaeinsatz Rundfunk. 1. schwerer Berichtertrupp Einsatz im Luftterrorgebiet Westen.

Terrorangriff auf Aachen am 14. Juli 1943 . . . aufgenommen im Kaisersaal des Rathauses zu Aachen:

'Rathaus in Flammen'

Berichter: Gefreiter Heinrich K. . . ; Techniker: Uffz. Rolf Plattenbrunner.

»Es gibt aber in dieser Stadt Werte, die unwiederbringlich verloren sind. Der heutige Tag, die heutige Nacht, der Bombenangriff der Engländer und Amerikaner hat hier Wunden geschlagen, die nicht geheilt werden können und die die Zeit nicht lindern kann. Erschütternd und ergreifend war es, die Bevölkerung Aachens auf dem Marktplatz zu sehen, angesichts des brennenden Rathauses. Das Rathaus, altehrwürdig, Zeuge einer großen Vergangenheit, stand in Flammen, getroffen von britischen Bomben.

Schwelend und qualmend. Rauch ergoß sich aus dem Dach, aus dem Dachgeschoß, hinunter in Markt und Straßen, pfeifender Wind wirbelte Flammen, Funken sprühten auf und glühend heiß ragten drohend die Türme des Rathauses in den qualmigen MorgenhimmeL Wir haben uns mühsam die Treppen hinaufgearbeitet und stehen jetzt in dem altehrwürdigen Krönungssaal des Rathauses zu Aachen. Dicht ist der Qualm, er beißt in den Augen und würgt uns in der Kehle. Wir haben Mühe, hier das Hehre und die Größe dieses Bildes in uns aufzunehmen. Ergriffen steht jeder hier von der Schandtat, die diesem Heiligtum des deutschen Volkes zuteil geworden ist. Aus jedem Stein dieses Baues spricht die deutsche Geschichte. Die großen Zeiten Aachens haben an diesem Bau geschaffen und gewirkt. Große Meister haben Stein zu Stein gefügt und das Geschehen unseres Volkes in diesen Bau geflochten. Auf den Grundmauern der Kaiserpfalz Karls des Großen erhebt sich dieser stolze Bau. Granit und Sandsteinquadern im Granusturm. Sie sind heute noch erhalten und sind die stummen Zeugen der großen deutschen Vorzeit. Steine sprechen hier ihre beredte Sprache und künden von des Reiches Schicksal und Größe. Karolingisch ist die graue Vierung des Granusturmes, gotisch der Hallenbau des Kaisersaales, in dem ich stehe. Jahrzehnte, Jahrhunderte, das Schicksal dieser Stadt, sind nicht ungetrübt an diesem Bau vorübergegangen. Zeiten haben gewirkt und geschafft und haben für ihre Zeit den Ausdruck in diesem Bau gefunden. Die barocke Gestaltung des Innenraumes im Erdgeschoß zeugt von einer Blütezeit der Stadt Aachen. Zurück gehen die Gedanken, gehen die Erinnerungen an die Zeiten, in denen der Krönungssaal ehrwürdiger Mittelpunkt des ganzen Reiches gewesen sind (sic!). In den zerschlagenen Fensterscheiben leuchten farbig die Wappen der deutschen Kaiser und Könige herab, die hier in diesem Raum gekrönt wurden. Nun stehen wir heute ergriffenen Herzens in dieser rauch-qualmgefüllten Halle, die Zeuge war einer großen deutschen Vergangenheit, in der sich Jahrhunderte widerspiegeln. Die Fresken eines Rethel, der vor ungefähr hundert Jahren die Wände dieses Kaisersaals geschmückt hat, zeugen im Bilde das große Geschehen einer deutschen Vergangenheit. Über uns dröhnt krachend das Gebälk zusammen, fallen Steine (sie fallen), und der Qualm und der Rauch und die Funken, die vom Dach dieses Krönungssaales durchdringen, erfüllen diesen Raum. Durch ein zerschlagenes Fenster in der Aufgangstreppe fällt unser Blick auf den altehrwürdigen Dom, der auch ein Zeuge großer deutscher Vergangenheit ist. Auch er blieb in dieser Nacht nicht ungeschont. Spuren sehen wir von

Brandbomben, die hier einen Brand entzündet haben, der durch das Eingreifen mutiger Männer schnell gedämmt und gehindert wurde, der dieses deutsche Heiligtum uns noch erhalten hat. Eine Anklage ist . . « (Dokument an dieser Stelle zerstört).

Gesendet wurden diese Sprüche nie. Wahrscheinlich wußte das der Reichsmarschall zu verhindern, der einmal geprahlt hatte: 'Ich will Meyer heißen, wenn je ein einziges feindliches Flugzeug deutschen Boden überfliegt!'

Nun kamen sie aber, und bald auch mit dem nötigen Schutz von Jagdflugzeugen. Einige davon müssen die Aachener Flakbatterien abgeschossen haben, aber im fernen Berlin wollte der Reichsmarschall das nicht wahrhaben. In seinen Memoiren berichtet der ehemalige Rüstungsminister Speer:

»Um die gleiche Zeit wurde ich Zeuge eines erregten Auftritts zwischen Göring und dem General der Jagdflieger, Galland. Galland hatte Hitler gemeldet, daß einige Jäger, die die amerikanischen Bomberverbände begleiteten, bei Aachen abgeschossen worden seien . . . Göring war im Begriff, seinen Sonderzug in die Romintener Heide zu besteigen, als Galland kam, um sich zu verabschieden.

„Wie kommen Sie dazu“, fuhr ihn Göring an, „dem Führer zu erklären, daß amerikanische Jäger bis ins Reichsgebiet gekommen sind?“ — „Herr Reichsmarschall“, antwortete Galland völlig ruhig, „sie werden bald noch weiter kommen.“ Göring wurde heftiger: „Das ist doch Unsinn, Galland, wie kommen Sie zu solchen Phantastereien? Das ist der reine Schwindel!“

Galland schüttelte den Kopf: „Das sind Tatsachen, Herr Reichsmarschall!“ Er blieb dabei in betont legerer Haltung stehen, die Mütze etwas schief auf dem Kopf, eine lange Zigarre in den Mund geklemmt: „Amerikanische Jäger sind bei Aachen abgeschossen worden. Da gibt es keinen Zweifel!“

Göring beharrte eigensinnig: „Das ist einfach nicht wahr, Galland. Es ist unmöglich!“ Galland reagierte mit einem Anflug von Spott: „Sie können ja feststellen lassen, Herr Reichsmarschall, ob amerikanische Jäger bei Aachen liegen.“ Göring versuchte einzulenken: „Also, Galland, nun lassen Sie sich doch mal sagen: Ich bin selbst ein erfahrener Jagdflieger. Ich weiß, was unmöglich ist. Aber auch, was nicht geht. Geben Sie zu: Sie haben sich getäuscht!“

Statt einer Antwort schüttelte Galland nur verneinend den Kopf, bis Göring schließlich meinte: „Da bleibt nur die Möglichkeit, daß die viel weiter westlich abgeschossen wurden. Ich meine, wenn sie beim Abschuß sehr hoch waren, konnten sie im Gleitflug noch ein ganzes Stück weiterfliegen.“ Galland verzog keine Miene: „Nach Osten, Herr Reichsmarschall? Wenn ich angeschossen bin . . .“

„Also“, versuchte Göring jetzt energisch die Debatte zu beenden, „ich befehle Ihnen, dienstlich, daß die amerikanischen Jäger nicht bis Aachen kamen.“

Der General versuchte einen letzten Einwand: „Aber, Herr Reichsmarschall, sie waren doch da!“

Nun geriet Göring aus der Fassung: „Ich gebe Ihnen hiermit den dienstlichen Befehl, daß sie nicht da waren! Haben Sie mich verstanden? Die amerikanischen Jäger waren nicht da! Verstanden! Ich werde das dem Führer mitteilen.“

Göring ließ Galland einfach stehen. Schon im Weggehen wandte er sich noch einmal drohend um: „Sie haben meinen dienstlichen Befehl.“ Mit einem unvergeßlichen Lächeln erwiederte der General: „Zu Befehl, Herr Reichsmarschall!“ « (A. Speer: Erinnerungen, S. 302 f.).

Die Szene erinnert fatal an die blaue Turnhose, die einer der Aachener Luftwaffenhelpfer, der mit seinen Kameraden wahrscheinlich bei diesem Abschuß beteiligt war, auf Unteroffiziersbefehl rot sein lassen sollte. Vermutlich bekamen aber trotzdem die Aachener Flaksoldaten ihre zum Erhalt des Flakkampfabzeichens notwendigen 4 Punkte angerechnet. Ihr Dienst jedenfalls ging weiter, und noch mancher der an höchster Stelle nicht vorhandenen Jagdflieger brachte sie um die Nachtruhe, denn immer häufiger erschienen als 'Bumerang' gekennzeichnete Mustangs, die über der Stadt ihre zwei, drei Bomben ausklinkten.

Und wieder und wieder kam es durch die 'Ringleitung': Fähnlein gegen Karl den Großen!!! Fähnlein gegen Karl den Großen!! . . ., wenn sich die alliierten Bomberströme der Stadt näherten auf Befehl desselben W. Churchill, der 1956 im „altehrwürdigen“ Rathaus im Beisein Konrad Adenauers den 'Karlspreis' erhalten sollte.

**Von der Wirkung anglo-amerikanischer 'Terrorangriffe' u. a.
auch auf die Haltung der Luflwaffenhelpfer,
dargetan an dem Film 'Zerstörtes Aachen'**

(Dieter Braun)

Es ist meines Erachtens für die Einschätzung des gesamten Themas nicht ohne Bedeutung, welche der kriegführenden Nationen in der deutsch-britischen Auseinandersetzung den Bombenterror begonnen hat. Die Haltung der deutschen Zivilbevölkerung ist im Verlaufe des Krieges davon mit beeinflußt worden.

Naturgemäß gehen die Darstellungen der verschiedenen Autoren bei dieser, das Völkerrecht so empfindlich berührenden Frage auseinander. Als gesichert gilt, daß die Vorbereitungen der britischen und der deutschen Rüstung zu einer möglichen Luftkriegsführung verschiedene Wege gingen. Die auf den Angriffskrieg vorbereitete taktische Luftwaffe der deutschen Wehrmacht sollte die Bodentruppen unterstützen; sie bestand daher überwiegend aus leichteren Flugzeugen. Die nicht auf eine Aggression eingestellten Briten entwickelten dagegen bereits im Jahre 1935 eine strategische Bomberflotte, die aus schweren Flugzeugen bestand. Sie sollte den Krieg in das Hinterland eines potentiellen Gegners tragen und ihn durch Zerstören kriegswichtiger Industriezentren zermürben. Dem britischen Konzept entsprechend bombardierte die RAF (Royal Air Force) bereits am 4. 9. 1939 militärische Ziele an der deutschen Nordseeküste. Am 11. Januar 1940 fielen die ersten Bomben auf Westerland auf Sylt, einen Ort ohne militärische Bedeutung: Ob dieser Angriff bewußt geplant war oder ob es sich hierbei um versehentliche Bombenabwürfe gehandelt hat, wird wohl nie restlos aufgeklärt werden können. Jedenfalls geht dieses Datum als erste Kriegshandlung gegen Zivilisten in die deutschbritische Kriegsgeschichte ein, sieht man einmal davon ab, daß im ersten Weltkrieg bereits Zeppeline über London mit einer vergleichbar geringen Bombenlast erschienen sind. Obwohl weitere britische Angriffe folgten, verhielt sich die deutsche Luftwaffe zunächst im Angriff auf Wohngebiete englischer Städte abwartend, war allerdings im Falle Warschau und Rotterdam zu den fürchterlichen Schlägen gegen Nichtkombattanten bereit, wie sie erstmals die Stadt Guernica während des spanischen Bürgerkrieges durch die Legion Condor erfuhr. Die Zurückhaltung erklärt sich nicht etwa aus humanitären Gründen, sondern weil sie, wie einleitend erwähnt, auf diese Art der Kriegsführung gegen

englische Ziele nicht vorbereitet war, da ihren Bombern noch die nötige Reichweite fehlte. Noch bevor am 7. September 1940 der erste 'Vergeltungsangriff' auf London geflogen wurde, waren auch in Aachen schon Bomben gefallen. Am 12. Mai 1940 warf ein hochfliegendes britisches Flugzeug 9 Sprengbomben ab, die ein Haus am Hasselholzer Weg zerstörten; ein Aachener kam dabei ums Leben. Damit erfuhr auch die Aachener Bevölkerung, daß die Propaganda der deutschen Regierung, wonach die Briten mit dem Luftkrieg auf die Zivilbevölkerung begonnen haben sollten, mit großer Wahrscheinlichkeit auf Wahrheit beruhte.

Nach den Vergeltungsschlägen der deutschen Luftwaffe vor allem auf Coventry weitete sich das Grauen dieser Kriegsführung aus. Das Geschehen geriet außer Kontrolle. Blinder Haß erfaßte auch jene Politiker, die früher für eine Humanisierung bewaffneter Auseinandersetzungen eingetreten waren. Vergessen war die Erklärung des Premierministers Chamberlain vor dem britischen Unterhaus:

'Angriffe gegen Ziele, die Leben und Eigentum der Zivilbevölkerung gefährden können, sind verboten'³³⁾.

In der britischen 'interdirektive für das Bomberkommando' von Ende Oktober 1940 heißt es vielmehr wörtlich:

'Zielangriffe sollen jedoch stets in einem dichtbebauten Wohngebiet mit dem Schwerpunkt möglichst großer Materialzerstörung durchgeführt werden, um dem Gegner die Wucht und die Macht unserer Bomberstreitkräfte vor Augen zu führen'³⁴⁾.

Seit der deutschen Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten von Amerika am 11. Dezember 1941 standen der anglo-amerikanischen Luftflotte in kurzer Zeit schier unerschöpfliche Materialreserven zur Verfügung. Neue Vernichtungstechniken wurden entwickelt, so z. B. das verheerende 'areal-bombing', auf deutscher Seite 'Flächenbombardement' oder 'Bombenteppich' genannt. Auch die Bomben selbst wurden immer wirkungsvoller. Neben Bomben mit erhöhter Sprengkraft wurden nach und nach auch Luftminen eingesetzt. Außerdem entwickelten die Alliierten Phosphorbomben und mit Phosphor gefüllte Brandkanister. Es war also erklärt Ziel der anglo-amerikanischen Führung, durch systematische

³³⁾ Hans Rumpf: 'Das war der Bombenkrieg'. Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg, 1961, S. 17.

³⁴⁾ H. Rumpf, a. a. O., S. 76.

Ausrottung deutscher Städte die Moral der Bevölkerung zu brechen und das Kriegspotential empfindlich zu treffen. In diese Phase des Bombenterrors führt uns der Film 'Zerstörtes Aachen'. Durch das Bild wird auch für denjenigen der ganze Schrecken dieses wahnsinnigen Ausrottungswillens deutlich, der das Geschehen selbst nicht erlebt hat. Der Film beginnt mit einem makabren Schauspiel: Aachen in Flammen. In einem rasenden 'Feuersturm'³⁵⁾ erfassen die Flammen ganze Stadtviertel. (Längst hatten die Alliierten erkannt, daß Brandbomben Wohngebiete wirkungsvoller zerstörten als Sprengbomben. Das wird auch in der Statistik über die auf Aachen abgeworfene Munition deutlich.) Der Film zeigt die verzweifelten Bemühungen der Aachener Bürger, die Flammen einzudämmen. Erschwert wird dieser Kampf durch örtlichen Wassermangel.

Die unversehrt gebliebenen Feuerwehren stehen dem Ausmaß der Brände fast machtlos gegenüber. Noch längere Zeit nach den Angriffen wütet das Feuer, bis es sich schließlich selbst verzehrt. Und damit kehrt Ruhe ein. Die Kamera erfaßt nur noch Schwelbrände. Dafür wird aber jetzt der Umfang der Zerstörung deutlich: ganze Häuserzeilen liegen durch Brand- oder Sprengbomben in Schutt und Asche, Trümmerberge häufen sich, durch öde Fensterhöhlen sieht man den Himmel. Was Menschenhände in Jahrhunderten schuf, zerschlügen Bomben in wenigen Minuten. Doch was ist jede materielle Zerstörung gegen die Not der Menschen? Räumkommandos suchen nach Verschütteten, und einzelne Menschen bergen aus den Ruinen Reste ihrer Habe. Die obdachlosen Bürger werden aus Feldküchen verpflegt. Untergebracht werden einige in Notquartieren, andere werden evakuiert. Tragisch sind vor allem jene Szenen des Films, in denen die Bestattung der Toten auf dem Waldfriedhof gezeigt wird. Angesichts der langen Gräberreihen offenbart sich die ganze Sinnlosigkeit dieses Krieges. Sodann schildert der Film den Lebenswillen der Bevölkerung: Straßen werden freigelegt, Versorgungsleitungen repariert, und in den Ruinen entstehen Behelfswohnungen. Und doch weiß niemand, ob diese Bemühungen sinnvoll sind; der nächste Angriff kann alles wieder zerstören. Darauf will vermutlich auch der Film hinweisen, wenn er in den letzten Bildern mit dem brennenden Aachen schließt.

³⁵⁾ Als „Feuersturm“ bezeichnetet man die durch den starken Aufwind von allen Seiten in einen ausgedehnten Brandherd einstürzende Luft.

Auf Aachen abgeworfene Bomben
und ihre Auswirkungen auf die Bevölkerung ³⁶⁾

Datum	Zahl der Angriffe	Spreng-bomben	Minen	Brand-bomben	Phosphor-bomben	Verletzte	Tote
1940							
Mai	2	31				9	4
Juni	2	4					
Juli	1	1					
August	1	2		30		1	
1941							
Januar	1			2			
Juni	1	7					
Juli	3	254		3.520		100	61
August	1	11					
November	1	20	1	150		22	20
Dezember	2	8		9			
1942							
Februar	1	2				5	2
März	1	7				2	
September	1	4					
Oktober	1	7	4	651	343	39	5
1943							
Januar	2	11				19	6
Februar	3	13		770	15	11	4
März	1	1					
Juni	1	3	2	512		8	4
Juli	1	489	26	110.000	21.000	745	294
September	2	26					
Oktober	3	21				16	4
November	3	22				2	
Dezember	2	20		8			
1944							
Januar	5	43				51	35
Februar	9	72				28	13
März	13	94	2			50	1
April	3	4075	19	34.200	8.685	971	1.527
Mai	3	4.537	10	5.500	480	330	367
Juli	1	7					
August	1	10				1	2
September	1	6					
Insgesamt	73	9.808	64	155.352	30.523	2.410	2.349

Das Ausmaß und die Entwicklung der Bombardierungen auf Aachen werden in der Statistik der großen Angriffe besonders deutlich:

Im Jahre 1940 fielen auf Aachen bei sechs Angriffen 38 Spreng- und 30 Brandbomben.

³⁶⁾ Das Zahlenmaterial wurde entnommen: B. Poll: 'Geschichte Aachens in Daten', Aachen 1960.

Ein Jahr später waren es bereits neun Angriffe und 301 Spreng- sowie 3861 Brandbomben.

Das Jahr 1942 verlief in Aachen relativ ruhig. Bei vier Angriffen fielen 24 Spreng- und 994 Brandbomben.

Der Höhepunkt des Bombenkrieges bahnte sich 1943 an: 18 Angriffe und 634 Spreng- sowie 132 305 Brandbomben.

Während der ersten neun Monate des Jahres 1944 (bis zur Evakuierung) waren es 36 Angriffe mit 8975 Spreng- und 48.865 Brandbomben³⁷⁾.

Den Zerstörungsgrad geben die nachstehenden Zahlen eindrucksvoll wieder:

Die Trümmermenge betrug 3.400.000 cbm; auf jeden Einwohner entfielen 21,5 cbm Schutt. Insgesamt wurden 25.700 Wohnungen zerstört, fast 48 Prozent³⁸⁾.

Für die Einschätzung der psychologischen Wirkung des Lufttors auf die Zivilbevölkerung sei noch erwähnt, daß in Aachen 739 mal Fliegeralarm gegeben wurde mit einer Gesamtdauer von 1064 Stunden. Bis zur Evakuierung fanden 2349 Zivilisten den Tod (Poll, a. a. O.).

Was Film und Statistik über den Umfang der Zerstörung in Aachen aussagen, gilt, teilweise in noch größerem Maße, für viele andere deutsche Städte. Die Wellen der anglo-amerikanischen Bomberflotte schlugen auch dort noch zu, wo von einer kriegsentscheidenden Wirkung überhaupt nicht mehr gesprochen werden konnte (Beispiel: Dresden).

Trotz der verheerenden Auswirkungen des Bombenterrors gelang es den Alliierten nicht, die Masse der deutschen Bevölkerung gegen die eigenen Machthaber aufzuwiegeln. Zu stark wirkte der Haß gegen die unmittelbaren Verursacher. Zu stark war aber auch der Einfluß der Partei: jedes Aufbegehren wurde im Keim ersticken. Hinzu kam eine demagogische Propaganda, die einen Rachefeldzug in Aussicht stellte und damit den Durchhaltewillen unterstützte.

³⁷⁾ 'Geschichte Aachens in Daten', herausgegeben von B. Poll, 1960; S. 325 erwähnt insgesamt 739 Fliegeralarme mit einer Gesamtdauer von 1064 Stunden.

³⁸⁾ H. Rumpf, a. a. O.

Alles in allem wird es eine historische Erfahrung bleiben, daß ein Volk durch Terror nicht zu besiegen ist.

Diese These wird durch den schweizerischen Luftkriegsforscher Dr. Th. Weber wie folgt bestätigt:

*'Der uneingeschränkte Luftkrieg gegen Deutschland vermochte weder den Widerstandswillen der Zivilbevölkerung noch der Regierung entscheidend zu beeinflussen, noch konnte er die Industrie daran hindern, die für die Front notwendigen Waffen und Geräte zu produzieren. Er ist also – mindestens soweit er gegen die Städte geführt wurde – im Namen einer Irrlehre und wohl auch im Zeichen bloßer Rache geführt worden.'*³⁹⁾

Doch noch war das Ende des Krieges längst nicht in Sicht. Noch litt ein ganzes Volk unsäglich unter den Strapazen dieses Krieges, als der Reichspropagandaminister Goebbels im Sportpalast in Berlin am 18. Februar 1943 den 'Totalen Krieg' erklärte. Etwa gleichzeitig damit wurden im Reichsgebiet die über 15 Jahre alten Oberschüler als Luftwaffenhelfer einberufen.

Mit diesen Maßnahmen wurde ein neues Kapitel in der Kriegsgeschichte geschrieben: Jugendliche, oft noch Kinder, mußten aktiv in das Kampfgeschehen eingreifen.

Um die (mutmaßliche) Haltung der Luftwaffenhelfer beurteilen zu können, habe ich versucht, mich in ihre Lage zu versetzen. Dieser Versuch muß zwangsläufig unvollkommen sein. Als Unterlage dazu dienten mir hauptsächlich Ausschnitte aus Interviews mit ehemaligen LwH.

Die Einstellung der LwH zu ihrem Einsatz mag unterschiedlich gewesen sein. Doch alle waren geprägt durch die Erlebnisse der zurückliegenden Jahre. Man schickte keine Unbeteiligten an die Scheinwerfer und Flakgeschütze, sondern junge Menschen, die miterlebt hatten, wie große Teile ihrer Stadt zerstört worden waren. Viele Nachtstunden hatten sie in ohnmächtiger Wut in ihren Kellern zugebracht. Wie oft mußten sie fürchten, daß das Haus über ihnen zusammenstürzte und daß die Trümmer sie lebendig begruben.

Aus dieser beklemmenden Enge kamen die Luftwaffenhelfer nun an die durch Erdwälle abgeschirmten Geschütze. Das mag zunächst wie eine

³⁹⁾ H. Rumpf, a. a. O., S. 146.

Befreiung gewirkt haben. Außerdem konnten sie jetzt den Gegner aktiv bekämpfen, dem sie bis dahin schutzlos ausgeliefert waren. Das hat sie sicherlich mit Stolz und Genugtuung erfüllt. Sie hatten wohl auch das Gefühl, als 'Erwachsene' für die Heimat kämpfen zu müssen. Außerdem hatte man sie in der Schule, vor allem aber in der Hitlerjugend zum Patriotismus erzogen. Führer, Volk und Vaterland waren ihre Ideale. Gläubiger als die Erwachsenen, vertrauten viele der Propaganda vom Endsieg. Dazu beitragen zu können bedeutete für sie ehrenhafte Verpflichtung. Die innere Bereitschaft der LwH zum Dienst an der Waffe war vermutlich groß, selbst bei denen, die durch ihre Erziehung im Elternhaus dem Nationalsozialismus distanziert gegenüberstanden.

Die ersten Einsätze mögen den Eifer der Luftwaffenhelpfer noch gefördert haben, insbesondere da sie wußten, wie sehr das 'Bellen' der Flak die Menschen in den Kellern beruhigte. Doch spätestens bei den größeren Angriffen erkannten sie die ungeheure Überlegenheit der anglo-amerikanischen Bomberverbände. Gegen diese Streitmacht konnte die deutsche Luftabwehr relativ wenig ausrichten. Noch viel größer muß der Schock gewesen sein, als es die ersten Verluste unter den LwH gab. Während sie früher in den Bombennächten hoffen konnten, daß ihr Stadtviertel verschont bleiben werde, stellten ihre Flakbatterien jetzt für den Gegner ein direktes Angriffsziel dar. In diesen Augenblicken der unmittelbaren Bedrohung verloren vermutlich viele von ihnen den gelobten 'Heldenmut'. Es wäre verständlich gewesen, wenn sie in ihrer Angst die Stellungen verlassen hätten, um irgendwo Schutz zu suchen. Trotzdem harrten sie an den Geschützen aus. Unverkennbar aber wird wohl bei allen der Wandel von der anfänglichen Begeisterung zu einer tiefen Hoffnungslosigkeit gewesen sein, vor allem da sie erkennen mußten, daß ihr Einsatz nur geringe Wirkung hatte und die feindlichen Bomberverbände fast unbehelligt ihre Heimatstadt weiterhin zerstörten. Hinzu kam die Angst um ihre Angehörigen.

Wer den Bombenterror am eigenen Leibe erfahren hat, wird ihn nie vergessen. Jeder, der von ihm weiß, sollte dazu beitragen, daß sich ein solches Grauen nicht wiederholt. Doch hat die Menschheit aus den Schrecken und der Sinnlosigkeit des Bombenterrors gelernt?

IV. ES KRIESELT: IDEOLOGIE HIN — IDEOLOGIE HER

1. Zermürbender Alltag

Bei allen Alarmen und Luftangriffen ging für die Soldatenschüler der Dienst weiter.

»Im Schlaf konnten sie bereits die 'Sprüche der Kanoniere': 'K 2 stellt laufend mit Hilfe der Seitenrichtmaschine die vom Kommandohilfsgerät durchgegebenen Seitenrichtwerte am Seitenteilkreis ein und beobachtet den Umdrehungsanzeiger . . . K 6 stellt laufend die vom Kommando-hilfsgerät durchgegebenen Zünderlaufszeiten auf der Zünderstellmaschine ein und betätigt die Schwungmasse'« (Nach: Noll, Dieter: Die Abenteuer des Werner Holt, Bremen 1964, S. 131).

Immer sinnloser wurde der Wechsel von Fuß-, Geschütz- und Erkundungsdienst mit Schillers Räubern, der Germania des Tacitus, Bismarcks Kampf mit dem Klerikalismus, den Nürnberger Rassegesetzen und dem Streben des deutschen Volkes nach Lebensraum (Vgl. Richtlinien für den Unterricht der Luftwaffenhelpfer; KKG; Schularchiv; LwH-Akte 5).

Nach diesen Richtlinien sollten gerade solche Themen berücksichtigt werden mit ihrem weltanschaulichen Charakter. Ein wallon. Schüler aus Malmedy erklärt, in der Beverau habe es überhaupt keinen Geschichtsunterricht gegeben (Tbd.Int. Nr. 50). Gab es aber wie in Richterich einen linientreuen Historiker, der auch den vorgeschriebenen Antisemitismus vertrat neben einem handfesten Katholikenhaß, so konnte es auch zu Zusammenstößen kommen. So erlebte man denn, wie ein Schülersoldat dem Lehrer ungehemmt entgegenschleuderte: „Herr Studienrat, die Juden sind auch Menschen!“ (Tbd.Int. Nr. 26, 40, 10, 11). 'Man konnte eine Stecknadel fallen hören!', so bestätigen alle Ohrenzeugen, rechnen allerdings auch dem Lehrer hoch an, daß er nach diesem Zwischenfall zur Tagesordnung überging. Schule wurde überdies immer seltener. Seltener auch der Spaß, mal diesen, mal jenen 'Vorgesetzten' ein wenig zu ärgern. Kopfschüttelnd hatte der 'Zeus' beim Anrücken seiner 'Edelknaben' zum Physikunterricht so manchen Cantus vernommen, den die Anwohner des Augustinerbachs fassungslos kommentiert hatten: 'Was ist nur aus unseren Kindern geworden?' Das war nun vorbei, und die Anwohner 'ajjen Ponk' hatten andere Sorgen (Tbd.Int. Nr. 4). Auch die Unteroffiziere erhielten keine Gelegenheit mehr nachzugrübeln, was die Kerle da wieder singen, wenn zu den Kadenzien russischer Volkslieder die

edlen Verse Homers zweckentfremdet wurden (Tbd.Int. Nr. 5). Ernst nahmen die Jungen ihren 'Dienst' an der Waffe:

»Man hielt uns zweifellos für Kinder, aber wir fühlten uns der Aufgabe gewachsen, und wir konnten das ja auch rein technisch zweifellos besser als irgendwelche andere Soldaten. Die Gefahr war ja nicht größer als die der Bevölkerung auch« (Tbd.Int. Nr. 39; G.L.Sch.; Jhg. 27; 3. Battr.).

Ein Luftwaffenhelper aus Essen (Jhg. 27), der später bei Danzig gefallen ist, schrieb seinem Bruder ins Feld:

11.2.1944

»Ich schreibe diesen Brief in aller Frühe um 3 Uhr morgens. Denn ich habe gerade den Telephonposten (Flugmelder) für 2 Stunden (von 3—5) übernommen. Ich muß jeden 6. Tag 2 Stunden tagsüber und 2 Stunden nachts Posten stehen . . . Die vielen Alarme in den vorigen Wochen haben mich saumüde gemacht, und ich bin augenblicklich zu faul, etwas Anstrengendes zu tun. Vor 10—11 Uhr kommen wir abends wegen Alarm nicht in die Koje. Gegen 1/2 werden wir wieder vom Strohsack verscheucht und laufen den so bekannten Weg zum Geschütz. Oft heißt es dann: 'sehr wahrscheinlich Feindmaschine', wobei sich nachher herausstellt, daß es ein deutscher Jäger war. Gerade kam von der Abteilung durch, daß ab 3.51 h. Alarmbereitschaft besteht. Jetzt geht die Scheiße schon wieder los. Wenn gleich Alarm kommt, muß ich meinen Posten verlassen und zum Geschütz laufen . . .«

26. 6. 1944

».... liege ich jetzt in einer 10,5-cm-Großkampfbatterie, und zwar kurz vor Oberhausen . . . Die Großkampfbatterie, welche aus zwei Batterien besteht, die sofort nebeneinander stehen, hat bis jetzt 21 Abschüsse. Das ist verdammt eine Leistung. Ich habe hier noch von keiner Batterie gehört, die so viele Abschüsse hat. Am 5. März lag die Batterie noch bei Krupp. Beim Angriff wurde die Battr. ganz schwer zur Sau gemacht, so daß sogar 6 LwH ihr Leben lassen mußten . . .«

»Als wir kamen, hatte die Batterie ganze 7 Ringe (Zeichen für Abschüsse, an denen die Einheit beteiligt war). Als wir gingen, waren es 37. Wir mußten nachher für jede zehn Abschüsse einen Eichenkranz anbringen. Ich hab' immer gehört, wir wären die erfolgreichste Batterie im Luftgau« (Tbd.Int. Nr. 7 und 10; also behauptet für 1. und 3. Batterie; Eilendorf-Richterich).

»Es hat uns Spaß gemacht, auch deshalb, weil wir glaubten, eine Aufgabe übertragen bekommen zu haben, die uns in den Dienst des Ganzen stellte. So sahen wir es . . . wir waren jung . . . wir waren von zehn Jahren an in dieses System hereingewachsen: Für uns gab es die Probleme, die die Erwachsenen mit dem Regime verbanden, weitgehend nicht. Für uns war die Verpflichtung und die Möglichkeit, für das Vaterland etwas zu tun, groß geschrieben. Ich kann mich an keinen meiner Mitschüler erinnern, die das nicht gern getan hätten . . . Es war auch im Grunde ein erweitertes Zeltlager, vor allem noch zu Beginn . . .« (Tbd.Int. Nr. 5: Schlußsatz -Nr. 4; KKG; Jhg. 27; 4. Battr.)-

»Als wir eingezogen wurden, haben wir nur mit Einschränkungen noch an einen 'Endsieg' gedacht; mehr ans Überleben! Wir waren natürlich durch die Propaganda beeinflußt, daß wir Kapitulation oder Kriegsende als einen absoluten Endpunkt gesehen haben. Infolge der diabolischen Propaganda haben wir nicht geglaubt, daß es danach einen neuen Anfang geben könnte« (Tbd.Int. Nr. 21: KKG; Jhg. 27; 4. Battr.).

»Die Engländer hatten schon vor unserer Feuerkraft Angst, sie flogen immer eine Schneise an uns vorbei, kamen etwas über Eupen 12–15 km weg von uns. Oft haben wir gesagt: 'Wenn die doch mal über Tag kämen, wir würden es ihnen schon zeigen!' Als aber die ersten Amerikaner wirklich am helllichten Tag kamen, da haben wir zwar wie die Verrückten geschossen, aber keinen getroffen. Wie man nachher erfuhr, lag das an der falsch durchgegebenen Temperatur des Pulvers. Aus den in der Stellung bereitstehenden offenen 'Meßkartuschen' mußten die Temperaturwerte an die Feuerleitungstelle durchgegeben werden. Und da nun immer wieder aus diesen Kartuschen Pulver herausgenommen wurde, zum Feueranzünden in den Kanonenöfchen, stimmten die Werte gar nicht und unsere Geschosse explodierten viel zu hoch« (MdL Int. Nr. 35: G.L.Sch.; Jhg. 27; 3. Battr.).

»Es ging dann irgendwie ins Sportliche hinein. Wenn wir eine Nacht hatten mit 'Sperrfeuer', dann riefen wir dann unsere Russen heran, das waren z. T. kräftige Kerle, die mußten dann 'Ladekanonier' machen, nur damit wir nachher 20 Schuß mehr rausgebracht hatten als das Nachbargeschütz« (Tbd.Int. Nr. 40; 3. Battr.).

(Der Ladekanonier war eine Funktion, die nur selten von LwH ausgeübt wurde, da es ausgemacht war, daß die physische Belastung hier zu groß war, galt es doch die 39 Pfund schweren Geschosse oft bei fast senkrechter Rohrstellung in den Verschluß zu stemmen. Verletzungen von

ausgeworfenen Kartuschen waren dabei nicht selten. Den Ladekanonier stellten daher an den Geschützen altgediente Mannschaften.)

»Wir hatten das Gefühl, du mußt funktionieren, sonst richtest du Unheil an. Und dieses Gefühl war allgemein, obwohl wir nicht nur Anhänger des Systems in verschiedener Abstufung unter Offz., Uffz. und Luftwaffenhelfern hatten« (Tbd.Int. Nr. 10: Jhg. 27; G.L.Sdi.; 3. Battr.).

»Als ich am Geschütz war, da kam eine Thunderbold herunter. Ich tat da meine Pflicht, obwohl das als Belgier nicht meine Pflicht war. So habe ich auch teilgehabt in irgendeiner Funktion, daß 36 englische Flugzeuge heruntergeholt wurden . . . das war zwar nicht mein Wille. Als ich zuletzt Juli 44, um den 20. Juli, in Urlaub war, brachte mich mein Vater zum Zug und fragte mich noch: „Bist du gewillt, nach Aachen zurückzufahren oder möchtest du dich lieber hier aufhalten?“ Aber was sollte ich machen? Die hätten dann meinen Vater geholt, der war noch nicht zu alt . . . Es war Pflicht, was wäre sonst passiert? Ich hatte keine Verwandten in Belgien und keine in Deutschland, alle waren aus unserer Gegend« (Tbd.Int. Nr. 49: OSch. Malmedy; Jhg. 28; 4. Battr.).

Wie diese Pflicht aussah, erzählt einer aus der gleichen Batterie:

»Wenn Alarm gegeben wurde, fielen wir aus dem Bett in unsere Holzklumpen. Das war allerdings verboten; diese Klumpen durften nur zum Schonen der Lederschuhe während irgendwelcher Säuberungs- und Putzdienste benutzt werden und durften nicht während des Einsatzes getragen werden. Im Hinblick auf den am nächsten Tag garantiert wieder stattfindenden Schuhappell rutschte man aber in diese Klumpen und klapperte über den Holzsteg zum Geschütz. — Alles in Dunkelheit. Trat man neben den Holzknüppeldamm, landete man im Matsch. Solange wir aber noch die Lafettengeschütze hatten, konnte man leicht mit den Klumpen unter dem Holm der Lafette hängen bleiben, und man hüpfte dann barfuß um das Geschütz. Dann wurden Leitungsproben gemacht u.s.w. In der Zwischenzeit hatten die Russen das Kanonenöfchen im Geschützbunker angeheizt, und dann warteten wir auf unsere Freunde von der anderen Feldpostnummer . . .« (Tbd.Int. Nr. 21: 4. Battr.).

↑ 7Es war interessant als Junge, der Dienst am Geschütz. Das aber war nicht die Hauptsache, sondern das permanente Dasein-müssen« (Tbd.Int. Nr. 40: 3. Battr.).

Anders war es bei den leichten Flakzügen; sie wurden übrigens 1944 beim Nahen der Alliierten als erste aufgelöst. Die Flakhelfer aus Eschweiler versuchte man zum Schutz der Eisenbahntransporte als fliegende Einheit einzusetzen, mußte aber bald wegen der damit verbundenen Strapazen den Versuch aufgeben. Die Alsdorfer Schüler wurden im August bereits Aachener Batterien zugewiesen. Aus Jülich heißt es:

»Wir schlügen uns da draußen in Jülich die Nächte um die Ohren, hatten Alarm, aber es passierte nichts. Man hörte hier und da in der Luft Flugzeuge brummen, und hier und da fiel auch schon mal ein Leuchtschirmchen. — Wir hörten rundum, in Aachen und so, Bomben fallen, von Abenteuer war da nicht viel. Damals kam denn auch so eine Parole auf: 'Edelweißpiraten', das war so eine Widerstandsbewegung aus der HJ heraus, war aber alles mehr oder weniger Gemunkel! Keiner wußte was Genaues. Das Gefühl jedenfalls wurde stark und stärker: 'Wir werden hier verbraten!' Reaktionen blieben auch nicht aus. Wir sind nach 'nem Alarm so in die Stuben rein und haben das Hitlerbild von der Wand heruntergenommen, haben 'nen Strick daran gemacht an dem Häkchen und den Strick über einen Balken geworfen und gesungen: 'o hängt ihn auf, o hängt ihn auf . . .' Eines Tages beim Reinemachen kam einer auf die 'glorreiche Idee' und brannte dem Hitler die Nase weg. Beim nächsten Stubenappell fielen wir natürlich prompt auf: „Wer hat das gemacht??“ Keiner meldete sich, das Übliche, und dann hat man uns einige Tage ganz schön durch die Gegend gescheucht« (Tbd.Int. Nr. 9: OSch. Monschau, bis 23. 3. 44 Jülich).

2. Der 20. Juli in den Flakbatterien

Gewiß, das sind noch keine Symptome eines Widerstandes, aber Anzeichen von Ideologiemüdigkeit, wie sie häufiger belegt werden können.

»Da machte einmal einer Propaganda, wir sollten Mitglied der Partei werden (Partei-Anwärter-Werbung war unter den letzten Jahrgängen der HJ-Angehörigen üblich). Da war von uns 50 ein einziger, der Mitglied wurde, und der durfte seither das Abzeichen tragen. Der ist aber mehr gehänselt und schikaniert worden, als ihm das sonst geschehen wäre. In der Batterie Hanbruch, da waren mehrere, die der Partei beigetreten sind« (Tbd.Int. Nr. 43; Jhg. 27; KKG).

Um diese Zeit muß wohl in allen Batterien die Werbung eingesetzt haben für den Eintritt als 'Parteianwärter' in die NSDAP. Der Mannschaftsführer der Batterie Golfplatz weiß noch:

»Um den 20. Juli herum kam unser Batterieführer, Leutnant S., ein scharfer SS-Hund, und wollte von mir, ich solle unter den Helfern für den Eintritt in die Partei werben. Als ich das nicht tun wollte und meinte, das müsse jeder selber wissen, herrschte er mich an, das gehöre zu meinen Aufgaben als Mannschaftsführer und setzte mich kurzerhand ab. Freilich war das auch wenige Wochen vor unserer für den September angekündigten Entlassung zum RAD« (MdL Int. Nr. 94: Mannschaftsführer 5. Battr.; Jhg. 27; KWO).

Freilich hatte man über den 20. Juli kaum eine Information, und es wird bestätigt, daß die Offiziere auch nichts Genaues wußten und der offiziellen Version folgten. Die Jungen der 3. Battr., so meint man, 'hätten durchaus auf die Feiglinge geschossen, wenn Befehl dazu gekommen wäre' (Tbd.Int. Nr. 10, 30). Aber längst nicht alle Jungen in dieser Einheit haben so gedacht.

»Der Horst, der ja immer so sagte, was er dachte, erlaubte es sich z. B. am 20. Juli, als sich die Nachricht von dem Attentat herumsprach, ganz spontan zu fragen: „Ist das Schwein denn nun tot??“ Ein anderer, von dessen 150%iger Gesinnung wir wußten, verließ darauf die Baracke und wir hatten richtig Angst und dachten: 'Was gibt das wohl?' Dem Horst machten wir Vorwürfe: „Wie konntest Du nur so unvorsichtig sein?“ Einer ging raus und versuchte von dem da draußen etwas zu erfahren. Der sagte aber nur: „Was soll schon sein? — Ich hab' nichts gehört.“ Und damit war die Sache ausgestanden. Der wollte keinen Kameraden verpfeifen« (Mdl. Int. Nr. 33: G.L.Sch.; Jhg. 27; 3. Battr.).

»Bei einer Wache kam denn auch mal ein Wachtmeister und diskutierte mit uns, und wir haben dem dann auch — wie heute — unsere Meinung gesagt. Die alten Landser, die kriegten die Augen nicht mehr zu. Die sagten denn: „Seid ihr wahnsinnig!! Wie könnt ihr so was machen?“ Und der Wachtmeister, der zockelte dann ab, nachdem er 'en paar Stunden mit uns diskutiert hatte: 'Daß es so was heute noch gibt! Solche Auffassung, solche Jugend!! Das hätt' ich mir nicht gedacht!' Dieser 'Widerstand', wollen wir mal sagen, wuchs aus verschiedenen Quellen. Uns wurde zunehmend deutlich, daß das schon unverantwortlich war, was da mit uns geschah« (Tbd.Int. Nr. 1: KKG; Jhg. 27).

Immer deutlicher wird angesichts der sich für manche abzeichnenden Agonie des Hitlerstaates die latent vorhandene Reserve gegenüber dem Nationalsozialismus, die den Aachener Raum von Anfang an weithin kennzeichnete und in den Elternhäusern vieler LwH überlebt hatte. Es gab zwar unter ihnen sogar einen Freiwilligen, einen Volksschüler aus dem ehemals belgischen Eynatten (MdL Int. Nr. 56), aber auch einen zur Strafe in ihre Reihen versetzten Lehrling aus Monschau, der bei Junkers in Lammersdorf gearbeitet hatte und bereits im Frühjahr, also fast ein halbes Jahr vor dem Nachrücken der Lehrlinge des Jahrgangs 1928, Soldatenschüler geworden war.

Der Junge hatte seiner Opposition zu lautstark und höchst ungewöhnlich Ausdruck verliehen. Wie war das überhaupt möglich; er hatte nämlich im 'Westdeutschen Beobachter' inseriert: 'Biete kostenlosen Kuraufenthalt im Wehrertüchtigungslager! Gute Behandlung wird zugesichert!!' »Das hatte gereicht, und sie steckten ihn in unsere Batterie. Er ist dann in Duisburg bei einem Angriff auf die Batterie als Luftwaffenhelper gefallen, als einziger von uns Monschauern« (MdL Int. Nr. 84: OSch. Monschau; Jhg. 27; 2. Battr.).

Jungen wie er sahen sich am 20. Juli bestätigt, die anderen mögen nur in Ausnahmen davon berührt worden sein, registrierten lediglich die im August erfolgte neue Grußordnung, aber machten sich nicht sonderlich Gedanken darüber. Einschneidender für eine politische Bewußtseinsbildung waren da schon die Erlebnisse beim Anrücken der Amerikaner und die Verlegung ins Innere des Reiches angesichts der Eroberung der westlichsten deutschen Großstadt. Das aber zeichnete sich für die meisten mit Beginn der Invasion noch nicht ab. Um so ernsthafter versahen vorerst noch die militärischen engsten Vorgesetzten ihre 'Pflicht': die Disziplinierung der Soldatenschüler. Selbst nach den schweren Angriffen gingen Fußdienst und Appelle weiter. Es wurden sogar Arrestbunker gebaut, und einer der ersten Insassen der Eilendorfer Batterie erhielt Arrest wegen Sabotage von Wehrmachtsgut, weil seine Schnürstiefel beim Appell einen rostigen Nagel aufwiesen. Und das geschah in derselben Woche, als man zwei seiner Mitschüler auf dem 'Helden-friedhof' hatte begraben müssen (MdL Int. Nr. 18: G.L.Sch.; 1. Battr.).

»Bemerkenswert erscheint mir auch das Verfahren, dem ich anlässlich einer von mir erfolglos gelegneten Urlaubsüberschreitung unterzogen wurde: Beschimpfung durch den Batteriechef als Verbrecher, Verurteilung

vor der gesamten angetretenen Batterie zu drei Tagen Arrest. Einrichtung einer bis dahin nicht vorhandenen Arrestbaracke, Vernagelung der Fenster und Inhaftierung. Der zweite Inhaftant war mein Mitschüler Bibi . . . , ebenfalls drei Tage wegen Sabotage von Wehrmachtsgut, so nannte man es, wenn man seine Schuhsohlen durchlief, statt diese rechtzeitig neu nageln zu lassen, oder wenn ein Kochgeschirr verschimmelt aufgefunden wurde. Der dritte Inhaftant war wiederum B., jetzt fünf Tage wegen ähnlichen Delikts. Weiter ist die Arrestbaracke nicht mehr beansprucht worden« (Brief eines LwH vom 4. 11. 74; G.L.Sch.; Jhg. 26; Battr. Eilendorf).

3. 'Sie wollen nur noch schlafen'

Alle Idylle war vorbei und manche Illusion verflogen, als Jahrgang 1926 bereits als neues Kanonenfutter zum Heer eingezogen worden war, die Flakhelfer der ersten Stunde zu Oberhelfern befördert waren, die zum Jahrgang 1927 gehörten. Eingelebt hatten sich die Jungen vom Jahrgang 1927, die im Juli 1943 gekommen waren, ja sie fühlten sich bereits als 'uralte Hasen' vor den kaum Fünfzehnjährigen, die man im Januar 1944 aus der Obertertia (!!?) des Jahrgangs 1928 rekrutierte. (Die 28er aus der Untertertia hatten anders als ihre Altersgenossen im übrigen Reich in Aachen das 'Glück', nicht einberufen zu werden.) Es zeigte sich, daß die Schüler doch bei den Soldaten in die Lehre gegangen waren und allerlei Praktiken übernahmen, die die anfängliche Solidarität hier und da beeinträchtigte. Vielleicht auch spielte die auf den Schulen übliche Rivalität zwischen Parallelklassen, den Unter- und Obertertianern und Sekundanern eine Rolle. Selbst zwischen den Schulen gab es Rivalität, so rächten sich die 'Realgymnasiasten' an den ihrer Meinung nach eingebildeten 'Humanisten', indem sie verächtlich über deren geringe technische Vorbildung lästerten.

»Als wir ein neues Funkmeßgerät bekamen, mußten die von der 4. Batterie zu uns kommen, damit wir denen das zeigten. Das war für diese 'Humanisten' Hekuba. Dabei haben wir denen unsere kaputte Röhre gegen ihre neue ausgetauscht; das hat 8 Tage gedauert, ehe die das gemerkt haben« (Tbd. Int. Nr. 30: G.L.Sch.; Jhg. 27; 3. Battr.).

Empfindlicher spürte man schon das Überspringen von Rivalität innerhalb der an sich schon so heterogenen Einheiten:

»Es gab Rivalität, die später zu manchem Ärger führte. Die 'alten Hasen' machten schon teilweise in Kumpanei mit den Uffz. Wir sahen alle

mit großem Ärger, daß sich die älteren Flakhelfer mit einigen Uffz. angefreundet hatten und uns etwas ausstachen. Als Jhg. 26 weg war, wurden die älteren in eine Art Vertrauensstellung eingesetzt . . . die Vertrauensflakhelfer tendierten mehr zu den Uffz. . . . ; wir kamen also mit unseren Schülersorgen bei denen nicht mehr an. Es ist von uns Jüngeren belastend empfunden worden, weil wir die Uffz. als unsere Feinde betrachteten. Es war für uns unverständlich, daß sich jetzt Mitschüler auf die Seite unserer Feinde schlugen, und deshalb gab's eine Menge Mißverständnisse« (Tbd.Int. Nr. 5: KKG; Jhg. 27; 4. Battr.).

»Vorige Tage hat unsere Batterie wieder 53 LwH zugeteilt bekommen. Jahrgang 1928. Die Hälfte von diesen Boys ist von der Kl. 5, die anderen Kl. 6. Die meisten hiervon sind so groß, daß sie mir gerade zum Koppel gehen. Ich weiß gar nicht, was wir damit machen sollen. Am Geschütz können wir sie nicht brauchen, dafür gehen die Handräder, die bedient werden, zu schwer. Bis jetzt haben wir aber auch noch keinen Platz, wo sie schlafen könnten; daher müssen sie jetzt 14 Tage lang zum Schlafen nach Hause gehen. Anfang Februar werden nämlich die Jungen des Jahrgangs 26 als LwH entlassen und kommen zum Arbeitsdienst. Dann gibt es wieder Platz . . . « (Aus dem Brief eines Essener LwH an seinen Bruder, undatiert).

Als allerdings im Sommer 1944, kurz vor dem Anrücken der Amerikaner, Jahrgang 1927 zum RAD entlassen werden sollte und auf Grund der vielen Proteste der mittleren und höchsten Erziehungsbehörden ein Führererlaß regelte, daß die Lücken durch Lehrlinge des Jahrgangs 1928 aufzufüllen seien, erging es diesen jüngsten Helfern nicht anders. Aus der Batterie auf dem Turnierplatz hört man, wie übel ihnen von den Gymnasiasten mitgespielt wurde, die nun wieder ihrerseits die 'alten Hasen' mimten und sich über die 'Doofheit' der Neuen mockierten. So hatte eine Stube 14 Tage lang immer denselben Lehrling zum Essensempfang losgejagt, bis sie die Reue plagte. Man beschloß dem 'Kleinen' zu sagen: „Von morgen ab geht das wieder reihum, so wie es auch früher war.“ Treuherzig erklärte der Novize: „Dann spuck' ich euch auch nicht mehr in den Kaffee!“ (Mdl. Int. Nr. 44: KWO; Jhg. 27; 5. Battr.). Kopfschüttelnd sahen die meisten Lehrer, was sich jetzt abspielte. Sie, die fast alle den ersten Weltkrieg als Kombattanten erlebt hatten — jüngere Lehrkräfte waren fast alle einberufen —, brachten wohl das größte Verständnis auf für die völlig überforderten Jungen:

»Die meisten Lehrer haben uns Jungen damals etwas durch Hundert laufen lassen. Da ist soviel passiert, wo man sagt, ein Lehrer kann gar nicht so blöd sein, daß er das nicht merkt. Aber er hat das durchgehen lassen, damit die Jungens mal lachen konnten, daß er sich selbst etwas degradiert hat und abstempeln lassen, nur um eine etwas gelockerte Stimmung zu haben« (Tbd.Int. Nr. 40: G.L.Sch.; Jhg. 27; 2., dann 3. Batterie).

»Als die Non-stop-Offensive rollte, da war es mehr als einmal so, daß wir die Nacht am Geschütz verbringen mußten . . . Wir schliefen die Stunden zwar schlecht und recht irgendwo in 'ne Ecke gepfercht, aber zwischendurch wurde doch auch geschossen. Bei einem Wochenend-Urlaub bin ich in Aachen stehend in der Straßenbahn eingeschlafen vor Übermüdung auf der Fahrt nach Kornelimünster« (Tbd.Int. Nr. 50: G.L.Sch.; Jhg. 28).

»Zunächst ging alles noch recht gut; das wurde erst anders, als es dauernd lange Nachtalarm gab. Da waren wir beim Unterricht oft so müde, daß wir einschliefen. Die Lehrer hatten dafür durchaus Verständnis. Froh war man, wenn es am Tage Alarm gab, denn der Direktor hatte uns im Keller einen Raum bereitgestellt; so konnten wir da unseren Schlaf nachholen. In Eschweiler ersetzten nämlich Leute von der 'Betriebsflak' die Schüler, wenn die mit der Straßenbahn an der elterlichen Wohnung vorbei zur Schule gefahren waren« (Mdl. Int. Nr. 38; OSch. Eschweiler; Jhg. 26; le. Fl.Abt. 889).

»Wir waren noch Schüler, mußten uns mit Dingen beschäftigen, die uns z. T. überhaupt nicht interessierten; denn wann der Cäsar, wo, wie 'ne Schlacht geschlagen hat, das noch auf Latein herauszuknöbeln, war ja, wenn man nachts $\frac{3}{4}$ Stunden an einem Gerät, am Geschütz oder auf Horchposten gewesen war, vollkommen schnurz!! Und auch in Geschichte, was an den Termopylen die alten Griechen, Spartaner, oder wer sich wo herumgekloppt hatte, das war ja nicht lebensnahe . . . Einige Lehrer waren sehr rücksichtsvoll, oder die meisten, kann man sagen, haben dieses Problem Jugendliche, die heranwachsen und gleichzeitig die Beanspruchung eines Soldaten mit allem, was dazu gehört, gesehen und haben gemerkt, damit sind die Kinder überfordert. Nachts nicht schlafen, und dann kommt um 10/11 ein Lehrer und paukt euch noch etwas ins Gehirn rein, wozu man einfach nicht mehr aufnahmefähig ist . . . Da kam im Unterricht dann nicht viel bei raus« (Tbd.Int. Nr. 3: KKG; Jhg. 26).

»Unser Direktor . . . , das war ein gutmütiger Mann, der hatte so was Väterliches an sich. Ich weiß einmal, als wir zur Schule fuhren, da waren einige bei uns, die hatten schon das Flakkampfabzeichen. Der frug uns, was das wäre; er hatte aber mehr Mitleid mit den Trägern, als daß er gratuliert hätte . . . Hat er nicht getan!! — Im Gegenteil . . . Er kam oft in der Schule, um uns zu begrüßen; wir grüßten dann mit „Guten Morgen, Herr Direktor!“ und nicht mit „Heil Hitler!“. Er unterhielt sich dann mit uns über das Leben, wie es da oben wäre, ob wir genug zu essen hätten, ob wir genug anzuziehen hätten im Winter, aber nie über das Soldatsein . . . Er war mehr so wie ein Vater zu uns und sorgte sich darum, daß wir einen guten Untergrund hatten, ob wir warm genug hätten mit Kohle und was da alles so rationalisiert war« (Tbd.Int. Nr. 43; KKG; Jhg. 27).

Nicht anders scheint der Direktor der Eschweiler Oberschule in jenen Tagen gedacht zu haben. Er schrieb im Mai 1944 dem Aachener Kollegen über seine Eindrücke beim Besuch in der Batterie:

»Die armen Jungen dauern mich. Der Einheitsführer kommt mir etwas stur vor. Man kann natürlich alle Maßnahmen mit militärischen Notwendigkeiten begründen. Was will man machen, ich weiß keinen Rat, um den Eltern und den Schülern zu helfen« (Dr. Kl. an OStD Dr., 18. Mai 1944; KKG; Schularchiv, Akte LwH 3).

Hier fand Dr. Dreesen eine verwandte Seele; oft genug ließ er verlauten, daß Luftwaffenhelper 'geistige Kriegsbeschädigte' seien. Das hatte er auch als Elternaussage dem Sonderbeauftragten geschrieben. Gewiß freute es ihn, als er in einem Rundschreiben aus Münster dieselben Worte entdeckte:

»Jungen, die ein oder zwei Jahre im Operationsgebiet als LwH eingesetzt waren, werden in einem Maße überanstrengt, daß sie dauernde Schädigungen davontragen werden . . . Von Eltern ist der Ausdruck geprägt, daß die Luftwaffenhelper körperliche und geistige Kriegsbeschädigte bleiben werden. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß alle beteiligten Stellen sich darin einig sind, daß es in jeder Hinsicht besser wäre, wenn der Einsatz der Schüler der Ober- und Mittelschulen unterblieben wäre . . . Den jungen Batterieführern, die oft von der Schulbank weg Soldat geworden sind, kann daraus nicht ohne weiteres ein Vorwurf gemacht werden; denn sie haben keine Erfahrung in der Behandlung und Erziehung Jugendlicher, die noch im Entwicklungsalter stehen . . . Man hat im Anfang beobachten können, daß die LwH mit größ-

tem Interesse dem Unterricht am Gerät und am Geschütz folgten. Durch das Gleichmaß des militärischen Dienstes hat sich diese Anteilnahme im Laufe eines Jahres abgestumpft. Es kann nicht ausbleiben, daß die Jungen infolge der Überbeanspruchung beim Innendienst nachlässig oder gleichgültig werden, oder sich Erleichterungen zu verschaffen suchen. Die Methode, daß man Vergehen einzelner durch Bestrafung der ganzen Mannschaft abzustellen versucht ist m. E. bei Luftwaffenhelfern unangebracht. Ein Junge empfindet das als Ungerechtigkeit und hat noch kein Verständnis dafür, daß derartige Maßnahmen im militärischen Leben unvermeidbar sind und im Interesse der Allgemeinheit gelegentlich in Kauf genommen werden müssen . . .« (KKG — Schularchiv; Akte LwH 3).

Am 13. Mai 1944 berichtet StR Effertz von der KWO:

»Von Seiten der militärischen Dienststelle wird besonders in letzter Zeit für den Ausgleich der ganz erheblichen Beanspruchung in jeder Hinsicht gesorgt. Der Betreuungswachtmeister Sichelschmidt ist eifrig bemüht und leistet, was für die Jugendlichen im Rahmen der Vorschriften getan werden kann . . . Für Schüler und Lehrer ist es unerträglich, daß so der Unterricht kaum vorwärts kommt und immer wieder aus Rücksicht auf die aus dem Urlaub antretenden LwH von vorn angefangen werden muß . . . Zu einer straffen Arbeit können sich die jugendlichen LwH kaum aufraffen. Erfreulicherweise fanden sich Arbeitsgemeinschaften besonders für naturwissenschaftliche und technische Interessen zusammen, die aber jetzt wegen der häufigen Alarme nicht mehr möglich sind« (Bericht an den 'Verbindungslehrer'; KKG — Schularchiv, Akte LwH 3).

Sein Kollege berichtet gleichzeitig:

»Unterbringung teilweise zu engt. Einige Bettstellen in Bodennähe infolge Bodenkälte gesundheitsschädlich . . . Ernsthaftige Bemühungen um die Verbesserung der Schlafdauer konnten infolge angespannter Luftlage wenig wirksam werden. Das Verständnis für das Jugendarter der LwH war bei den militärischen Vorgesetzten nicht überall vorhanden. Ausfall der Unterrichtsstunden während der Berichtszeit: 70%. Neuerdings geht auch bei Feuerbereitschaft der Unterricht weiter, sofern nicht direkter Anflug auf Einsatzort erfolgt. Indes ist in solcher Lage Aufmerksamkeit erheblich abgelenkt und Aufnahmefähigkeit gering . . . Zu enge Räume verhinderten Anfertigung schriftlicher Arbeiten. Mangel an Lehrmitteln: Karten für Geographie und Geschichte gelegentlich von Schülern selbst hergestellt« (Dr. Adenaw, BL; 5. Battr.; Tivoli).

Kein Blatt vor den Mund nahm Dr. A. Juncker v. d. Hindenburgschule:

»Die Fürsorge ist nach Auffassung vieler Eltern nicht so, wie sie den noch im Kindesalter stehenden Jungen zuteil werden müßte . . . Man merkt es immer wieder, die Jungen haben viel zu wenig Schlaf und Ausruhmöglichkeit . . . Es kommt vielfach vor, daß während der Unterrichtszeit LwH zu Sonderdiensten, wie Postenstehen u. ä. trotz gegenteiliger Zusicherungen des U-Gruppen-Kommandeurs und trotz Protestes des Betreuungslehrers herangezogen werden. Der Wille zur engen Zusammenarbeit ist auf Seiten des Betreuungslehrers anscheinend stärker als auf der anderen Seite. Der derzeitige Betreuungssuffz., der einen für diesen Posten wenig geeigneten Dienstgrad endlich ablöste, gibt sich sehr viel Mühe. Er bringt unserer Arbeit sehr viel Verständnis entgegen und hilft, wo er kann. Das sei anerkannt . . . Die LwH Kl. 5 (Obertertia der Hindenburgschule) sind bis heute noch nicht in ausreichender Weise mit Wäsche versorgt. Sie haben nur eine Garnitur je Helfer ...« (BL Battr. Golfplatz am 11. 4.1944). Längst nicht alle Lehrer sprachen so frei; dem Bericht seiner drei Kollegen fügt der Direktor der Hindenburgschule den Kommentar bei: »Das Urteil von Juncker ist maßgebend; NN arbeitet noch nicht lange dort und ist — wie stets — wenn es schriftlich geht, mit seiner Kritik zurückhaltend.«

Dr. Dreesen, der Verbindungslehrer zur Flakuntergruppe Aachen, berichtet am 29. April der Abteilung für höheres Schulwesen beim Oberpräsidenten der Rheinprovinz:

»Die Fürsorge ist nach Auffassung vieler Eltern im allgemeinen nicht so, wie sie den noch im Kindesalter stehenden Jungen zuteil werden müßte . . . Die Jugendlichen werden übermäßig in Anspruch genommen. Jede Nacht lange Feuerbereitschaft, wobei bis zu 7 Stunden Alarmdauer keine Seltenheit bilden. Die Jungen haben viel zu wenig Schlaf und Ausruhmöglichkeit . . . In den Elternkreisen herrscht Empörung darüber, daß den LwH praktisch nicht in dem Maße Urlaub zuteil wird, wie er von Wehrmachtsseiten in der Elternversammlung in Aussicht gestellt wurde. Meine nachdrücklichen Bemühungen in diesem Punkte bei der Flakgruppe haben einen Wandel zum Besseren eingeleitet . . . Der Unterricht kann infolge der überaus zahlreichen Alarme nur sehr schwer durchgeführt werden. Sehr oft muß er ganz ausfallen. Auch kommt es immer wieder vor, daß während der Unterrichtszeit LwH zu Sonderdiensten, wie Postenstehen u. a. trotz gegenteiliger Zusicherung des Gruppenkommandeurs und trotz Einspruchs des Verbindungs- und Betreuungslehrers herangezogen werden. Es wurde dann erklärt: 'aus

taktischen Gründen' könne man darauf nicht verzichten. Die 1- bis 1½stündige Arbeitszeit mußte in einzelnen Batterien förmlich erkämpft werden. Zur Zeit wird sie gewährt, doch es mangelt den Unterführern z. T. doch sehr an Verständnis für die Lage der Schule und ihre Tätigkeit. Von Freizeitgestaltung kann bei der gespannten Luftlage des Aachener Raumes keine Rede sein. Die Jungen wollen in ihrer Freizeit nichts als — schlafen! Man hat vielfach das Empfinden, daß dem Unterricht der LwH bei den Einheitenführungen nicht überall die Bedeutung beigemessen wird, die ihm zukommt . . . Der Wille zur Zusammenarbeit ist auf Seiten des Betreuungslehrers wohl stärker als auf der anderen Seite . . .«

Im letzten seiner alle zwei Monate an die Koblenzer Mittelbehörde zu leitenden Berichte vom 23. Juni (im August war Dr. Dreesen beurlaubt und wurde von Dr. Schwickerath vertreten, Mitte September wurde Aachen evakuiert) faßt der Aachener 'Verbindungslehrer' unter 'Bemerkungen' seine Ansicht zusammen:

»Es wäre dringend zu begrüßen, wenn der Jahrgang 1929 demnächst vor der Einberufung zum LwH-Dienste bewahrt werden könnte, weil die Anforderungen, die an die Jungen in seelischer und körperlicher Hinsicht gestellt werden, doch weit das Maß dessen übersteigen, was billigerweise von ihnen erwartet werden kann. Die Überanstrengungen werden sich z. B. in einem späteren Lebensalter bitter rächen« (KKG, Schularchiv; LwH-Akte 4).

4. 'Geistige Kriegsbeschädigte'

Der Reidisminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung spricht schon Klartext, als die ersten Luftwaffenhelper ihren 'Reife-vermerk' erhalten. Er meint, hier dürfe kein Ressortdenken mehr maßgeblich sein:

»Der Verzicht auf Vermittlung gediegener Wissensgrundlagen wird zu unabänderlichen Fehlleistungen der Technik, Wirtschaft und Verwaltung führen und dann zu einer schweren Anklage gegen alle diejenigen, die an verantwortlicher Stelle diese Folgen kommen sahen, aber nicht verhindert haben. Ich muß deshalb noch einmal zu bedenken geben, ob es verantwortet werden kann, die Schüler der höheren Schule unter Verzicht auf die Beendigung der infolge des Krieges ohnehin schon beeinträchtigten Schulausbildung nacheinander zum Luftwaffenhelperdienst, Wehrertüchtigungslager, Reichsarbeitsdienst und Wehrdienst zu verpflichten . . .« (BA R 21/ 528 fol. 167).

Das Bombardement solcher Schriftstücke, das vom Ministerium für W.E. u. V. auf die Oberbehörden vor allem bei der Einberufung des Jahrgangs 1928 niederging, hatte insofern eine Wirkung, als man die anscheinend bereits geplante Vereinnahme des Jahrgangs 1929 der höheren und mittleren Schulen zurückstellte. Vergeblich war noch im Jahr zuvor der Protest des Reichsministers vom 27.11. 1943:

»Die Ausdehnung des Einsatzes auf Schüler der Klasse 5 bedeutet eine Abweichung von der Anordnung, die um so schwerer wiegt, als die Schüler der Klasse 5 erst seit September 1939 die Höhere Schule besuchen, also bereits bisher in ihrer Ausbildung durch die kriegsbedingten Störungen des Schulunterrichts zu leiden hatten. Der vorzeitige Abbruch ihrer Schulausbildung führte zu einem nicht wieder einzuholenden Verlust an Leistungskraft bei dem Nachwuchs der geistig führenden Berufe. Der Einsatz kommt jedoch praktisch der Beendigung ihrer Schulausbildung gleich (Hervorhebungen im Original!), da die Erteilung eines erfolgreichen Unterrichts nicht mehr sichergestellt ist . . .« (Als Abschrift von Abschrift an die Schulaufsichtsbehörden und die Verbindungslehrer zu den Flakgruppen von Dr. Wagner am 17. 12. unter Az. S B L I Gen. weitergereicht — Sonderbeauftragter für den Einsatz von Luftwaffenhelfern beim Oberpräsidenten in Münster. KKG, Schularchiv; Akten LwH 3).

Aber möglicherweise ist der Nachtrag IX zu den Luftwaffenhelferbestimmungen, herausgegeben am 25. Mai 1944, Abt. II b Nr. 52 784/44 (Chef d. Lw. Wehramts des RdL) Ergebnis solcher Einsprüche, die vermutlich die Parteikanzlei unter M. Bormann unterstützt hat, so daß der Führer selbst ein Machtwort gesprochen haben muß. Es heißt u. a. in diesem Schriftsatz:

»Der Führer hat gemäß Vorgang entschieden, daß künftighin nur noch 1 Jahrgang Jugendliche, und zwar etwa je zur Hälfte Schüler und Lehrlinge (einschl. Anlernlinge, Fachschüler und sonstige Berufstätige) zum Lw.-Helfer-Dienst jeweils für die Dauer eines Jahres herangezogen wird und daß die im Sommer . . . zu entlassenden LwH des Jahrgangs 27 durch Lehrlinge des Jahrgangs 1928 abgelöst werden.«

Im allgemeinen aber nutzten alle noch so nachdrücklich vorgetragenen Bedenken der Mittel- und Oberbehörden des Erziehungsministeriums wenig. Selbst die Presse scheint mit einem 'Artikel der Kölnischen Zeitung' Hilfe gerufen zu haben. Die Schulakten enthalten einen Artikel aus dieser Zeitung, den der Aachener 'Verbindungslehrer' mit Ausrufezeichen und zustimmenden

Randnotizen versehen hat. Görings Dienststellen müssen einer weiteren Verbreitung solcher Tatsachen aber entgegengearbeitet haben, denn es wird ausdrücklich verfügt, daß Berichte zum Thema Luftwaffenhelpfer in Zukunft nur mit Genehmigung des ObdL und des RdL veröffentlicht werden dürfen. Wie ein Bericht aus einem Erholungsheim sah denn auch aus, was Matthäus Sparer am 6. November 1943 den Lesern des 'Politischen Tageblattes' über einen 'Besuch bei den LwH unserer HJ' auftischte:

»Saubere Baracken laden gastlich ein. Vor dem Eingang blühen bunte Blumen . . . Trotz seiner Jugend schmücken den jungen Offizier schon hohe Kriegsauszeichnungen . . . „Meine Kerls“, sagt er, „mit denen kann man Pferde stehlen.“ Auch die Schule wird hier nicht ganz vergessen. Jeden Vormittag ist Unterricht. Dann wird gelernt: Mathematik, Geschichte, Deutsch, Physik, Chemie, Biologie und fremde Sprachen. Fast hätte ich vergessen, daß diese Jungens ja noch Schüler sind. In ihren schmucken Uniformen und ihrem Auftreten sind sie schon fast wie Männer, vor denen man alle Achtung haben muß « (Stadtarchiv Aachen).

Auf diesem Göring-Kurs waren auch die SD-Berichte zu Inlandsfragen, die der Chef der Sicherheitspolizei und des SD (Amt III) als Geheimsachen herauszugeben pflegte. In den roten Papieren (vgl. Boberach: a. a. O., Anm. 9, S. 439) hieß es am 22. Juli, als die bildungspolitische 'Katastrophe' sich für die Schulverwaltungs-Männer bereits überdeutlich abzeichnete:

»Von vielen Lehrkräften wird betont, daß trotz des verkürzten Unterrichts doch noch ein ersprießlicher Erfolg erzielt werden könne, da der gleichzeitige militärische Einsatz zu einer wesentlich strafferen Haltung der Schüler geführt habe. Sie seien gereifter und ernsthafter geworden und hätten Interesse für den Unterricht . . .« (Bundesarchiv Koblenz; Rote Serie der SD-Berichte, 22. 7. 43).

Himmlers schwarze Gesellen hatten anscheinend nur zu gut im Kopf, was der Führer seinerzeit gesagt hatte:

»Ich will keine intellektuelle Erziehung. Mit Wissen verderbe ich mir die Jugend. Am liebsten ließe ich sie nur lernen, was sie ihrem Spielbetrieb folgend, sich freiwillig aneignet« (W. Hofer, a. a. O.).

Schlimmer noch als Himmlers Geheimdienstler beschönigen Görings Generäle die Tatsache, daß der Ehrgeiz des Reichsmarschall, dem Führer neue Regimenter für die Front zuzuführen, sehr teuer erkaufte wurde. Um knapp 170.000 Flaksoldaten nach vorne zu schicken, mußten 250.000

Jungen mit 15 und 16 Jahren auf eine einigermaßen brauchbare Schulbildung verzichten. Entgegen aller überprüfbaren Wahrheit erdreistet sich der kommandierende General im Luftgau VII zu behaupten:

»Die schulische Betreuung hat in einer Vielzahl von Batterien zu Ergebnissen geführt, die über dem Normalunterricht liegen. Vor allem aber sind die Beschränkungen in der Bewegungsfreiheit, der dauernde Umgang mit den Kameraden und die hieraus sich ergebende geistige Anregung für die LwH ein Ansporn zum Lernen und Arbeiten an sich selbst gewesen« (Schularchiv KKG; Akte LwH Nr. 3).

Dieses 'Arbeiten an sich selber' geschah freilich anders als beabsichtigt. Aus Hitlerjungen wurden kritische, gegenüber aller Autorität skeptische Jugendliche und nach dem Krieg fast zynische Nihilisten, die zunächst einen entschiedenen 'Ohne mich'-Standpunkt vertraten. Das war nicht zuletzt Ergebnis des Kreuzfeuers von nationalsozialistischer Kriegs- und alliierter Antikriegspropaganda.

»Wir glaubten weder den Goebbelssleuten noch dem englischen Rundfunk, den wir abends unter der Bettdecke oder am Funkgerät hörten . . . Wir haben regelmäßig den englischen Sender abgehört. Das war mir in der Eigenschaft als Mannschaftsführer unangenehm . . . Andererseits war es so selbstverständlich wie nur etwas. Wir hatten einen kleinen 'Volksempfänger' . . . und da wurden dann Decken drüber gehängt, und dann konnten da zwei hören, die gaben die Informationen weiter. Wir haben uns angestrengt, daß das nicht entdeckt wurde . . . Es ist bei uns viel politisch diskutiert worden, aber der Tenor . . . Ich erinnere mich an manche Gespräche besonders gut. Ich hatte einen Freund, der ist sehr bald nach seiner Einberufung gefallen, und der war also 'politisch' sehr — kam aus einem katholischen Haus und stand der politischen Seite dieses Unternehmens 'Krieg' sehr, sehr kritisch gegenüber. Aber es war auch bei uns in all unseren Gesprächen unbestritten: man kann, so lang der Krieg dauert, eigentlich nicht gegen die Partei oder diese politische Richtung angehen, weil damit gleichzeitig der Bestand des 'Vaterlandes' in Gefahr gerät. Das war die Grenze, darüber ist in unserm Kreis niemand hinausgegangen. Man darf also sich vornehmen: 'Wenn der Krieg vorbei ist, dann soll die Wehrmacht Ordnung machen.' Das war eine beliebte Idee, die die Leute hatten« (Tbd.Int. Nr. 14: Hi.Sch.; Jhg. 26; 3. Battr.).

Jugendliche im Kreuzfeuer von Ideologien – Nazi-Kriegs- und anglo-amerikanische Antikriegspropaganda

(Christoph Helmuth)

Der Aachener Raum nahm im Hinblick auf den Nationalsozialismus eine besondere Stellung ein. Die Ursachen für diese Ausnahmestellung lagen

- a) in der Mentalität der Bevölkerung,
- b) im großen Einfluß der Kirche auf weite Teile der Einwohner,
- c) in der Grenznähe Aachens.

Die Mentalität der Rhein-Maasländer zeichnet sich vor allem durch eine recht große Skepsis gegenüber übertriebenem Militarismus aus. Da der Nationalsozialismus sehr viel Wert auf den Militarismus legte, waren viele Aachener von vorneherein nicht von ihm angetan. Das zeigte sich sehr deutlich in den Wahlen: die Nazis bekamen im Bezirk Aachen in den Jahren 1933 und 1934 die wenigsten Stimmen im ganzen Reich. Im günstigsten Fall war die Bevölkerung bereit, sich mit der Partei zu arrangieren; die weltanschaulichen Ideen hat sie oft abgelehnt.

Ein weiterer Faktor für die besondere Stellung des Aachener Raumes war die Kirche. Der Katholizismus hat in Aachen eine bemerkenswerte Tradition. Man erinnere sich nur an die bis ins 14. Jh. zurückreichende Heiligtumsfahrt. Aachen war immer ein Zentrum des Volkskatholizismus. Zur Katholischen Kirche gehörten um 90% der Bevölkerung. Die Einstellung der Aachener wurde deshalb maßgeblich von der Kirche bestimmt, die die nationalsozialistische Ideologie grundsätzlich abgelehnt hatte bis zum Jahre 1933.

Aber auch die Grenznähe Aachens mäßigte das politische Klima. Die Bevölkerung war relativ immun gegen Rassenvorurteile der nationalsozialistischen Ideologie, denn durch den Umgang mit Menschen verschiedener Nationalität wußten die Aachener, daß der Wert eines Menschen nicht von seinem Paß abhängt. So ist erklärlich, daß die Einstellung vieler Luftwaffenhelpfer durch ein Elternhaus geprägt war, das Gläubigkeit, wohlverstandene Toleranz und Abneigung gegen den Militarismus pflegte und sich von einem beträchtlichen Teil des nationalsozialistischen Ideengutes distanzierte. Man sollte meinen, gerade diese jungen Leute seien für eine von den Alliierten ausgehende Gegenpropaganda besonders empfänglich gewesen.

Die Engländer und Amerikaner hatten zwei Möglichkeiten, in Deutschland Gegenpropaganda zu betreiben, mit der die LwH konfrontiert wurden:

- a) der Abwurf von Flugblättern und Heftchen,
- b) Verlautbarungen über den Rundfunk.

Englische Flugzeuge warfen über deutschen Städten Flugblätter in deutscher Sprache ab, die überschrieben waren mit 'Luftpost, von der Royal Air Force abgeworfen'. Der Inhalt bestand unter anderem aus Berichten über Niederlagen und Verluste speziell auf deutscher Seite; die seltenen Meldungen von Verlusten der Alliierten waren geschickt in einer Weise verfälscht, daß der Eindruck entstehen mußte, es handle sich ebenfalls um etwas Nachteiliges für Deutschland. Die Absicht war, mit Hilfe dieser Flugblätter die deutsche Bevölkerung zu demoralisieren, ihren Widerstandswillen zu untergraben.

Neben den Flugblättern wurden auch als Reclam-Heftchen getarnte Büchlein abgeworfen, die, von einem 'Dr. med. Wohltat' verfaßt, den Titel 'Krankheit rettet' trugen. Sie leiteten an, wie man bestimmte Krankheiten erregen kann, die für einen Arzt nicht als willkürlich hervorgerufen erkannt werden können. Die im Kriegsdienst Stehenden sollten sich mit Hilfe dieser Anleitung wehrunfähig machen, z. B. durch eine einige Wochen dauernde Lähmung des Beines oder Armes und durch den Ausfall ihrer Wehrkraft die Verteidigungs- und Angriffsfähigkeit des deutschen Heeres schwächen.

Die Engländer betrieben auch Propaganda über den Rundfunk. Auf bestimmten Wellenlängen und zu bestimmten Zeiten, die sie auf den Flugblättern mitteilten, brachten sie jeden Tag Kriegsnachrichten in deutscher Sprache, von denen gesagt werden muß, daß sie auch nicht immer der Wahrheit entsprachen. Sie sollten das gleiche erreichen wie die Flugblätter.

Es war nun im ganzen Reich strengstens verboten, Flugblätter der Alliierten zu lesen oder Sender des Feindes zu hören. Trotzdem setzten sich die LwH über dieses Verbot hinweg. Sie lasen die Flugblätter, die sie 'eifrig sammelten', und hörten mehr oder weniger regelmäßig, wenn sie Gelegenheit dazu hatten, die Soldatensender des britischen Rundfunks. Die LwH waren sich wohl auch nicht ganz über die Härte ihrer Bestrafung im klaren, die sie erwartet hätte, wenn es bekannt geworden

wäre, denn sie äußerten sich dazu völlig unterschiedlich. Die einen meinten, daß ihnen 'etwas recht Unangenehmes' widerfahren wäre; andere glaubten nicht, daß sie als Jugendliche eine große Strafe bekommen hätten. Für ihr Verhalten spielte es wohl auch eine Rolle, daß sich die Sechzehnjährigen gegen alles, was 'von oben' kam, sperrten. Interessant ist die Äußerung eines Interviewten: sie glaubten es sich erlauben zu können, britische Sender abzuhören, 'weil niemand bestreiten konnte, daß wir gute Deutsche waren' (Tbd.Int. Nr. 14).

Das Interesse der Jugendlichen galt weniger der Musik, die zwischen den Nachrichten gesendet wurde, als der Information. Einige behaupteten zwar das Gegenteil, doch wird das höchstens für den Anfang der Berichtszeit gelten oder noch ein Relikt der bis heute nachwirkenden, für den Fall, entdeckt zu werden, bereitgehaltenen Schutzbehauptung sein. Sie wollten wissen, wie die Kriegssituation aus der Sicht der Engländer aussah. Aber sie mußten feststellen, daß auch diese Nachrichten nicht immer den Tatsachen entsprachen, sondern zugunsten der Alliierten verfälscht waren. Der britische Rundfunk berichtete z. B. von 'eingenommenen' Städten, die auch für die LwH nachweislich nicht eingenommen waren. Ihre Reaktion war schließlich die, daß sie den englischen Nachrichten nicht mehr glaubten. Der Versuch der Engländer, durch die Nachrichten Propaganda zu betreiben, hatte also bei den LwH geringen Erfolg.

Im Gegensatz dazu haben die Flugblätter bei ihnen einen 'gewissen Eindruck' gemacht, der aber nicht nachhaltig wirkte. Sie erfuhren zwar durch die Information der Flugblätter, daß die Kriegslage für Deutschland schlechter stand, als sie annahmen, sahen jedoch auch diese Berichte für übertrieben an. Heftchen wie 'Krankheit rettet' wurden ebenfalls gelesen, doch ihr Inhalt wurde nie praktisch angewandt. Man 'pflegte zwar die Wunden so, daß sie nicht oder nur sehr langsam heilten', aber die LwH versuchten nie, durch Anwendung der hier empfohlenen Praktiken, für längere Zeit vom Dienst zurückgestellt zu werden. Die Alliierten wandten also zwei verschiedene Methoden an, in Deutschland Gegenpropaganda zu betreiben, Rundfunk und Flugblätter. Sie hatte bei den LwH nicht die gewünschte Wirkung. Die LwH wurden durch sie zwar zum Diskutieren über Politik angeregt und setzten sich mit ihr auseinander, ließen sich jedoch durch die Propaganda nicht beeinflussen; sie haben sie nicht ernst genommen und nicht an ihren Inhalt geglaubt. Wirksamer dagegen

blieben bei vielen die auf jahrelanger Vorarbeit beruhenden, an allzu Bekanntes anknüpfenden Wortregelungen des Propagandaministeriums.

Die Nazis waren äußerst erfindungsreich, wenn es darum ging, Propaganda zu betreiben. Propaganda hatte große Bedeutung bei jeder politischen Aktion, und die Nazis richteten sie immer auf die 'Masse' aus. Diese Massenpropaganda sollte verhindern, daß die Bevölkerung prüfte und kritisch überdachte, was ihr jeden Tag eingehämmert wurde. Sie zielte mit Schlagworten auf die Begeisterungsfähigkeit des Menschen, um ihn von der Richtigkeit der nationalsozialistischen Ideologie zu überzeugen. Mit ihrer Hilfe wollte die Partei die Masse beherrschen. Da die nationalsozialistische Ideologie von Anfang an ganz auf Krieg ausgerichtet war — Rache für den Versailler Vertrag —, waren schon in Friedenszeiten ihre Parolen eine Kriegspropaganda, obwohl nie direkt gesagt wurde, daß man Krieg führen wolle. Doch fehlte dem Volk die Möglichkeit, zwischen Wahrheit, Halbwahrheit und Lüge zu unterscheiden, so sehr auch der Volkswitz die Tatsache zur Kenntnis nahm, daß Herr Goebbels mit der Wahrheit auf Kriegsfuß stand.

Bei Jugendlichen, die allzu bereit sind, der Lebenserfahrung der älteren Generation nicht viel zuzutrauen, wurde allerdings häufig solchen Produkten des gesunden Menschenverstandes, wie sie der Volkswitz tradiert, wenig Beachtung geschenkt. Überdies waren die 1943 zu den Waffen gerufenen LwH vom 10.—14. Lebensjahr im Jungvolk. Sie wurden dort politisch indoktriniert und auf ihren Militäreinsatz hin erzogen. Mit dem 14. Lebensjahr kamen sie in die HJ, der Drill wurde verstärkt; sie mußten jetzt schon zu Gewehrappellen antreten (Int. Nr. 19). Den Jugendlichen wurde dabei nach und nach ein 'blinder Gehorsam' anerzogen, kriegerisches Heldentum als Ideal vorgestellt und der Glaube an Führer und Vaterland eingeimpft.

Obwohl fast alle LwH im Jungvolk und in der HJ gewesen waren, war die Reaktion auf die plötzliche Einberufung unterschiedlich. Die meisten waren begeistert. Diese Begeisterung entstammte nicht allein politischer Erziehung, sondern auch einer Abenteuerlust und der Freude, dem Schulalltag entrinnen zu können. Man wollte ferner die Stadt vor den Terrorangriffen schützen und hatte das Bewußtsein, gebraucht und anerkannt zu werden. Das Gefühl, als Mann zu gelten, war entscheidender Grund für diese anfängliche Begeisterung. Dagegen gab es aber auch solche, die nicht besonders angetan waren von ihrer Einbe-

rufung; das waren diejenigen, die nicht ungerne in die Schule gingen und deren Eltern das Nazi-Regime eher ablehnten. Wie weit sich die LwH auch noch während ihres Einsatzes von der Propaganda beeinflussen ließen, hing im wesentlichen von der Einstellung der Eltern ab.

Aber die Begeisterung derer, die am Anfang gerne unter die LwH gegangen waren, wich nach und nach einer distanzierteren Haltung gegenüber dem Militärdienst, die sich mit weiterem Kennenlernen des Dienstes bis zu trotziger Ablehnung steigerte. Diese Ablehnung äußerte sich so, daß man gegen alles Angeordnete Opposition betrieb, 'Opposition um jeden Preis', wie es ein Interviewter formulierte (Int. Nr. 4). Man wurde gegen jeden 'Dienst' viel skeptischer.

Im Gegensatz dazu steht die Äußerung eines ehemaligen LwH, daß die Skepsis, die er vom Elternhaus mitbekommen habe, in Anbetracht der großen Erfolge Hitlers während der ersten Kriegsjahre bei ihm verloren gegangen sei (Int. Nr. 41). Die unterschiedlichen Einstellungen kann man gut an der Reaktion der LwH auf das Attentat gegen Hitler am 20. 7. 1944 erkennen. Manche meinten, es handle sich dabei um eine 'Art Meuterei', andere waren begeistert und sagten, es sei die Möglichkeit zur Wende (Int. Nr. 31); einer der Befragten äußerte: 'Ich habe das Attentat noch als schlimm empfunden', mit dem Gedanken: 'Diese Verbrecher, die unseren Führer umbringen wollen' (Int. Nr. 19). Wenn man die verschiedenen Meinungen hinsichtlich des Einflusses der Propaganda auf die Haltung der LwH betrachtet, kann man feststellen, daß sich die LwH durch die Propaganda mit fortschreitender Wende des 'Kriegsglücks' so gut wie überhaupt nicht beeinflussen ließen, auch weil sie recht bald merkten, daß das von den Nazis Gesagte oft nicht wahr war. Das galt auch für den Wehrmachtsbericht, der für die Nazis zum geeigneten Propagandamittel wurde, indem er nämlich die Kriegslage für Deutschland günstiger schilderte, als sie wirklich war. Die LwH hier in Aachen konnten feststellen, daß manche Meldung nicht stimmte, denn als es im Wehrmachtsbericht hieß, die Amerikaner stünden noch vor Lüttich (Int. Nr. 8), waren sie bereits kurz vor Aachen. Der Effekt war, die LwH glaubten dem Wehrmachtsbericht überhaupt nichts mehr. Schon Goebbels' Propagandareden vom 'totalen Krieg' hatte auf manche keinen Einfluß mehr, da sie überzeugt waren, daß der Krieg verlorenging (Int. Nr. 35, 36). Einer äußerte, daß viele durch die jahrelange Propagandaberieselung, die seit der allgemeinen Forderung nach bedingungsloser Kapulation (Casablanca, Teheran) noch verstärkt wurde,

der Meinung gewesen seien, eine Kapitulation bedeute das absolute Ende der Deutschen (Int. Nr. 19), und gibt damit gewiß eine damals recht geläufige Meinung seiner Altersgenossen wieder. Aus manchen Antworten geht hervor, daß man durchaus glaubte, die LwH seien durch die Partei-propaganda sehr beeinflußt worden. Einer meinte, daß 'irgendwelche Ablehnung des Systems', gemeint ist eine offene Ablehnung, durch die Propaganda 'weitgehend unterdrückt' wurde und ein Jugendlicher eine Alternative zum Führerstaat damals gar nicht ernsthaft erwogen habe. 'Demokratie oder so etwas war für uns ja ein absolutes Schimpfwort' (Int. Nr. 39). Und ein anderer antwortete auf die Frage, ob die LwH durch Propaganda beeinflußt wurden: 'Na ja, das wurde man damals ja allenthalben; das Propagandaministerium war eines der am besten funktionierenden' (Int. Nr. 39). Viele ließen sich jedoch von Monat zu Monat immer weniger beeinflussen; als in einer Batterie einmal geworben wurde, man solle doch Mitglied der Partei werden, trat von den fünfzig LwH nur ein einziger in die Partei ein. Verblüfft stellte schon zu Beginn des Einsatzes ein Wachtmeister aus dem Inneren des Reiches fest, als er erfuhr, 'seine' Helfer hätten geschlossen am Sonntagmorgen die nahegelegene Kirche besucht: „Daß es das in Deutschland noch gibt, hätte ich nicht gedacht“ (Int. Nr. 31).

In der Schule legte sich um diese Zeit der Großteil der Lehrer große Zurückhaltung im nationalpolitischen Unterricht auf. Daher ging von ihnen im allgemeinen keine propagandistische Beeinflussung aus, obwohl der Lehrplan sie geradezu vorschrieb. Im Sinne einer Entschärfung des politischen Klimas wirkten in vielen Batterien evangelische Pastöre, die sich zwar den militärischen Notwendigkeiten beugen mußten, aber gegen die Indoktri-nation durch die nationalsozialistische Weltanschauung den ihnen unterstellten LwH Rückhalt boten, da sie manchmal selbst vor dem Zugriff der Gestapo in den militärischen Einheiten Zuflucht gefunden hatten (Int. Nr. 34).

Die LwH waren bereits in jungen Jahren heftiger Propaganda beider Seiten ausgesetzt, besonders den Bemühungen des Reichs-propagandaministeriums. Am wirksamsten war wohl der Appell an das Gefühl, die bedrohte Heimat zu schützen, und den hat der Bombenkrieg der Alliierten ungewollt unterstützt.

V. DIE AMIS KOMMEN

Trotzdem wurde, je näher die alliierte Offensive den Reichsgrenzen kam, Radio London zum bevorzugten Informator. Bald sollten die Soldatenschüler kennenlernen, wie vielseitig ihre 8,8 war. Da mußten schon Anfang September im indirekten Beschuß Panzersammlungen zwischen Raeren und Eynatten unter Feuer genommen werden. Artilleriefeuer ging auf die Stellungen im Hanbruch und Richterich.

»Als die Amerikaner sich näherten, da war ich enttäuscht, daß der Krieg und die sich nähernde Front nichts anders war als ein grandioses Durcheinander: Die Art und Weise, wie Unteroffiziere und Offiziere, die man zunächst noch für vernünftige Leute kannte, die, solange das im üblichen Schema blieb, ganz gut getracht sind, in dem Augenblick, als die Umstände außergewöhnlich wurden, doch ganz spektakulär zusammenklappten und versagten. 'Auf der Gruppe', am Lousberg, standen die Offiziere und übten Scheibenschießen mit ihren Pistolen, weil die bisher den ganzen Krieg über noch nie ihre Pistole benutzt hatten. Die glaubten, scheint's jetzt, wo die Front näher kam, sie müßten wenigstens wissen, wie man mit den Dingern umgeht. Ich weiß zwar nicht, wofür sie sie brauchen wollten, jedenfalls übten die da Pistolenschießen . . . Die aus Frankreich zogen dann hier vorbei mit Autos voll . . . Beute. Wir stellten fest, uns fehlt ein gewisser Schutz an leichter Flak gegen Tiefflieger. Da konnte man so zurückflutenden Einheiten aus Frankreich gegen Entsprechendes sogar 2-cm-Geschütze abhandeln. Gegen so und so viel Gesöff ist das eingetauscht worden« (Tbd.Int. Nr. 30: 3. Battr.).

In allen Batterien wurden Marketenderwaren ausgeteilt, und es kam zu eigentümlichen Begegnungen mit volltrunkenen Wachtmeistern und Offizieren.

»Unseren Oberleutnant sahen wir da eines Tages besoffen auf einem Besen durch die Baracke reiten, wie er Tintenfässer gegen die Wände warf« (MdL Int. Nr. 76: 5./6. Battr.).

Nicht ungefährlich waren dann die 'Spielchen', die die LwH in eigener Regie durchführten, als die militärischen Vorgesetzten hier mehr, dort weniger ihre 'Aufsichtspflicht' vernachlässigten. In der 5. Battr. wird mit Phosphorbrandbomben experimentiert, und es war ein Glück, daß keiner zu Schaden kam (Tbd.Int. Nr. 23). In einer anderen Batterie gibt es einen schweren Unfall mit einer Panzerfaust, der nach der einen Version tödlich ausgegangen sein muß. Herumstrolchende Mittelschüler vom Zug in der

Casinostraße machen ein stehengebliebenes Fahrzeug wieder fahrtüchtig und gondeln tagelang in der Stadt herum, werden schließlich nur deshalb 'gefackelt', weil sie ein Fahrzeug der Lütticher Feldgendarmerie mit grünem Punkt erwischt hatten (Tbd.Int. Nr. 8). Die gleichen Soldatenschüler hatten sich mit Pistolen ausgerüstet und Schießübungen veranstaltet, bei denen einer in den Fuß getroffen wurde (Tbd.Int. Nr. 8). Nicht gerade den besten Anschauungsunterricht lieferten die zurückflutenden Truppen aus Frankreich. Ihren mehr als 24 Stunden vermißten Staffelführer stöberten Jungen der 3. Batterie in einem der Munitionsbunker auf, wo er seinen Rausch ausschlafen wollte (Tbd.Int. Nr. 10). Doch hatte man dieser Batterie in Richterich einen besonderen Streich gespielt:

» . . . Ehe die Amis kamen, wurden unsere Lafettengeschütze gegen Sockelgeschütze ausgetauscht und die wurden fest montiert auf Bohlensockeln. Man konnte die nicht mehr wegbewegen. Und das war gerade so sinnig! Kurz bevor die Amerikaner kamen, wo wir hätten beweglich sein sollen, hingen wir fest. Es ist dann so gewesen: Der Batteriechef ist dann verurteilt worden, weil er sich nicht bis zur letzten Patrone verteidigt hat, oben in der Batterie, sondern er hat kurz vorher die Geschütze gesprengt und hat dann mit der Batterie den Rückzug angetreten. Deshalb ist er dann verurteilt worden« (Tbd.Int. Nr. 50, Nr. 10, Nr. 11 u.a.m.).

Vorher war die letzte Munition verschossen worden, wie es hieß: auf Panzeransammlungen bei Hergenrath . . . , nach Planquadrat im indirekten Beschuß (Tbd.Iht. Nr. 26). Im Mannschaftszug sollte das wertvolle Meßgerät in Sicherheit gebracht werden, aber der Lkw, der es abtransportieren sollte, hatte nur Vorrichtungen, um den Scheinwerfer abzuschleppen. Die Luftwaffenhelpfer wurden der Flakgruppe Dorsten zugeteilt und im Lkw über die B 1 über den Rhein geschafft. Die Sprengung der Geschütze erfolgte nach dem Abzug der Helfer durch die Stammmannschaften, die vorher noch versucht hatten, sich abzusetzen, aber vom Batterieführer mit vorgehaltener Pistole zum Bleiben veranlaßt wurden. Von hier wie von der Batterie Beverau lautet die Version, die man gehört haben will: 'Die Russen wurden erschossen, die Geschütze gesprengt!' Jedenfalls gab es aufregende Tage, als sich die Amerikaner näherten, auch in der Beverau:

»Eines Abends ging die Glocke: 'Fremde Offiziere in der Batterie!' Da stand in der Kantine ein Ritterkreuzträger. Der Spieß, den wir so haßten,

war besoffen. Da sagte der: „Ich muß Sie über den wahren Sachverhalt aufklären. Der Feind hat heute morgen Lüttich genommen und rückt auf Aachen vor.“ Das haben wir noch so hingenommen. Dann kam die Frage von unserem Geschützführer: „Wie sollen wir gegen die angehen? Wir haben keinen einzigen Schuß Panzermunition in der Batterie!“ Darauf kam es zu einer Diskussion: ’Wir werden verheizt!‘ Dann hieß es: ’Diese Nacht kommen noch Zugmaschinen mit Panzermunition an, und alles muß abladen.’ Dann hatten wir unseren Heidenspaß, daß unser Spieß ’zur Sau gemacht wurde’, weil er besoffen war und weil es ein Angsthase war. Am Tag darauf mußten die Russen die Wälle abreißen, um die Geschütze auf direkten Beschuß einzurichten, und wir mußten uns Schützenlöcher graben, weil jetzt jeden Tag die Aufklärer kamen und Jabos uns angriffen« (Tbd.-Int. Nr. 25: OSch. Malmedy; Jhg. 28).

Mit Entsetzen sah die leichte Flak der Batterie, wie Jabos einen Zug mit Flüchtlingen aus der Eifel am Bahndamm Rothe Erde angriffen und unter den Zivilisten ein Blutbad anrichteten, während man selbst ’Feuerverbot’ hatte.

»Dann wurden die Geschütze gesprengt vom Batteriechef. Es hieß: ’Schlagbolzen rausnehmen, die werden in die Latrine geschmissen!‘ In die Geschützrohre ließ man Eierhandgranaten kollern — so wurden die gesprengt. Und dann wurden wir aufgeteilt . . . Die LwH kamen zum Luftgau VI, so hieß es. Wir mußten unsere sieben Sachen in Decken packen und damit zu Fuß zum Hauptbahnhof marschieren» (s. o.).

Die Sprengung muß aber wenig sachgerecht durchgeführt worden sein. Vom Keller eines Hauses (in der Helfferichstraße) beobachtete ein junger Mann aus der Gruppe um den Kaplan Bauermann, der beschlossen hatte, vom Urlaub nicht mehr zu seiner Truppe zurückzukehren, wie Offiziere der SS und der Polizei am nächsten Tag erneut Sprengladungen zündeten. Erfreut aber war die Gruppe über die reichlichen Vorräte an Knäckebrot, die sie aus dem nur halb zerstörten Kantinebau sicherstellen konnte. ’Wir haben davon gelebt, bis endlich nach mehr als 14 Tagen die Amerikaner uns in unseren Schlupfwinkeln von der Angst vor dem Entdecktwerden durch deutsche Einsatzkommandos befreiten’ (MdL Int. Nr. 51). Über die letzten Tage der 5. Batterie (am Tivoli-Turnierplatz) heißt es:

»Der Schluß war dann für mich hier; ich hatte 50 LwH in meiner Batterie. Wir lagen am Tivoli, und der Feind rückte langsam auf Aachen. Wir mußten mit einer Umzingelung rechnen und haben jeden Tag gewartet

auf das Erscheinen der Amerikaner, hatten auch schon ein Abwehrgeschütz zum Einsatz gegen Panzer auf die Straße gebracht. Und dann wurde mir die Sache für die LwH —, das waren z.T. Jüngelchen von 15/16 Jahren — direkt quälend. Ich hab' dann auf eigene Verantwortung, ohne einen Befehl, hab' ich die 50 Jungen entlassen und hab' gesagt: „Geht schön nach Haus!“ Was sollten wir hier unnütz die Jungen opfern! Und wir haben dann gesehen, daß wir uns langsam aus der Bedrohung hier zurückzogen in Richtung Köln. Das war so hier der Schluß« (Major d. Lw.; BL 5. Battr.; Jhg. 1902; Tbd. Int. Nr. 18).

Die Batterie im Hanbruch hatte noch Lafettengeschütze, die man mit Zugmaschinen aus dem Aachener Talkessel herausbrachte. Auch hier waren die letzten Tage voller Dramatik: [

»Von den in wilder Auflösung zurückflutenden deutschen Truppen hatten wir einige 2-cm-Flak abgefangen. Wir, die in Jülich daran ausgebildet worden waren, bekamen die Kanonen überlassen. Wir gruben dafür unsere Löcher aus und ringsum einen Geschützwall. . . Da kam über die Höhe von Vaals her eine Lightning und es hieß: 'Achtung, Jabos!!!' Wir nun haben, ohne den Schießbefehl abzuwarten, die Leightning unter Feuer genommen . . . Als wir so drei, vier Magazine herausgefeuert hatten, kam ein Leutnant angeschossen mit wütendem Gebrüll und hat der Schießerei ein Ende gemacht. Wir haben erst nachher begriffen, warum der Mann so wütend war. Was wir noch nicht wußten, war, daß die Amerikaner mittlerweile einen Beobachter so weit vorgeschoben hatten, daß er die Stadt Aachen übersehen konnte. Damit war der Standort unserer Batterie festgestellt. Wir hatten uns also verraten . . . Die Quittung bekamen wir prompt später mit Artilleriefeuer: Wir saßen in unserer Stube, vertilgten gerade unsere Butterbrote, da setzte das Artilleriefeuer ein. Wir hörten zum ersten Mal Granaten heransirren und wußten zunächst gar nicht: 'Wo kommt das her!' Nach kurzer Zeit aber waren wir schon in der Lage zu beurteilen: 'Die tun uns nicht weh, die gehen so hundert, zweihundert Meter hinter uns in den Hang!' Dann aber sind wir hinein in die ausgegrabenen Löcher — und da saß auch schon unser 'Wachtmeister' und schwitzte Blut. Unser 'tapferer Wachtmeister' hatte plötzlich die meiste Angst, während wir noch durch die Gegend liefen . . . Man schien sich auf uns einzuschießen, dann aber kam die Dämmerung, und es wurde ruhig . . . In der Nacht kam dann der Befehl: 'Alle LwH sind sofort nach hinten zu verlegen, sie werden abgezogen aus Aachen!' Ich spielte damals mit dem Gedanken, nach Hause abzuhauen. Einige von uns, aus Eupen, setzten sich

auch ab, verschwanden bei Nacht und Nebel, nahmen mir damit die Möglichkeit, mich am nächsten Tag auch zu verkrümeln. Jetzt war man aufmerksam; ich hatte den günstigen Termin um einen Tag verpaßt, sonst wär' ich auch weggewesen« (Tbd.Int. Nr. 9: NSch. Monschau; Jhg. 28).

Von Panzern, die im Gesichtskreis der Batterie auftauchten, ist weiter die Rede, von unvorsichtigen fremden Offizieren, die großspurig an Kartentischen hantieren und feindliches Feuer auf die Stellung ziehen, als gerade die Luftwaffenhelperschaft Jagd auf Kaninchen macht, die von der evakuierten Bevölkerung freigelassen worden waren. Jedenfalls vollzog sich auch hier ein überstürzter Exodus. Zurück blieben die Stammenschaften und die aus Frankreich zurückgekommene Einheit.

Der neue Batteriechef, ein von der Front in Frankreich kommender erfahrener Einheitsführer, hatte die kürzlich erst eingegliederten Lehrlinge und Schüler Aachener Fachoberschulen bereits am 9. September in Marsch gesetzt. Einige allerdings (MdL Int. Nr. 83; Lehrling bei Garbe Lahmeyer; Jhg. 28 und MdL Int. Nr. 85; Absolvent der höh. Handelsschule; Jhg. 28) hatten sich beim Abmarsch in 'Räuberzivil' nach Hause abgesetzt, um den Eltern bei der Evakuierung zu helfen; sie ließen sich beim neuen Haufen nicht erst sehen, sondern warteten in der Evakuierung ihre Gestellungsbefehle ab. Die neue Mannschaft registrierte durchaus den neuen Stil und erwähnt lobend, daß mit dem Eintreffen des neuen Batteriechefs das Klima sich erheblich gebessert hätte. Sie bemerkten mit Genugtuung, daß dem Uffz. Schleifer, der auch an ihnen seine Erziehungsmethoden zu praktizieren gedachte, von einem Wachtmeister Bescheid gesagt wurde, und daraufhin grundsätzlich auf Anordnung des Frontoffiziers der 'Kommißbetrieb' abgeschafft, der 'Betreuungsunteroffizier' abgesetzt wurde. Vernünftige Vorkehrungen zum 'Empfang' der anrückenden Amerikaner wurden getroffen: die Wälle geebnet, Einmannlöcher gegraben, ein VB auf den Pelzerturm geschickt und die Batterie mit einem Objektschutz leichter Flak ausgestattet, den der Batteriechef selber zusammen mit 'Kettenhunden' aus der zurückflutenden Frankreich-Armee requirierte. Am 9. September, so erinnert sich einer der neuen Flakkanoniere, habe er selbst erlebt, wie plötzlich die leichte Flak (s. o.) eine Lightning beschoß. Am nächsten Tag rückten die 'Neuen', die 'Lehrlinge', noch in aller Ordnung ab zum Westbahnhof. Doch da habe es während ihres Marsches zum Westbahnhof den 'Rabbatz' in der Batterie gegeben, und sie selbst mußten auf dem Weg zweimal Deckung suchen vor den Feuerüberfällen der anrückenden Amerikaner (MdL Int. Nr. 86: Absol-

vent der Handelsschule; Jhg. 28). Der Weg ins Reich, den diese Gruppe im September antrat, hatte noch viele Stationen. Zunächst ging's in eine 12,8-Batterie der Flakgruppe Dorsten, die zum Schutz der Gelsenberg- und Scholzen-Werke bereitstand. Der neue Batterieführer, Hauptmann Eskau, empfing die Aachener mit Wohlwollen, hatte er doch selbst in Aachen zeitweilig Eisenbahnflak kommandiert. Seinem 'Stamm' empfahl er die Jungen, sorgte reichlich für ihre Verpflegung und daß die 'Kerle' ihre Milch-suppe und andere ihnen zustehenden 'Extras' bekamen. Doch war dort der Einsatz äußerst hart, in zwei Monaten zählte man innerhalb des Batteriekreises mehr als 300 schwere Bombeneinschläge, so daß die LwH aufatmeten, als sie Ende Dezember über Hamburg, Buxtehude und Büsum bei Rastatt in Baden zum Schutz des Bahnhofs Appenweier 'eingesetzt' wurden — unter der Obhut älterer Unteroffiziere in angenehmen Privatquartieren. Hier ereilte sie der Bescheid, sich im März zu vormilitärischer Ausbildung beim RAD einzufinden (Mdl. Int. Nr. 86). Als am nächsten Tag die anderen LwH abzogen, die noch einen Teil der Geschütze mit Zugmaschinen auf die Fahrt mitnahmen, gab es auf der B 1 in der Dunkelheit noch einen Unfall, bei dem einem Batterieangehörigen die Beine abgequetscht wurden. Von den Eupener Jungen war nur noch einer bei dieser Resttruppe, die zunächst in Köln in Stellung ging. Er berichtet über die letzten Monate seiner Tätigkeit als 'Wehrmachtsgefolge', wie die LwH kriegsrechtlich immer noch hießen:

»Als wir von Aachen nach Deutschland (sic!) kamen, da ging es erst richtig los, verluden sie uns auf Lkw's. Ich war mit dabei, da ich gerade beim vorgeschobenen Beobachter gewesen war, als meine Eupener Mitschüler abgehauen waren . . . Die machten schon ganz schön Zirkus von wegen 'Fahnenflucht', 'Desertion' und so, aber ich war ja nun dageblieben . . . So ging es nach Köln. In Köln hieß es eines Tages: 'Es geht nach Hamburg!' Wir standen also auf dem Bahnsteig, und da sah ich gegenüber einen Zug mit dem Richtungsweiser Frankfurt. Da fiel mir meine Tante in Frankfurt ein; nach Hause konnte ich ja nun nicht mehr. Ich machte mich davon und stieg in den Zug nach Frankfurt, kam zu den Verwandten und verhielt mich dort so 14 Tage ganz ruhig. Dann aber wurde mir das doch zu brenzlig, und ich meldete mich als Versprengter. Man steckte mich in eine Flakbatterie bei Mainz. Mit denen bin ich dann noch vor den Engländern bis an die tschechische Grenze geflüchtet. Eines Tages schlief ich bei einer Marschpause auf der Treppe vor einem Bauernhof ein. Am anderen Morgen wurde ich verduzt in einem Bett wach. Die Bauersfrau kam dann

ins Zimmer, gab mir meine Papiere und sagte, ich solle mich ruhig verhalten, meine Uniform hätte sie schon verbrannt. Dann gab sie mir Sachen von ihrem Sohn zum Anziehen. Und ich sehe noch an einem der nächsten Tage meine Kameraden von der Flak auf Lkw's abfahren in die Gefangenschaft. Nach 14 Tagen bekam ich dann als Angehöriger des Jahrgangs 28 eine Art Entlassungspapier und Aufenthaltsgenehmigung. Eine Zeitlang blieb ich dann noch auf dem Hof und arbeitete auf dem Feld. Zum Dank schenkte mir die Bäuerin ein Fahrrad, und damit bin ich dann quer durch Deutschland nach Hause gefahren« (MdL Int. Nr. 29: OSch. Eupen; Jhg. 28).

Immer wieder berichten die kaum 15 oder 16 Jahre alten Soldatenschüler des Jahrgangs 28 von den schweren Einsätzen gegen die amerikanischen oder russischen Panzerkeile während der letzten Kriegsmonate. Eindrucksvolle Berichte aus allen Teilen des immer enger zusammenschrumpfenden 'Großdeutschen Reiches' enthält z. B. die Serie von G. Stiller (in der BamS: Folge 5 und 6). Die ersten aber, die solchen Einsatz erlebten, dürften nicht die bei Arnheim eingesetzten Angehörigen der Neusser Batterien sein, sondern die Jungen von der 5. bzw. 6. Batterie, die auf dem Aachener Golfplatz gestanden hat. An der Straße Kornelimünster-Walheim waren sie um den 10. September in Stellung gegangen; Schußfeld Walheim. Aber da kamen von Schleckheim her am 14. September schwere Shermans angerasselt und schossen ihre Stellung zusammen (vgl. MdL Int. Nr. 15). Unter den Bedienungsmannschaften gab es Verluste: Volltreffer in ein Zelt. Leutnant Immich, ein Philologiestudent, war umsichtig genug gewesen, der leichten Flak das Feuern auf die beständig aufkreuzenden Jabos zu verbieten. Er behielt auch jetzt ruhig Blut und befahl: 'Absetzen in den Raum Kohlscheid-Alsdorf.' Schwerverwundet geriet ein LwH in amerikanische Gefangenschaft, wo man ihm im Feldlazarett einen Fuß amputieren mußte. Er wurde noch über See als Kriegsgefangener nach USA gebracht und dürfte wahrscheinlich der 1. gefangene LwH gewesen sein. Batterieführer Immich, so wollen es seine Helfer wissen, ist selbst bei diesem Einsatz gefallen. Seine Helfer sind zum Teil von Kornelimünster aus zu ihren Eltern zurückgekehrt und haben sich in Aachens Vororten überrollen lassen. Andere stießen nach Tagen des Umherirrens zu ihren Einheiten (MdL Ints. Nr. 15, 68, 73, 76). Einer stiehlt sich von dort, als er hört, daß seine Freunde sich abgesetzt haben, im Alleingang bei Verlautenheide durch die HKL. Beim Bauernhof 'von der Bank' erwischen ihn amerikanische Vorposten, er wird als Spion

verdächtigt, wird mehrmals verhört und dann ins Internierungslager Henri Chapelle gebracht. Um Weihnachten herum entlassen sie ihn zu seiner Mutter nach Eilendorf (MdL Int. Nr. 12: G.L.Sch.; Jhg. 27; 6. Battr.). Von den Lehrlingen setzten sich gleich zu Beginn mehrere ab; aus Köln machten sich drei Mann aus dem Staub (MdL Int. Nr. 81; vgl. W. Trees: 'Die Amis sind da', AVZ, Folge 89 vom 23. 1. 75). Gezündet hatte das Beispiel der Eupener Jungen; sie hatten sich bereits nach dem indirekten Beschuß auf Hergenrath aus der 2. Battr. abgesetzt, waren in der Nacht durch den Aachener Wald nach Raeren marschiert, hatten bei Bekannten übernachtet und waren am Morgen des 12. September schon 'befreit' (MdL Ints. Nr. 28, 29: OSch. Eupen; Jhg. 28).

»In der Nacht, als wir nach Duisburg verfrachtet wurden, da sind einige dieser Jungen aus Eupen-Malmedy geflohen. Wir sind dann in Duisburg in einer Kantine untergebracht worden, vor der Wachen aufgestellt waren, um zu verhindern, daß wir, die wir aus Aachen kamen und deshalb suspekt waren, daß wir auch flohen. Zweien ist es dann trotzdem gelungen, nach Aachen abzuhauen. Dann aber hatten wir uns in Duisburg an die Geschichte gewöhnt, so daß dann keiner mehr Fluchtgedanken hatte« (Tbd.Int. Nr. 9: OSch. Monschau; Jhg. 28).

Weniger Glück hatten drei aus Malmedy, die sich von der 4. Battr. aus nach Burtscheid in die Wohnung eines Stubengefährten verkrochen hatten. Sie hatten ihre Siebensachen auf die Straße rollen lassen, und während sie Zahnbürste, Schulzeug, Wäsche und Hefte zusammenklaubten, war die Kolonne um die nächste Ecke verschwunden. 'Der Vater von Erich wollte aber, daß wir mitgingen nach Duisburg; das wäre zu gefährlich. Wir nahmen also den nächsten Zug nach Mönchen-Gladbach' (Tbd.Int. Nr. 49: OSdi. Malmedy; Jhg. 28). Eine Streife erwischte die Ausreißer, und im Düsseldorfer Bahnhof setzte man die Jungen fest, bis der Gendarm, ein Mann aus Welkenraedt, dem einen 'Urlaub auf Ehrenwort' gab, um einen Verwandten zu holen, der Kriminalbeamter war, sich für die lautere Absicht der Ausreißer verbürgte und sie zu ihrer Einheit am Duisburger Rheinhafen befördern ließ (Tbd.Int. Nr. 25). Aber der Fall Aachens blieb für viele das einschneidende Erlebnis.

»Vorher haben wir auf Posten schon mal das Rundfunkgerät eingeschaltet, zuerst nicht wegen der Nachrichten (der engl. 'Soldatensender'), sondern weil es uns um die flotte Musik ging. Als wir die technische Überlegenheit der anderen zu spüren bekamen, wurde versteckt

diskutiert, da wendete sich das Blatt. Da waren dann die ersten Diskussionen, denn es waren auch Fanatiker unter uns. Und das setzte sich immer stärker fort nach der Invasion und als die Verbände von der Westfront zurückfluteten . . . Eines Tages fing man noch an, uns für den Bodeneinsatz auszubilden. Da hatte man sich folgendes ausgedacht . . . und das Rohr wurde ausgebaut und dazu hatte man nun Holzgestelle konstruiert, Und dann hieß es, wenn die Amis näher kämen, dann sollten wir Stellung beziehen an der Eupener Str., um die Eupener Str. mit unseren zwei Dingern da zu sperren, obwohl wir selbst ja nun wußten: Wir mit unseren Dingern . . . das war ja an den Panzern abgeklatscht wie Erbsen . . . Offene Diskussionen, die sind dann aufgetreten, wie wir nach dem 12. September Aachen verlassen-hatten und in Köln gelegen haben, einige Zeit ohne Verwendung und ohne besondere Aufsicht, daß man sich da sagte: 'Jetzt ist unsere Vaterstadt verloren, was soll da noch alles?' Da gab es dann zwei scharf getrennte Lager: das eine, das an Führer und Sieg glaubte, und das andere, das glaubte: 'Die Sache ist gelaufen; wir müssen jetzt sehen, daß wir gut durch den Schlamassel durchkommen.' Ich hab' sehr früh den Glauben verloren: 'Wenn hier 2000 Maschinen ungehindert über die Stadt fliegen und wir sind nicht imstande, da mindestens 20% herunterzuholen, dann stimmt etwas nicht!' « (Tbd.Int.Nr. 8: Mittelschüler; Jhg. 27).

VI. DIE ODYSSEE DES JAHRGANGS 28 DUELLE MIT PANZERN UND JABOS

Aachener Schülersoldaten wurden nun zum Schutz des Ruhrgebietes eingesetzt, sofern sie nicht wie der Jahrgang 1927 ihren Gestellungsbefehl oder die Einberufung zum RAD ausgehändigt bekamen. Die einen waren in Marl eingesetzt, andere gehörten zur Flakgruppe Dorsten oder lagen bei Recklinghausen. Hier erlebte man 'grausame' Bombenteppiche, mußte Scheinstellungen bauen und zitterte demgemäß noch mehr als früher, weil man, wie z. B. die Reste der 3. Batterie, nicht mehr am Geschütz stand, sondern in der Nähe der Tarnstellungen, auf die ja der Bombenhagel gelenkt werden sollte. Allgemein galten die LwH vom linken Rhein als unzuverlässig, bis auf weiteres. Als in Dortmund einige Schülersoldaten sich nach Hause absetzten, erhielten die 'unsicheren Kantonisten' Ausgehverbot. Und schließlich gab es eine merkwürdige Szene:

»Wir mußten antreten. Trommeln wirbelten, dann wurde verkündet: Die LwH NN sind gefaßt und als Deserteure erschossen worden. Ich wußte

von ihrem Plan, als wir nämlich verlegt wurden, fuhren die drei mit der Straßenbahn nach Hagen, und um ihr Wegbleiben zu verschleiern, war ich mit der ganzen Gruppe erst zwei Stunden später um $\frac{1}{2}9$ in der neuen Unterkunft. Aber gefaßt haben konnte man die gar nicht. Man wollte nur feststellen, ob wir etwa bleich würden und dadurch unsere Mitwisserschaft verrieten. Wochen später war eine Kriegsgerichtsverhandlung angesetzt; ich sollte auch mit. Aber da kam gerade Alarm, und weil man mich am Gerät brauchte, schickten sie einen anderen mit, der, weil er ja nichts wußte, sich nicht verraten konnte. Wer weiß, ob man mich nicht hereingelegt hätte« (Mdl. Int. Nr. 53: KWO; Jhg. 28).

So lautet der Bericht eines Schülers von der KWO. Er schildert als weitere Folge die Verlegung der Aachener in eine Batterie bei Zeitz in Sachsen.

»Wir blieben zusammen, und unsere neue Batterie bestand zur Hauptsache aus LwH, die aus Chemnitz kamen. Mit ihnen hielten wir gute Kameradschaft, eine bessere oft als zu einzelnen aus der Aachener Heimat. Mich bedrohte z. B. einmal einer von denen mit dem Messer, weil ich gewagt hatte, am Endsieg zu zweifeln. In Sachsen erlebten wir auch Juden, die mit dem gelben Stern auf der Brust unsere Stellungen ausbauen mußten. Ausgemergelte Gestalten, die von den alten Landsern fürchterlich schikaniert wurden. Bei denen wirkte sich der offiziell geschürte Haß noch immer aus, und von ihnen hatten wir noch eine ganze Reihe, weil die körperlich anstrengende Tätigkeit des K 3 von uns nicht geleistet werden konnte. Von Sachsen wurden wir wieder nach Koblenz verlegt im Januar 45. Hier ist der Hans bei einem Bombenteppich auf die Batterie umgekommen. Wir haben ihn auf dem Rübenacher Friedhof beerdigt. Im Zusammenhang mit der Ardennenoffensive erlebten wir auf den Eifelhöhen noch schwere Angriffe und konnten an einem Tage sogar 10 oder 12 Abschüsse buchen. Beim Heranrücken der Amerikaner wurde versucht, die Geschütze auf die rechte Rheinseite zu bringen, obwohl wir keine Zugmaschinen hatten. Zu 200 Mann hingen wir uns an die Drahtseile, aber die Geschütze blieben im Morast stecken. Als dann die Panzer vor der Stellung erschienen, haben sie immer auf dieses Geschütz gefeuert, das außerhalb der Deckungen stand. Die anderen Geschütze konnten daher aus ihrer Tarnung heraus noch ca. 8 bis 10 Panzer abschießen. Das war ein harter Tag, und als abends Gefechtspause eintrat, bin ich in meinem Einmanndeckungslöch eingeschlafen. Als ich in der Nacht wach wurde, sah ich nur noch unseren Geschützführer, der sich an den Kanonen zu schaffen

machte, um sie zur Sprengung vorzubereiten. Ich habe ihm noch in aller Eile dabei geholfen; dann sind wir hinunter, über die Mosel, an die Rheinbrücke. Das Sprengkommando fragte uns noch: „Seid ihr die Letzten?“ Wir bestätigten das, darauf sagen die: „Geht man schön in Deckung und schaut euch das an! So was gibt's nicht alle Tage!“ Wir tun das auch, und dann sind wir zur Batterie in Vallendar« (Mdl. Int. Nr. 53: KWO; Jhg. 28).

Über Dortmund nach Zeitz kamen auf ihrer Irrfahrt auch die Helfer aus Jülich, die ihre ersten Einsätze beim Schutz der Urfttalsperre erlebt hatten:

»Als die Amerikaner die deutsche Westgrenze erreichten, kamen wir zum Flugplatz Dortmund-Süd, wo Nachtjäger lagen . . . Die Geschütze konnten wir nur über einen Knüppeldamm erreichen; das Essen war schlecht und wurde von weither geholt. Wir waren vier Bedienungen für drei Geschütze, so daß immer eine Gruppe in einem Behelfsheim in der Nähe schlafen konnte. Unser Zugführer war ein Nazileutnant: die Bitte, sonntags zur Messe gehen zu können, wurde regelmäßig abgeschlagen. Dafür mußten wir uns Goebbels-Reden anhören. Aber im Bunker hörten wir regelmäßig den 'Feindsender'. Aldenhoven bei Jülich war schon eingenommen, da dachten wir, es ist Zeit, daß wir abhauen. In der folgenden Nacht gingen wir anstatt ins Behelfsheim zu Fuß nach Unna und schlügen uns nach Much durch, wo der Onkel eines Kameraden einen Hof hatte. Da gab es aber polnische Landarbeiter, und eines Tages sagte einer zu mir: 'Du — Deserteur!' Unsere Eltern kamen, brachten uns Kleider mit und holten uns nach Hause. Etwa 14 Tage später stand Feldgendarmerie in der Wohnstube; mein Freund saß schon draußen im Wagen; man brachte uns zuerst nach Jülich in die Zitadelle. Die Feldgendarmen waren aber gut zu uns, wir waren ja erst 16 Jahre alt. Dann wurden wir nach Dortmund in Marsch gesetzt. Es hieß, wir kämen vor ein Kriegsgericht. Wir hatten deshalb vereinbart, daß wir aussagen würden, der Unteroffizier und der Leutnant in Dortmund hätten uns Rechte entzogen, wie den Besuch der Messe, und unsere Rationen gekürzt. Der Kriegsgerichtsrat, der uns vernahm, war ein sehr vernünftiger Mann. Wir hatten den Eindruck, daß er aus dem Aachener Raum kam. Er versuchte gar nicht, uns in Widersprüche zu verwickeln. Etwa 14 Tage später war ein Impftermin, zu dem die Batterie geschlossen antreten mußte. Uns Ausreißen wurde befohlen, feldmarschmäßig anzutreten, mit Stahlhelm und Gasmaske. Wir wußten, was dies hieß. Dann mußten wir vortreten; das Urteil wurde verlesen: Wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe zehn Tage Kasernenarrest. Mein Freund und ich wurden zusammen eingeschlossen. In diese Zeit fielen

Angriffe auf den Flugplatz. Ich weiß noch, daß wir zwei furchtbare Angst hatten. Wir sahen die Bomben fallen, konnten aber nichts tun und waren schutzlos ausgeliefert. Wir kamen wieder in die Batterie, und man gab uns Urlaub, um den Eltern bei der Evakuierung zu helfen. Wir begleiteten sie zur Niederlausitz. Kurz nachdem wir nach Dortmund zurückgekehrt waren, wurden wir LwH nach Zeitz verlegt« (MdL Int. Nr. 93: OSch. Jülich).

Im September, als sich die alliierten Panzerarmeen dem Reichsgebiet näherten, wurde es auch Ernst für die Jungen der leichten Flakbatterien in Eschweiler, Alsdorf und Jülich. Aus Eschweiler berichtet man:

»Jetzt ging ein Teil, vor allem die jüngeren Luftwaffenhelfer, an die holländische Grenze. Sie mußten dort den Schutz der Zivilisten übernehmen, die Panzergräben ausheben und Stellungen bauen. Dabei waren sie heftigen Jabo-Angriffen ausgesetzt. Unser Batterieführer, ein Thüringer, ein 'junger zynischer Hund' (vgl. das Urteil von Dr. Klostermann S. 168), der sich bisher an der Front vorbeigedrückt hatte, wollte sich nun 'bewähren'. Er zog also von dort aus in eine Stellung an der Front, um die ganze Gruppe einzusetzen. Dabei erlebte er einen mächtigen 'Trouble' mit einem hohen Wehrmachtsoffizier. Der machte ihn fertig, wie er sich unterstehen könne, mit diesen Kindern in die Kampflinie zu ziehen. Der Wehrmachtsoffizier hat dann für die Rückkehr der LwH nach Eschweiler gesorgt. Geblieben sind die Soldaten und die Unteroffiziere, die kurz darauf schwere Ausfälle gehabt haben« (MdL Int. Nr. 78: OSch. Eschweiler; Jhg. 28).

»Vom Schanzen bei Randerath ging es nach Hannover, Braunschweig, Salzgitter, als z. B. die Batterie in Hamm, der viele zugewiesen worden waren, total vernichtet war. So wurden die Stolberger und Eschweiler Schülersoldaten versprengt und verloren einander aus den Augen. Einige verschlug es an die Oderfront, wo drei Stolberger Jungen gefallen sein sollen« (MdL Int. Nr. 11: OSch. Stolberg; Jhg. 28).

Im Linksrheinischen hielten sich bis zum Fall der Remagener Brücke die Jungen aus Jülich auf. Sie erlebten im Oktober im Zusammenhang mit der Schlacht im Hürtgenwald, bevor die alte Kreisstadt Jülich zu 90 % zerstört werden sollte, ihre „Feuertaufe.“

»Am Morgen waren im Ausbesserungswerk Waggon verladen worden, und dabei griffen Lightnings und Thunderbolds an, und da haben wir geschossen, drei Stück abgeschossen. Dann hatten wir den ganzen Tag über diesen 'Sturen' da (Aufklärer), und der hat uns fotografiert. Und gegen

Nachmittag, gegen 4—5 Uhr, kamen die Bomber in einer Höhe, daß wir gar nicht hätten schießen können. Die ersten Bomben lagen genau in der Batterie — alle Geschütze unbrauchbar, verbogen, verdreckt . . . Die zweite Welle warf ihre Bomben ins Werk« (LwH, Jhg. 27).

»Als die kamen, da habt ihr gerade Fußball gespielt. Ich sah von meinem Stand die Flugzeuge kommen und schrie dann: „Volle Deckung!“ Ich sah, wie die auf uns zukamen, und ich sah noch das Ausklinken! Das hat vielen das Leben gerettet« (Zugführer).

»Wir legten uns in die Einmannlöcher, und dann kam es herunter! Dann sind wir, als die zweite Welle kam, in Panik losgerannt auf die Gräben am Bahndamm zu und haben den dicken K. noch herausgeholt, der war in seinem Loch ganz von dem Dreck zugeschüttet« (LwH, Jhg. 28).

»Nachher war alles anders. Der NN, der fing auf einmal an zu weinen. Da hab ich ihn zu mir geholt: „Komm, du teilst alles mit mir! Was dir passiert, das passiert mir auch!“ Und dann hat er sich wieder beruhigt. Es war eben die Angst, wir haben damals zwei verloren, einen LwH« (Zugführer).

»Kurz danach war die Beerdigung des gefallenen Klassenkameraden. Anfang Oktober, man muß sich die Beerdigung vorstellen! Das war für uns so schockierend: die Mutter weinte, der Vater war mehr gefaßt, die drei Brüder waren Soldat. Dann die Frontnähe . . . Artilleriefeuer hörte man sehr gut. Jabos oben drüber. Und dann noch eine Gruppe Flaksoldaten: 'Zur Salve hoch! Legt an! Feuer!' Wir vergaßen fast Atem zu holen« (Tbd.Ints. Nr. 34, 35, 36; le. Flak-Battr. Jülich).

Von Jülich ging es nach Liblar und Weilerswist. Es kam die Zeit der täglichen Duelle mit den Jabos, auf die man beim Geschützexerzieren vorbereitet worden war. Der Zugführer hatte ja gesagt:

»„Wenn ihr schießt, dann wird der oben nervös, der sieht ja auch die Leuchtspur auf sich zukommen: dann reißen dem die Nerven auch.“ Wir haben grundsätzlich beim Anflug geschossen. Solange du die sehen kontest, war eben keine Gefahr. Man hatte nachher irgendwie im Gefühl: Die treffen dich nicht. Wir haben bestimmt ein Dutzend Maschinen runtergeschossen. Man sagte sich als Kl: „Du kannst den anderen (K 4) nicht im Stich lassen.“ Und dann haben wir geböllert, bis einer runter kam. Der nächste wurde dann vorsichtiger von den Jabos. Ich betone es immer wieder, das war keine 'Tapferkeit', das war 'ne reine Selbstverteidigung: 'Der oder ich!!' Mit

'Heldentum' und 'Ein Volk steht' auf hatte das nichts zu tun: da war unsere Kinderstube so, daß die dafür nichts übrig hatte . . . Man sagte sich da: „Et reänt, et es Nebel! Gott sei Dank!“ Wie man heute nach der Sonne dürstet, jeder Nebeltag, der wurde mit Jubel begrüßt. ',Heut' is' es neblig, et kann nix passieren!'« (Tbd.Int. Nr. 35; OSch. Jülich; Jhg. 28).

Gegen Jahresende lag man irgendwo am Rande des Vorgebirges, die letzten drei waren in eine neu aufgestellte Batterie gekommen, die Jungen vom Jahrgang 27 hatten ihren Gestellungsbefehl. Was da nun geschah, ist für den Berichterstatter noch heute 'der Gipfel des ganzen Unsinns':

»Wir haben Krach mit dem Leutnant gekriegt. Wir saßen den ganzen Tag rum und taten nichts. Wir kosteten unsere Überlegenheit aus. Alle mußten Holz holen zum Barackenbau, nur die Sechzehnjährigen, die taten nichts. Da sagten wir 3: 'So jetzt gehn wir!' Und wir drei gingen. Wir waren 3—400 Meter weg, da kreisten ein paar Jabos. Die haben geschrien um Hilfe. Die waren hilflos. Da waren wir drei die einzigen, die ein Geschütz bedienen konnten. Wir waren die einzigen in unserem Zug, die in der Lage waren zu schießen. Die haben uns nie mehr weggeschickt. Der Uffz. sagte zu mir: „Tu doch so, als wenn Du was tätst, sonst werd ich angeschissen!“ Ich saß dann also da mit dem Pinsel und tat nur so und ließ die Obergefreiten arbeiten und die Unteroffiziere. Ich muß gestehen, ich hab das ausgekostet, bösartig! Die konnten das alle nicht, das waren Invaliden, kamen z. T. von der schweren Flak, denn jeder, der nur ein bißchen was leisten konnte, der wurde hier im Westen in den Fronteinsatz geschickt, Ardennen-Offensive usw. Die ärmsten Teufel, die von der Waffe nichts verstanden, die sie nirgendwo unterzubringen wußten, die kamen zur Flak. Wenn die Geschütze auf die Lafetten gebracht werden mußten, da war da nur ein Obergefreiter, der ein bißchen was Ahnung hatte. Ohne uns wären die Kanonen stehen geblieben, wir gingen von Geschütz zu Geschütz. Man muß sich das einmal vorstellen, daß ein Flakzug angewiesen ist auf drei Sechzehnjährige. Der Zugführer war völlig ahnungslos: 'Ich weiß ja nicht, was ihr hier tut, aber macht mal!' Das war also nun das Ende. Wenn man sich vorstellt, daß die Feuerbereitschaft, die Verteidigung, von ein paar Knaben abhängt, die dann sogar noch ihre Laune an den Leuten auslassen . . .« (Tbd.Int. Nr. 35: OSch. Jülich; Jhg. 28).

Jülicher Jungen, die es vom Urftsee nach Zeitz verschlagen hatte, warf man dem Ansturm der russischen Panzerkeile entgegen:

»Am 9. April kam ich nach Zeitz zurück in eine Großkampfbatterie mit 36 Geschützen. Unmittelbar nach meiner Rückkehr gab es Panzeralarm. Wir waren eingeschlossen. Für die Offiziere waren wir aus dem Westen kampferprobte Leute. An der 8,8 standen Leute, die gar nicht damit umgehen konnten. Ich wurde zum Stoßtrupp-Führer gemacht, man drückte uns Panzerfäuste in die Hand. Die haben wir nachher weggeworfen und sind am Abend zurückgegangen. Die HJ-Armbinden und LwH-Abzeichen hatten wir schon lange abgemacht und trugen Wehrmachtmäntel. Zuletzt haben wir dann Gefallene beerdigten und uns dann in ein Haus zurückgezogen, das bewohnt war. Die Leute gaben uns zu essen, und dann waren die Amerikaner schon auf der anderen Straßenseite. Wir riefen sie an und warfen die Waffen weg. 'Hands up! Come on!' Wir hatten nur das eine Gefühl: Jetzt sind wir frei; es ist vorbei. Damals ahnten wir nicht, was uns noch bevorstand. Die Amerikaner vom Stoßtrupp gaben uns sogar noch Zigaretten, aber ein deutschsprechender Offizier hat uns beim Verhör geschlagen — die Prügelstrafe gehörte bei den Amerikanern wohl zur militärischen Disziplin. Wir kamen dann zunächst nach Naumburg, dann nach Kassel in ein Durchgangslager. Im Mai 1945 kamen wir in das berüchtigte Lager Kreuznach und lebten da mit Tausenden Gefangenen in Erdlöchern. Eines Tages brachte man uns nach Bingen, von dort über Bonn und Aachen in das Lager Wickrath. Als wir da entlassen wurden, schleppten wir uns die 20 km nach Hause, aber da war nur noch die Katze; das Haus war schwer beschädigt, Nachbarn nahmen mich auf, bis bald darauf Eltern und Geschwister aus der Evakuierung zurückkamen« (OSch. Jülich; Jhg. 28; MdL Int. Nr. 93).

Noch vor dem Angriff auf die Batterie, als der 2. Zug die beiden Toten zu beklagen hatte, mußte einer vom 3. Zug ins Lazarett wegen einer schweren Lungenentzündung, die er sich in zwei durchwachten Nächten auf dem Dach des Ausbesserungswerkes zugezogen hatte. Doch als er gegen Jahresende ausgeheilt war, handelte in Zeiten der Unmenschlichkeit ein Jünger des Hippo-krates im Bergischen Land:

»Der Chefarzt wollte mich und meinen LwH-Kameraden aus Langerwehe nicht wieder gesund schreiben: „Die sollen Euch nicht verheizen! Nein, ihr Kinder bleibt hier!“ Der Arzt tarnte uns und setzte uns an der Fernsprechvermittlung ein. Dieser Arzt aus Ahaus sah wohl auch, was für ein Verbrechen das Ganze war« (Mdl. Int. Nr. 32: LwH OSch. Jülich; Jhg. 28).

Die Luftwaffenhelpfer der le. Flak-Battr. 2/889 aus Alsdorf erlebten zu einem Teil das Kriegsende in einem französischen Kriegsgefangenenlager. Den Weg dorthin beschreibt einer ihrer Unteroffiziere, der sich als Studienassessor auch um ihre 'schulische Betreuung' zu kümmern hatte:

»Von Alsdorf ging es beim Herannahen der Amerikaner zunächst nach Belgien zum Schutz der Eisenbahnbrücke bei Montzen, die wir im August gegen Jabos zu sichern hatten. Dann sollten wir zur Stadtverteidigung Aachens eingesetzt werden und schanzen auf der Höhe Verlautenheide-Würselen. Schließlich aber ging es nach Jülich, wo wir 14 Tage blieben; und von da nach Beuel in eine Stellung bei Hersel. Am Ende galt es einen linksrheinischen Brückenkopf zu sichern nach dem Fall der Remagener Rheinbrücke. Unter heftigem Beschuß der Amerikaner setzten wir dann auf das rechte Rheinufer hinüber und verloren bei dieser Aktion einen der Jungen. Im März kapitulierten wir in unserer letzten rechtsrheinischen Stellung und wanderten über Kriegsgefangenenlager im Ahrtal und in Belgien nach Nordfrankreich. Die LwH wurden von dort aus schon früh entlassen und haben meiner Frau mitgeteilt, daß ich noch lebte« (MdL Int. Nr. 24: StudAss.; Uffz. bei der le. Flak; Jhg. 1912).

Teile dieser leichten Batterien waren wie vorher die Jungen aus Monschau schon im Frühjahr 1944 zu den Aachener schweren Batterien versetzt worden. Sie traten z. B. ihre Odyssee im Rahmen der 2. Batterie zum Schutz des Ruhrgebiets an:

»Im Ruhrgebiet, wo wir zwei Monate blieben, ging es uns sehr schlecht. Wir hatten einen Batteriechef, der sich kaum um uns kümmerte. Wochenlang hatten wir täglich denselben Fraß: ein Kochgeschirr Rotkohl mit zwei, drei verfaulten Kartoffeln obendrauf und den üblichen Kanten Brot mit Margarine. In dieser Zeit machten sich auch die ersten Zeichen des Niedergangs bemerkbar. Wir bekamen Munition, einen ganzen Waggon voll. Aber am 18. November, das Datum hab' ich genau behalten, es war am Heldengedenktag: beim Angriff, da fiel ein Geschütz nach dem anderen aus: sämtliche Geschütze hatten Rohrkrepierer. Zum Glück kurz nach dem Abschuß, wo die Rohre dick genug waren, der Detonation standzuhalten« (Tbd.Int. Nr. 9: OSch. Monschau; Jhg. 28).

Von Marl-Hüls, wo sie die Hydrierwerke schützen sollten, kamen die Jungen der Batterie Richterich nach Wesel, bauten dort eine neue Stellung, gingen dann aber beim Anrücken der Amerikaner auf die Flaktürme Hamburgs. Hier erlebten die Jüngsten, die noch nicht zur Einberufung

anstanden, Bombenteppich auf Bombenteppich bei den schweren amerikanischen Tagesangriffen.

»Wir kamen in die schlimmste Zeit: Angriff auf Angriff!!! 12 oder 13 Großangriffe von zweistündiger Dauer — die ganze Luft heulte — Detonation auf Detonation — vor allem bei den Tagangriffen. Drei Bombenteppiche sind über uns hinweggegangen. Es war kein Fleckchen unberührte Erde da, das noch so groß war wie der Flakturm, auf dem wir saßen. Daß uns keine Bombe getroffen hat, das war Gottes Wille — anders kann man das nicht erklären: Bomben, die haarscharf an uns vorbeirauschten — drei, vier Meter an uns vorbei — und unten krepierten. Und wir standen oben. Die schlimmsten Angriffe waren Karfreitag/ Karsamstag 1945. Angriffe, die drei, vier Stunden dauerten — unentwegt. Ich werde das nie vergessen . . . Wir kamen einfach nicht mehr zum Schießen, so setzte man uns zu. Der Geschützbunker, ein Hochbunker, in dem 45.000 Menschen waren mit einem Krankenhaus darin, lag gleich nebenan; er hat einige Bomben abbekommen, aber die detonierten oben, in den Vertiefungen der Geschütze« (Tbd.Int, Nr. 9: OSch. Monschau; Jhg. 28).)

Andere verschlug es in die Nähe Stettins, von wo man sie noch zum Einsatz gegen russische Panzer verwendete, nachdem sie das zweitgrößte deutsche Hydrierwerk in Pölitz gegen Luftangriffe verteidigt hatten, bis es nach zweimaligem Großangriff der USAF zu mehr als 70 % zerstört war. Sie waren noch beteiligt an einem der letzten großen Abwehrerfolge der Flak. Wenn unser Gewährsmann auch meint, ungünstige Witterung habe beim ersten Großangriff auf das Hydrierwerk den Mißerfolg der Amerikaner heraufbeschworen, so weiß die Chronik: »Innerhalb von 15 Minuten jagten 400 Flakgeschütze 40.000 Granaten den 240 Feindbombern entgegen, irritierten die Pfadfindermaschinen dadurch so, daß sie die Rauchzeichen verspätet setzten und die Bombenteppiche die Werke verfehlten« (Schätz, a. a. O., S. 274) am 7. 10. 1944. Von hier aus ging die Batterie zum Einsatz gegen die vorrückenden russischen Armeen, gehörte mithin zu den 41 schweren und 35 leichten FlakEinheiten, die hier untergingen.

»Und dann war es dann wohl so: es wurde dann dieser Status der LwH von heute auf morgen aufgehoben, und zwar noch bevor die Russen kamen. Aus dem einfachen Grunde, so hieß es damals, weil diese jungen Leute mit den HJ-Armbinden von den Russen als Werwölfe und Spione angesehen würden, jedenfalls nicht als Angehörige des Militärs, und dementsprechend

behandelt würden. So hieß es denn eines Morgens: 'Antreten!', und dann wurden wir mehr oder weniger formlos in die Wehrmacht übernommen, vereidigt dann nochmals auf 'Führer, Volk und Vaterland'. Und dann waren wir richtige Soldaten, aber das war für uns praktisch kein Unterschied!« (Tbd.Int. Nr. 50: G.L.Sch.; Jhg. 28).

»Als wir nun auf diesen abgeschossenen Panzer und die Toten da zukamen und dieser Offizier, dieser Flakoffizier, uns kommen sah — wir waren, glaub ich, zwei so im Alter von 17 Jahren — da weiß ich noch, daß der zu einem Unteroffizier da was sagte: „Leg' mal schnell da 'en paar Decken drüber, da kommen zwei Jungens!“ Die müssen wohl fürchterlich ausgesehen haben, die Russen, so verbrannt, oder so 'was, zerfetzt oder wie . . .« (Tbd.Int. Nr. 47: G.L.Sch.; Jhg. 28).

Als verschollen gilt einer der Jungen der G.L.Schule, dem bei einem der oft überstürzten Stellungswechsel die Lafette eines schweren Flakgeschützes über die Brust fuhr (MdL Int. Nr. 57: G.L.Sch.; Jhg. 28).

Flucht vor dem Russen brachte die einen nach Mecklenburg, die anderen ließen sich von den Engländern im 'Alten Land' auf den Obstwiesen vor Hamburg internieren, sofern sie nicht vorher in die Orte entlassen worden waren, wo die Evakuierung Aachens ihre Eltern hingeschwemmt hatte, mit der Auflage, sich beim Wehrbezirkskommando zu melden. Das allerdings ließen die meisten bleiben (Vgl. Tbd.Int. Nr. 27, 50; MdL Int. Nr. 73).

Für die anderen, die von der Heimat abgeschnitten waren, wurde die Batterie nach und nach zur Ersatzheimat. So bestimmte ein Erlaß des OKL-Luftwaffenwehramt vom 22. 12. 1944 (Bundesarchiv: R 21/529 fol. 21):

»Luftwaffenhelper mit Spezialausbildung und durch die Kriegsereignisse heimatlos gewordene Luftwaffenhelper sollen dagegen bis zuletzt im Einsatz bleiben.«

Dankbar erinnern sich wallonische Jungen an die Hamburger Batterie, wo ihnen noch fast bis zuletzt Unterricht erteilt wurde und wo sie einen Lehrer fanden, der sehr viel Verständnis aufbrachte für die heimatlos gewordenen Jungen. Meist erinnert man sich auch mit Dankbarkeit an die Batterieführer, die den von zu Hause Abgeschnittenen 1944 über ein trauriges Weihnachtsfest hinwegzuhelfen versuchten und bei den ersten Nachrichten über die Erfolge der Ardennenoffensive bereit waren, entgegen aller Vorschrift Urlaub zu gewähren. „Eigentlich darf ich dich nicht ins

Frontgebiet entlassen“, wurde einem Jungen aus St. Vith erklärt. Zwei andere aus Malmedy erhielten kurz nach Sylvester Urlaub nach Euskirchen. Von den dreien konnten zwei über Hallschlag in die Schnee-Eifel gelangen. Sie gerieten in die deutschen Rückzugsbewegungen, wurden beim Abrücken der Wehrmacht in Kellern versteckt und gelangten in ihre Heimatdörfer (Tbd.Int. Nr. 25,26). Für den einen war eine Odyssee beendet, den anderen schleppte amerikanische Militärpolizei vom Tisch der Eltern weg in Straflager bei Verviers, Welkenraedt und Huy: belgische Behörden verdächtigten ihn zu Unrecht der Spionage, um ihn wenige Zeit später zum Heeresdienst in der belgischen Armee einzustellen, wo man ihn und seine Landsleute beim Einrücken in Lüttich ausdrücklich ermahnte, nur ja kein Deutsch zu sprechen. Berliner Unteroffiziere hatten ihn und seine Klassenkameraden kaum zwei Jahre vorher in Aachen noch ‚Saufranzosen‘ geschimpft. Dem dritten glückte die Heimkehr nicht, obwohl er sich einmal bei Roetgen und zweimal bei Udenbreth bis in die Hauptkampflinie vorstehlen konnte und seinen Urlaub um 16 Tage überschritt, was ihm der Batteriechef abnahm, als er einen Urlaubsschein mit über 25 Stempeln der aufgesuchten linksrheinischen Bahnhöfe vorweisen konnte (Tbd.Int. Nr. 49). Einen anderen Malmedyer LwH hat man allerdings bei diesem Versuch, in die angestammte Heimat zurückzukehren, bei Roetgen aufgegriffen und als Spion erschossen. Es ist noch ungeklärt, ob das Exekutionskommando amerikanischer oder deutscher Herkunft gewesen ist. In Hamburg dagegen ging bei den sich selbst überlassenen LwH der ‚Heldenklau‘ um und suchte Freiwillige für die Wehrmacht und die Waffen-SS. Die LwH-Batterien scheinen für diese ‚Menschenfänger‘ bevorzugtes ‚Jagdrevier‘ gewesen zu sein. Schon im Sommer 1944 muß es so etwas wie eine ‚gesamtdeutsche‘ Aktion gegeben haben. Spekulierte man auf diese Jungen, die das zweifelhafte Glück hatten, vom ersten Schuljahr an den NS-Erziehungspraktiken ausgesetzt gewesen zu sein? Aus Aachen und Essen gibt es darüber ähnliche Beschreibungen.

»Essen, den 17. 5. 1944

... Vor 14 Tagen bin ich zum Luftwaffen-Oberhelfer befördert worden. Vorige Tage mußten alle vom Jahrgang 1928 zur Polizei kommen. Dort wurde ihnen eingeredet, sie sollten zur Waffen-SS gehen; wenn nicht, würden sie zu den Sturmpionieren oder zur Infanterie geschrieben. Nur diejenigen, die sich schon freiwillig zu irgendeiner Waffengattung gemeldet haben, sind davon ausgeschlossen. Den höheren Schülern wurde gedroht,

wenn sie sich nicht zur SS melden würden, würden sie von der Penne fliegen. Da bist du von den Ohren!! Was! ...« (Brief des F. K. an seinen Bruder).

»In der Batterie wurde für die Waffen-SS geworben, und einige hatten sich auch breitschlagen lassen. Ich kam nun auf die Idee zu sagen: „Ich kann mich da nicht entscheiden, ich bin noch nicht 16 Jahre alt, ich muß zuerst meine Eltern fragen.“ Diese Ausrede habe ich auch ein paar Mal mit Erfolg benutzt. Eines Tages jedoch zog die Ausrede nicht mehr, und ich wurde nach Hause geschickt mit dem Auftrag, die Erlaubnis einzuholen. Ich bekam also zwei Tage Sonderurlaub für den Zweck. Ich bin also nach Hause gefahren, war aber zu bange, das zu Hause zu sagen, weil ich die Eltern nicht beunruhigen wollte. Ich habe also meine zwei Tage Urlaub gemacht, habe herumgedruckst, und meine Mutter war schon beständig dran: „Junge, was hast du, was ist mit dir?“ Aber ich habe gar nichts gesagt, habe nur immer gedacht, wie kommst du aus dieser Geschichte raus. Dann kam ich schließlich auf den dümmsten und doch besten Einfall: ich bin also zurück, und da kam mir auch schon der bewußte Wachtmeister entgegen und wollte wissen: „Was ist? Meldest du dich jetzt freiwillig?“ Da kam ich mit der saudämmlichen Ausrede: „Das habe ich ganz vergessen zu fragen.“ Der Mann lief puterrot an, fühlte sich auf den Arm genommen, hat herumgetobt und mich durch die Gegend gescheucht; ich hatte in den nächsten Tagen keine ruhige Minute mehr. Dafür bekam ich allerdings, wie ich später gemerkt habe, einen Vermerk in meine Papiere: 'politisch nicht zuverlässig'« (Tbd.Int. Nr. 9: OSch. Monschau; Jhg. 28).

Der oben erwähnte Schülersoldat aus der Oberschule Monschau war übrigens der letzte Luftrwaffenhelper in seiner Hamburger Batterie, und die sonst so gefährliche Eintragung in die Personalpapiere brachte ihm ein vertrauliches Gespräch mit seinem Batterieführer ein:

»Als die Engländer sich Hamburg näherten, rief mich der Batterieführer eines Tages zu sich und sagte: „Junge, wie denkst du darüber? — Die Engländer kommen immer näher, und ich seh' dich da noch mit deiner Hakenkreuzbinde herumgehen. Ich glaube, es ist besser, wir machen dich zum Soldaten. Du bekommst eine Soldatenuniform und ein Soldbuch, und dann bist du Soldat und nicht mehr LwH. Man weiß nie, wie die Engländer darüber denken.“«

Derselbe Junge hatte übrigens in Aachen nach dem großen Angriff selbst seine HJ-Binde abgelegt, als er auf Urlaub in die Voreifel wollte. Er

dachte: 'Die schlagen dich tot, wenn die das Hakenkreuz sehen!' Genau dasselbe befürchtete sein Leutnant in Hamburg von den alliierten Soldaten nach dem Bekanntwerden der von Goebbels maßlos übertriebenen 'Werwolf-Aktion'. Kaum eine Begebenheit könnte besser zum Ausdruck bringen, welcher Wahnsinn begangen wurde, als man Obertertianer zu Soldaten machte, Fünfzehnjährige zu Kombattanten. Kämpfen sollten sie, auch sterben, aber nicht als Soldaten gelten. Noch ihr Tod mußte billiger sein als der eines 'Wehrmachtsangehörigen' wie der 'Sold' von 0,50 RM bei Stundung des Schulgeldes an die Eltern. In einer der makabren Akten, die alles regeln wollen, hieß es bezeichnenderweise:

»Die Überführung der Leiche hat auf dem billigsten Wege zu erfolgen, nämlich in einem gut abgedichteten Holzsarg, dessen Boden mit einer 5 bis 10 cm starken Saugschicht aus Torfmull oder Sägespänen bedeckt sein muß . . . Den Angehörigen wird für Sarg und Beerdigungskosten ein Betrag von 150 RM erstattet, und für die Beschaffung eines Grabsteins werden weitere 50 RM gewährt . . .« (BA Koblenz, R 21/526 fol. 221).

Hat der Einsatz als Luftwaffenhelpfer den Prozeß politischer Bewußtseinsbildung beeinflußt?

(Thomas Zeevaert)

Als im 2. Weltkrieg das 'Großdeutsche Reich' nicht mehr über genügend Soldaten verfügte, forderte der damalige Propagandaminister Joseph Goebbels am 18. 2. 1943 in seiner berühmt-berüchtigten Rede den 'Totalen Krieg'. Das Volk, das in den Berliner Sportpalast eingeladen war, stimmte ihm begeistert zu. Das Hitlerregime zeigte seine Konsequenz zur Durchführung des 'Totalen Krieges' bereits in der Maßnahme, Jugendliche im Alter von 15 und 16 Jahren an die Flakgeschütze zu holen. Als Luftwaffenhelpfer hatten sie dafür zu sorgen, möglichst viele Flugzeuge vor dem Angriff auf die Städte abzuschießen. Hier taucht nun die Frage auf, ob der Einsatz in der Jugendzeit als Luftwaffenhelpfer den Prozeß politischer Bewußtseinsbildung beeinflußt hat.

Der Prozeß politischer Bewußtseinsbildung verläuft natürlich bei den einzelnen Menschen und Menschengruppen je nach Lebenssituation, Intelligenz, Einsichts- und Kritikvermögen sehr verschieden. Zuerst muß man beachten, daß die Jugend damals anders eingestellt war als heute. Die Eltern, zumindest ein Großteil der Eltern, hatten im Gegensatz zu

heute ganz andere Erziehungsvorstellungen. Während sich die Erzieher heute bemühen, die Kritikfähigkeit des Jugendlichen heranzubilden, wurde damals sehr einseitig und mehr autoritär erzogen. 'Durch das geringe Kritikvermögen war man natürlich nicht in der Lage gewesen, sich vorher politisch zu orientieren' (Tbd.Int. Nr. 19). Ein Mensch ist unter diesen Umständen viel leichter politisch zu beeinflussen. Die Nationalsozialisten hatten es seit 1933 hervorragend verstanden, viele Menschen der älteren wie auch der jüngeren Generation für ihre Idee zu begeistern. Viele Deutsche hatten damals noch einen ausgeprägten Vaterlandsbegriff. Die pausenlose Berieselung mit Begriffen wie 'Reine Rasse', 'Großdeutsches Reich', 'Tausendjähriges Reich' etc. verankerte ein Vaterlandsbewußtsein, das viele, besonders junge Menschen, natürlich zahlreiche LwH, zu idealistischem Einsatz drängte. Man betrachtete es häufig als Ehre, für das Vaterland kämpfen zu dürfen. Die Propaganda brachte jungen Menschen bei, daß jeder einzelne gebraucht werde und nötig sei. 'Aufgrund der damaligen Propaganda hatte man uns klargemacht, daß auf uns nicht verzichtbar (sic!) war, daß sie uns unbedingt brauchten an der Heimatfront und daß dadurch Soldaten für die Front für den Endsieg bereitgestellt werden sollten. Dadurch gab man uns einen gewissen moralischen Stolz, wir waren damals überzeugt: wir sind gerufen, wir müssen dem Vaterland helfen. Wir haben eine andere Einstellung gehabt als Sie heute . . . Das heißt, wir sind von vornherein, wahrscheinlich unter einem positiven Aspekt dahingegangen, ohne kritisch zu sein . . . Wie ich mich auch noch entsinnen kann, habe ich es für unmöglich gehalten, mich überhaupt dagegen zu wehren, wenn das Vaterland ruft' (Tbd.Int. Nr. 19).

Zur Zeit des Nationalsozialismus hatten Jugendliche ein ganz anderes Zusammengehörigkeitsgefühl, als das heute durchweg der Fall ist. So schreibt Helmut Schelsky in seinem Buch 'Die skeptische Generation, eine Soziologie der deutschen Jugend': 'Die Suche nach sozialer Verhaltenssicherheit führte diese Generation kaum noch zur Bildung echter kleingruppenhafter Gemeinschaften — zumindest waren sie, wo sie entstanden, nicht Kern des sozialen Anliegens —, sondern zur Disziplinierung in militärisch aufgebauten und geordneten Massenorganisationen. Gerade die breite Uniformierung des Verhaltens und der Kleidung, die aus Ideologie und hierarchischer Durchfunktionalisierung der Massenorganisation fließende Eindeutigkeit des 'Du sollst', der Anforderungen an jeden einzelnen, brachte die

Sicherheit des Verhaltens.' Man muß freilich beachten, daß Luftwaffenhelpfer keine HJ-Mitglieder mehr sein wollten, da sie sich schon zur Wehrmacht gehörig fühlten, aber man kann ohne weiteres behaupten, daß ein Bewußtsein, wie es Schelsky u. a. formuliert, häufig aus der HJ-Zeit erhalten geblieben war, das freilich, was den 1. Teil der Aussage angeht, korrigiert wurde. Die Propaganda des Naziregimes nutzte die psychische Situation gerade des jungen Menschen aus. Es ist verständlich, daß in einer Lebensphase, die nach den Rollenzuschreibungen der Industriegesellschaft verhältnismäßig erlebnisarm ist, eine solche Einberufung für Jugendliche mit ihrer Aussicht auf sog. Abenteuer Begeisterung hervorrufen kann.

Jugendliche mit 15 oder 16 Jahren wurden in den Flakbatterien schon als vollwertige Soldaten angesehen und fühlten sich auch als solche. Das zeigt die Tatsache, daß die meisten LwH ihre HJ-Binden entweder ganz ablegten oder zumindest an Fotografien verdeckten. Für viele war ihr 'Einsatz' eine, wenn auch zum Teil unbewußte Gelegenheit, sich vor allen Dingen gegenüber Eltern und Erwachsenen zu bestätigen. Teilweise ging das so weit, daß Jugendliche sich der antinationalsozialistischen Haltung und Warnung der Eltern widersetzen und zu Phantasten des 'Tausendjährigen Reiches' wurden.

Man muß jedoch unbedingt feststellen, daß ein großer Teil aus der Gruppe der LwH aus den Aachener Oberschulen zumindest inneren Widerstand leistete. Das damalige Aachen war weithin katholisch eingestellt. 'Der politische Einfluß des Nationalsozialismus wurde zum Teil durch die Kirche sehr blockiert' (Tbd.Int. Nr. 19 u. a. m.), so daß innerer Vorbehalt häufig vorhanden war. Vielfach entstand durch eine streng religiöse Haltung des Elternhauses auch bei Jugendlichen Ablehnung gegenüber dem System. Es gab hier natürlich Eltern, die politisch geprägt waren vom 'Leidensweg des zivilen Geistes', der dem deutschen Katolizismus seit Beginn des Zweiten Kaiserreiches aufgezwungen worden war. Aufgrund solcher Erfahrungen konnte man einem totalitären Staat einfach nicht ohne Vorbehalt zustimmen. LwH, deren Familienmitglieder schon von der grausamen und brutalen Gewalt der Nazis wußten oder selbst damit in Berührung gekommen waren, konnten nicht mit allen Begründungen für den vorgesehenen Einsatz einverstanden sein (vgl. MdL Int. Nr. 50, 52, 61, 27; Tbd.Ints. l, 11, 17, 31).

Durch die Erfahrungen des Krieges erfuhr das Bewußtsein der LwH zumeist eine zwar häufig nur langsame, aber wichtige Veränderung. Zu Beginn der Flakhelferzeit erlebte Aachen noch keinen großen Luftangriff. Somit hatten viele eine falsche Vorstellung vom Krieg und stellten sich die ihnen bevorstehende Zeit zwar nicht rosig, aber auch nicht sehr schlimm vor. Mit zunehmender Kriegsdauer wurde die Kraft der Jugendlichen in erhöhtem Maße in Anspruch genommen. Oftmals mußten sie beispielsweise morgens um 1 Uhr aufstehen und mehrere Stunden am Geschütz zu bringen, weil Flugalarm gegeben war. Anderntags jedoch sollten sie wieder aufmerksam dem Latein-, Mathematik- oder Deutschunterricht folgen. Der anfängliche jugendliche Enthusiasmus ließ angesichts der harten Zeit und der Behandlung durch die Unteroffiziere bei manchem langsam nach. Durch unerlaubtes Abhören von BBC-Sendungen wurde vielen klar, daß die Information von Seiten der Nazis einseitig und verlogen war. Bei manchen wurden Zweifel laut, sowohl an der Glaubwürdigkeit des Regimes als auch am 'Endsieg'. Sie wurden bei vielen besonders nach den beiden großen Bombennächten stärker. In Batterien, die nur wenig Abschüsse zu verzeichnen hatten, wuchs das Gefühl der Hilflosigkeit gegenüber einer solchen Macht. So sagte ein ehemaliger LwH, daß er beim Anblick lausender Flugzeuge große Bitterkeit empfand, zumal ihn die prozentual niedrige Abschußrate schockierte. In den Batterien, die viele Abschüsse zu verzeichnen hatten, fühlten sich viele während des Angriffs, wenn sie voll beschäftigt waren und nicht nachdenken konnten, noch wie Helden. Doch als man nachher die Trümmerhaufen der Stadtviertel zu sehen bekam, traten Zweifel auf.

Zu Anzeichen für eine bevorstehende Niederlage wurden auch die Soldaten, die nach dem Zusammenbruch der Westfront als geschlagene Armee zurückkehrten. Zweifel am Sieg riefen Zweifel am Regime, an der Parteipolitik und am System überhaupt hervor. Hatte man vorher blindlings der Propaganda vertraut, tauchte nun, als man langsam erkannte, daß die Versprechungen nicht eingehalten wurden, die Frage auf, ob man hier nicht mißbraucht werde.

Gerüchte über die Judenverfolgungen, KZ's und Kriegsverbrechen entsetzten manchen und führten zu langsamer Änderung seiner Einstellung und seines Bewußtseins. Jedoch der größte Teil erfuhr nichts von diesen schrecklichen Geschehnissen. So waren zwar einige nach dem 20. Juli begeistert, daß Menschen es wagten, gegen Hitler vorzugehen. Doch andere wiederum konnten das Attentat nicht begreifen, da

jahrelange Propaganda so stark auf sie eingewirkt hatte, daß sie Graf Stauffenberg und die anderen Mittäter als Verräter bezeichneten. Viele hatten geglaubt, daß 'eine Niederlage oder eine Kapitulation das absolute Ende' bedeute. 'Wir hatten einfach nicht die Vorstellung, daß es danach überhaupt noch einen neuen Anfang geben könne' (Tbd.Int. Nr. 21). 'Wir hätten auf 'diese Feiglinge' geschossen, mit der 2,5 (dem leichten Flakgeschütz)', versichert einer ausdrücklich und bestätigt damit die Wirkung der amtlichen Wortregelung, die das Regime aus Hitlers eigenem Mund der Öffentlichkeit eingehämmert hatte. In dieser Meinung klammerten sich viele natürlich noch an Strohhalme und hofften — von glauben kann hier kaum noch die Rede sein — auf Wunderwaffen und dergleichen. Jedoch herrschte diese Meinung nicht allgemein. Es gab auch hoffnungslose Idealisten, die beinahe bis zum Schluß fanatisch hinter Hitler und seiner Politik gestanden haben. 'Als bei den großen Luftangriffen Kameraden der LwH in den Batterien starben, entstand bei uns das Gefühl: Jetzt erst recht, jetzt schießen wir noch besser, jetzt habt ihr uns auch noch Kameraden gestohlen' (Tbd.Int. Nr. 19).

Es gab also auch zu diesem Zeitpunkt noch viele LwH, die nicht erkannten, daß sie nicht nur einer verlorenen, sondern auch einer verlogenen und verbrecherischen Führungsclique dienten. So hatte z. B. ein LwH noch 1944 die Vorstellung, Jagdflieger werden zu wollen, um dadurch noch den Krieg zu entscheiden. Als er dies aufgrund seiner mangelnden Sehfähigkeit nicht erreichen konnte, meldete er sich freiwillig an die Ostfront zum Einsatz. Nachrichten über Auswüchse, die man hier und da von Vertrauen erweckenden Gewährsleuten oder gar von den Eltern zugespielt bekam, wurden verdrängt. Ende 1944 konnte ein nur einigermaßen verständiger Deutscher an der Niederlage nicht mehr zweifeln. Für alle kam nun das Ende, die einen atmeten befreit auf, für die anderen war es die bitterste Enttäuschung ihres Lebens. Die LwH, die von Beginn an mehr oder weniger gegen das Regime und den Krieg gestanden hatten, wurden nun weiterhin bestätigt in ihrer Einstellung, und es festigte sich bei ihnen noch die Abwehrhaltung gegen alle Ideologien mit totalitären Ansprüchen. Die anderen näherten sich einem Nihilismus, der seinen Ausdruck fand in dem immer lautstarker werdenden Ruf: 'Mit uns nicht mehr.' Die am meisten Verblendeten dagegen waren zunächst tief und bitter enttäuscht. Junge Menschen, die sich blindlings und ohne Einsicht der NS-Ideologie hingegeben hatten, standen nun vor Ruinen. Alles war ihnen zerbrochen. Die Einstellung dieser Jugend, die sich be-

dingungslos einer Sache ergeben hatte, schlug nun ins Gegenteil um, man hatte kaum Interesse an Politik. Selbst im Jahre 1949 erlebten manche die Adenauer-Regierung desinteressiert mit und wollten auch von den ersten Versuchen einer demokratischen Staatsform nichts wissen. Die Haltung zum Gemeinwesen schlug vom Gemeinschaftsdenken zum krassen Egoismus um. Doch nach und nach bahnten sich doch dann Denkprozesse an, die während der ersten Jugend blockiert worden waren. Durch Vergleiche mit dem Ausland und wahrheitsgemäßen Rekonstruktionen erkannte man langsam, wie unsinnig es gewesen war, sich für diesen totalitären Staat und die von ihm verkündeten 'Ideale' begeistert zu haben. Vom inhumanen Denken der Nazizeit kam die Generation der Luftwaffenhelpfer allmählich durch manchmal schmerzhafte Denkprozesse zum betonten Humanismus. Das politische Bewußtsein ist bei ihnen heute im allgemeinen sehr wach und ihre Einstellung zu politischen Vorgängen kritisch.

Für uns Jugendliche ist die Beschäftigung mit den Geschehnissen dieser Zeit von großem Wert. Es bleibt die Hoffnung, daß durch Auseinandersetzung mit der damaligen Situation jeder erkennt, daß Diktatur und Krieg unmenschlich sind. Eine Konsequenz des Nachdenkens über diese Zeit müßte sein, daß jeder Jugendliche sich frühzeitig politisch engagiert und kritisches Bewußtsein entwickelt.

VII. DREISSIG JAHRE DANACH

„Es war ein Verbrechen“, so sagen heute die meisten ehemaligen Flakhelfer. Viele hatten Schwierigkeiten, Anschluß an's normale Leben zu finden. Ohne abgeschlossene Ausbildung waren sie zur Aufnahme eines Studiums oder eines Berufes nicht berechtigt. Einige brachten nicht mehr die Energie auf, wieder die "Schule zu besuchen; vom Jhg. 1928 waren das anscheinend 70%, sie mögen allerdings auch oft durch die Umstände zu einer grundlegenden Änderung ihrer Lebenspläne gezwungen worden sein.

»Man kann sagen, daß beim Sonderlehrgang mehr als die Hälfte nicht mehr da waren: verschollen zum Teil, in Kriegsgefangenschaft und sicherlich auch viele gefallen . . . noch in den letzten Kriegstagen, der H. B., der noch 2 Tage nach Waffenstillstand am 10. Mai gefallen ist« (Tbd.Int. Nr. 16: Hi.Sch.; Jhg. 28; Kaufmann).

»Wir haben uns sehr, sehr schwer getan, und ich habe den Kursus nicht bis zu Ende durchgemacht. Freunde von mir wollten auch nicht mehr mitmachen. Irgendwie hatten wir mit ein paar Mann auf einmal keine Lust mehr. Wir haben das Abitur nicht nachgeholt zu mehreren Freunden« (Tbd.Int. Nr. 7: G.L.Sch.; Jhg. 27; Kaufmann).

»Im Sonderlehrgang bin ich noch gewesen, aber dann hat mich meine Schmuggeltätigkeit so ausgefüllt, daß ich Schule Schule seingelassen habe . . . Doch geschadet hat uns das nicht, daß wir da zur Ordnung gerufen worden sind. Das Erlebnis als solches war nicht schlecht, geschadet hat es mir auch nicht, weil ich immer das Beste daraus gemacht habe« (Tbd.Int. Nr. 41: Jhg. 27; eh. Hi.Sch.).

Die anderen begannen von neuem als Oberstufenschüler. Solche Umstellung fiel den meisten nach Jahren, in denen sie wie Erwachsene ihren Mann gestanden hatten, schwer, obwohl ein kurzer Lehrgang keineswegs die Lücken schließen konnte. Daher fühlen sich manche im Vergleich zu späteren Jahrgängen, die eine vollständige Schulausbildung erhielten, benachteiligt, sind sie sich doch bewußt, daß ihnen vieles fehlt. Die meisten wägen im Rückblick sorgfältig ab, stellen Soll und Haben gewissenhaft gegenüber; es überwiegt meist das Defizit, es ist am gravierendsten bei den Flakhelfern aus den belgischen 'Ostkantonen', den bis 1920 preußischen, von 1940 bis 1945 mit brutaler Gewalt wieder 'heim ins Reich gekehrten' ehemaligen Landkreisen Eupen-Malmedy und St. Vith.

»Es war manchmal hart, umzuschalten. Dieses Jahr LwH hat mich vollständig zum Schwejk gemacht. Das hat mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Man hat gesehen, daß der preußische Unteroffizier kein Herrgott war« (Bauunternehmer; eh. G.L.Sch.).

»Geschadet hat das absolut nicht, im Gegenteil. Wir haben dort einiges profitiert, gelernt, uns unterzuordnen . . . und das ist doch für gewisse Seiten des Charakters kein Nachteil!« (Zahnarzt; GX.Sch.; Jhg. 28).

»Ich halte nichts vom 'Barras' als Schule der Nation . . . Aber alles, was ich erlebt habe, hat mich geprägt, diese Jahre, die gehören zur Persönlichkeit. Es ist so abgelaufen — eine andere Entscheidung kann ich mir nicht mehr vorstellen . . . Das ist, wenn man Kinder hat, ganz anders, denen wünscht man möglichst unhistorische Zeiten« (Kunsterzieher; eh. KKG; Jhg. 27).

»Das kriegt man doch fertig, daß man ab und zu seinen Kindern sagt: „Du müßtest das doch mal 'en paar Wochen miterleben“, wenn die klagen, daß se mal kein warmes Wasser haben, um sich zu baden usw., oder wenn die morgens klagen und das Badezimmer ist nicht geheizt, während wir damals aus einer Waschschüssel 'es Eis heraushauen mußten, uns zu waschen« (Dr. med.; eh. OSch. St. Vith).

»So etwas sollte man keinem Menschen gönnen. Wenn wir das eine oder andere wertvolle Erlebnis gehabt haben, dann darf man nicht vergessen, daß wir das tun mußten. Soweit der einzelne heil herauskam, hat er sicher das ein oder andere Gute für sich persönlich, für seine Entwicklung erleben können; aber im großen ganzen war es eine sehr ungeordnete, eine zu harte und unnatürliche Anforderung. Ich würde es keinem empfehlen« (Rektor a. d. Grundschule; ehe. OSch. Eschweiler).

»Man hat eine harte Lebensschule mitgemacht, manche Situation in jungen Jahren gemeistert, so daß man später oft gesagt hat: „Was soll das schon sein? Da haben wir doch ganz anderes hinter uns gebracht!“ Aber ich betone, niemanden möchte ich das gönnen; es gibt andere Möglichkeiten, den jungen Menschen zu festigen« (Forstbeamter; eh. OSch. St. Vith).

»Der Ablösungsprozeß vom Elternhaus ist bei uns beschleunigt worden, umgekehrt: die Vorteile des Elternhauses hat man schätzen gelernt, auch die Ruhe und Ausgeglichenheit. Glauben Sie nicht, daß das immer so nett, nur schön ist, mit neun Leuten auf einer Stube zu hocken. Es war auch ein Prozeß da des Sich-zusam-men-Raufens. Man hat sich selbst eine Ordnung gegeben. Ein Resümee ziehen kann man schlecht. Die Zeit, die Sie jetzt mitmachen, diese Altersstufe, fehlt mir. Es ist, als wenn ich nicht gelebt hätte zu dem Zeitpunkt. Gewisse Erfahrungen, die sind unwiderruflich dahin: kein Tanzkursus, um es mal nur so zu sagen . . . So ein lockerer Kontakt hierhin und dorthin, dieses Herumsuchen: 'Gehste nun in 'nen Fußballklub oder gehste in 'nen Schwimmverein?' Diese Phase, so ein gewisser Individuationsprozeß, habe ich unter sehr starkem Druck in einer mir aufgezwungenen Gemeinschaft mitgemacht. Wir haben, wie ich sagte, schrecklich viel gelesen. Das war ja nun auch die einzige Möglichkeit, innerhalb der doch eng aufeinander hockenden Gruppe etwas Individuelles zu machen . . . Man sprach sich darüber aus, und dann freute man sich auch darüber. Dieses Buch, das dir gefallen hat, das gefällt ihnen nicht; vieles haben wir gemeinsam. Aber es ist doch nicht alles

6ein Jott und ein Pott', wie man in Aachen so sagt. — Ob ich das allerdings damals so gefühlt habe, weiß ich nicht . . . Wir haben ja nun alle Kinder in diesem Alter. Und bei so Krawallen von Jugendlichen und so kommt gelegentlich dann das Gespräch auf die Problematik und gibt's doch häufig den Ausspruch: „Laß' 'se das doch ruhig machen, auch wenn dabei was kaputt geht! Immer noch besser, als wenn man ihnen wieder Kanonen gibt, um zu schießen.“ Wir haben uns auf so 'ne Weise auch nämlich abreagieren können . . . Wir konnten uns also als erwachsen erweisen, wir konnten mutig sein, Abenteuer erleben, Männerarbeit tun in relativ grausamer Weise . . . und all diese Möglichkeiten haben Sie (die heutige Jugend) nicht. Viele Arten von Betätigungen der jungen Leute sind Suche nach einem 'Betätigungsfeld'; ob ich da nun Flugzeuge abschieße oder Autos knacke, das ist beides von einem gewissen prickelnden Reiz . . . Aus damaliger Sicht würde ich sagen: 'Jawohl, du bist schneller selbstständig geworden.' Aus der heutigen Sicht: 'Das ist schlicht und einfach zu teuer erkauft!' Es fehlt eine Phase. Wenn ich z.B. zu meinem Sohn gelegentlich etwas grob bin, mag das damit zusammenhängen, daß ich selbst speziell diese Altersphase nicht erlebt habe. Ich bin so alt gewesen wie der — irgendwann einmal — aber diese Entwicklungsphase habe ich in der Weise nicht erlebt. Es ist so, als wenn man vom Kind sozusagen springt zum Erwachsenen und die Phase des Jugendlichen, des jungen Erwachsenen, eigentlich ausläßt« (Tbd.Int. Nr. 14: eh. Hi.Sch.; Jhg. 26; OStD).

»Ich war da hineingeboren, ich hatte die Wahl nicht: Kameradschaft ist gefördert worden, das stumpfsinnige Nichtdenken in vielen Dingen war negativ. Es ist sicher nicht erstrebenswert, meinen Kindern möchte ich es nicht wünschen. — Wir sind hoffnungslose Idealisten gewesen. Ich war der Ansicht, es muß klappen. Jetzt kam man mit der Enttäuschung des jungen Menschen . . . und wir standen vor einem Trümmerhaufen. Und nun schlug das ins Gegenteil um. Und wir haben uns zunächst mal, nachdem wir diese furchtbare Enttäuschung erlebt haben — und das bin nicht ich allein, das sind sehr viele aus meinen Jahrgängen — grundsätzlich gegen alles gewandt, als wir, sagen wir mal, fast zu Nihilisten wurden, indem man sagte: „Alles das ist nun kaputt gegangen, und da haben wir so dran geglaubt, und so sind wir enttäuscht worden, jetzt wollen wir von überhaupt nichts mehr wissen.“ Hier anfangs nach dem Kriege, als man anfing, uns politisch demokratisch zu schulen, haben wir uns dagegen gesperrt, haben uns verschlossen. Da haben wir gesagt: „Alles Quatsch, woll'n wir nichts von wissen, für uns kommt jetzt nur noch eins in Frage,

jetzt müssen wir gucken, wie wir über die Zeit kommen. In Deutschland wird's nie wieder gut, das ist ein für allemal aus. Ein vernünftiges Leben wird man auch nie wieder führen. Hier ist alles nur Trümmer, die Feinde wollen nur Reparationen und räumen uns die letzte Industrie ab. Wir werden also für unsere Generation ein zerstörtes Volk bleiben. Jetzt müssen wir gucken, wie wir durchkommen. Mit Politik sollen sie uns mal alle in Ruhe lassen, wollen wir nichts mehr von wissen.“ Und als der erste Bundesstaat gegründet wurde, waren wir da noch weit von entfernt. Die erste Adenauerregierung, die haben wir gar nicht für voll genommen, noch aus 'ner Enttäuschung heraus, die wir Jahre nicht überwinden konnten! 'Laßt die nur machen, die sollen uns in Frieden lassen, usw.' Diese Dinge sind nicht so einfach jetzt wieder umschaltbar gewesen. Wir haben einfach nicht anders gekonnt. Allmählich wurden aber die Denkprozesse . . . , die wir eigentlich als junge Leute hätten haben müssen, verstärkt. Wir fingen mit dem Älterwerden an zu vergleichen, wir konnten endlich sehen, daß die so herrlich glorifizierte deutsche Rasse so herrlich doch nicht über den anderen steht, sondern daß auch die anderen Völker und Rassen durchaus was geleistet haben, während uns vorher immer vorgepredigt wurde, daß das nicht der Fall wäre. Wir kriegten also allmählich andere Gesichtswinkel. Wir haben uns dann zunächst mal aufs Lernen verlegt. Unsere Lücken aufzuholen, war unser erstes Gebot. Wir haben uns gesagt: „So, jetzt ist also der ganze Kram vorbei; jetzt interessiere ich mich nur noch für meine persönliche Laufbahn und das, was um mich ist, und alles andere ist mir egal!“ Kein Gemeinschaftsdenken mehr, genau das Gegenteil von dem, was wir vorher hatten. Wir sind dann also an unsere Berufsausbildung in aller Härte herangegangen, haben uns ins Zeug gelegt. Und das ist vielleicht gerade das, was heute den Generationsunterschied zwischen Ihnen und uns ausmacht. Wir haben also diese Enttäuschung durch selbst auferlegtes Vorwärtskommenwollen kompensiert . . . Allmählich erst haben wir begriffen, daß die demokratischen Formen einer Staatsführung zwar auch ihre Schwächen haben, aber doch das kleinste Übel sind, wenn man schon nichts von Politik wissen wollte, wie wir das damals noch gesehen haben. Dann haben wir gesehen, wie die totalitären Entwicklungen in der Ostzone weiterliefen, haben mit Leuten gesprochen, die aus der Ostzone rückkamen; wir hörten Dinge, die ähnlich waren mit denen, die wir jetzt alle aus dem Hitlerreich im Nachgang kennengelernt. Das hat uns den Vergleich auf gezwungen: 'Da haben wir ja furchtbar Glück gehabt, daß wir nun im Westen sind' . . . Diese ganzen Dinge, die uns also

sehr allmählich kamen . . . da ist ein ganz anderer Prozeß gekommen. Wir haben auf einmal erkannt, wie verroht wir in unseren Gedankengängen durch den Krieg gewesen sind, wieweit wir uns von allem humanen menschlichen Denken abgewendet haben. Unsere Denkungsweise ist dann in einen betonten Humanismus übergegangen, verbunden mit einem starken Hang gegen alle Gewalt und gegen allen Krieg und gegen alles, was damit zusammenhängt. — Das heißt: wir sind Pazifisten geworden, und die Einstellung ist als Grundprinzip eigentlich bis heute beigehalten worden« (Tbd.Int. Nr. 19; Dipl.Bauing.; eh. G.L.Sch.).

»Die Zeit hat mich natürlich geformt, ich habe vieles gelernt, was ich sonst mit Sicherheit nicht gelernt hätte . . . Ich bin hart geworden gegen mich selbst und werde mit vielen Dingen, die schwierig sind, bestimmt besser fertig. Aber die Jugendzeit. Als Vater versuche ich heute, meinem Jungen etwas mitzugeben, was ich als Junge nicht gehabt habe. Ich versuch', indem ich mit ihm groß werde, ein Stück meiner eigenen Jugend mitzuerleben. Das, was ich mir als Junge erträumt habe und was immer Traum blieb, das will ich heute nachziehen . . . Mein ursprünglicher Wunsch war, Medizin zu studieren, und das habe ich leider nicht werden können. Ich mußte also einen völlig anderen Beruf ergreifen als den, den ich mir gewünscht habe« (Tbd.Int. Nr. 24: Betriebsleiter; eh. KKG).

»Aber es ist ja immer so, daß, wenn man zurückblickt, sich . . . pro und contra mischen und daß man also oft nicht sagen kann, was war. Jedenfalls wäre es mir im nachhinein lieber gewesen, wenn ich diese Zeit in dieser Form nicht hätte mitmachen müssen. Aber man kann natürlich auch aus solchen Lebenslagen und aus solchen Lebenssequenzen so etwas wie Honig saugen. Nur . . . dieser Honig ist sicher von einem gallig-bitteren Geschmack . . .« (Tbd.Int. Nr. 11: StDirektor; eh. G.L.Sch.).

»Manche, wie das bei Schülern so üblich ist, mögen auch gejubelt haben: 'Jetzt fällt Französisch aus!' oder so ähnlich. Ich dachte nicht so. Hierin folgte ich meinem Vater, wenn ich auch sonst skeptisch war. Mein Vater war begeisterter Anhänger des Weimarer Staates gewesen. Er war Kriegsteilnehmer, aber dann Anhänger der 'Friedensbewegung'. So hat er mich erzogen, und durch die Ereignisse mußte ich ihm recht geben. Das brachte manche Vereinsamung, doch hatte ich einen gleichgesinnten Freund. Obwohl ich wie jeder in der HJ war, habe ich auf den 'verlorenen Krieg' gewartet, auf den 'Sieg des besseren Geistes'. Daß es nicht leicht würde, habe ich geglaubt, aber es ist ja letztlich nicht so schlimm

gekommen, wie ich befürchtet habe. Die Flakzeit muß ich deshalb einordnen in das Gesamterlebnis 'Nazismus' und 'Krieg'. Nichts daran ist positiv. Ich bin 'Zivilist'. Geschadet hat es mir nur, denn uns ist viel verloren gegangen« (MdL Int. Nr. 78: Prof. Arch.Dipl.Ing.; eh. OSch. Eschweiler; Jhg. 28).

»Ich sehe es als ein großes Unrecht an, so junge Menschen in einen solchen Dienst hineinzustopfen. Was mag die Menschen bewegt haben, die das glaubten verantworten zu können?« (Tbd.Int. Nr. 34: evang. Pfarrer, Zugf. u. Leutnant).

»Ich würde es als Frevel ansehen, wenn man noch einmal jungen Menschen so etwas zumuten würde. Verbrechen an der Menschlichkeit« (Tbd.Int. Nr. 35; Dr. rer. pol., Betriebsleiter; Jhg. 28; OSch. Jülich).

»Die Luftwaffenhelperzeit mit ihrer Gewöhnung an strenge Disziplin bei nicht ganz abgerissener Verbindung zum Elternhaus war ein günstiger Übergang und eine gewisse Vorbereitung auf den Wehrdienst, wo man ganz von der Familie wegkam . . . Ähnliches würde man sicher seinen eigenen Kindern nicht wünschen, zumal man ihnen oder niemandem einen Krieg wünscht. Doch rechtzeitige Gewöhnung an Disziplin wünschte ich ihnen schon . . . Die LwH-Aktion kann man betrachten als einen gelungenen Versuch, zusätzliches Personal für den Einsatz zu gewinnen, war aus der Aachener Sicht kein 'Verbrechen'; das Verbrechen war der Krieg. Schließlich war, wer nachts am Geschütz stand, weniger gefährdet als der, der in der Stadt im Keller saß. Den RAD, obwohl ich ihn selbst nicht kennengelernt habe, halte ich für schlimmer als die Luftwaffenhelperei, mit diesen gescheiterten Existenzien als Führern war das eine größere 'Schweinerei'. Was da befehligte, das war doch eine negative Auslese« (MdL Int. Nr. 61: KWO; Jhg. 27; höh. Verwaltungsbeamter).

»Wir waren doch anders als die heutige Jugend; die sind viel lahmarschiger. Die könnten das nicht« (Mdl. Int. Nr. 11: OSch. Stolberg; Jhg. 26).

»Was heute noch passieren kann, daß ich, wenn ich Flugzeuggeräusche höre, in der Nacht, ganz plötzlich wach werde . . . Ich bin überhaupt nicht für eine Förderung der Jugend dieser Art; man soll sie wachsen lassen; daß es dabei zu Auswüchsen kommt zur einen oder zur anderen Seite, das ist drin; aber das ist immer noch besser als so etwas. Eine organisierte Jugend wie die, und die dann noch so verbrecherisch mißbraucht wird, ich glaube, so etwas dürften wir nicht mehr erleben. Man sollte Jugend nicht mehr in

ein Schema pressen . . . Wir sind durch diese Dinge sehr frühreif geworden . . . Das Schmücken mit dem Adler und dem Mützchen und dann 'nen weißen Schal um den Hals! . . . Es war ein Sprung vom Kind zum Erwachsenen ohne Übergang« (Werkmeister; Mittelschule).

»Die LwH-Zeit hat uns ein bißchen geformt — zu halben Männern gemacht. Das hat uns nachher in der ersten Soldatenzeit geholfen, und vielleicht manch einer ist mit dieser Erfahrung über das Kriegsende hinweggekommen. Aber wir sind an manchen Stellen ein bißchen doof geblieben. . .« (Bauunternehmer; G.L.Sch.).

»Wir haben unsere Schulausbildung verloren, wir wechselten ein Schulsystem, das war auch wieder ein Handicap und sehr schlecht für uns. Wir haben darunter beruflich und auch noch politisch gelitten, das ist ganz klar. Die älteren hatten noch etwas gelernt: Abitur, Berufsausbildung, mit der man etwas anfangen konnte . . . Aber die Zeit bei der Flak, das kann gut sein, hat dazu geführt, daß fast alle Flakhelfer es irgendwie zu einer Stelle gebracht haben, die ihnen heute ein einträgliches Auskommen bietet« (Kommunalbeamter; St. Vith).

»Als wir die Flak verließen in Aachen, das war die 7. Klasse, uns fehlte noch ein Jahr. Und als wir hierher zurückkamen, da haben wir in der Untersekunda angefangen. Vier Jahre haben wir da noch machen müssen bis zum Abitur. Ich habe mit 21 mein Abitur gemacht — ich hab' noch vier Jahre Penne gekloppt, als ich von der Flak kam . . . Und nach dem Krieg hat man dann das ganze Programm auf Französisch gegeben, und wir konnten kein Französisch: Latein, Geschichte, Erdkunde, alles auf Französisch, in einer Sprache, in der wir damals absolut nichts verstanden« (Dr. med.; St. Vith).

»Es ist uns natürlich manches genommen worden. Auf der anderen Seite sind wir durch den Krieg doch etwas früher in Grenzsituationen gebracht worden, in denen man schneller reif wird und Erfahrungen sammelt, die man sonst im Leben nie sammelt« (Staatsanwalt; G.L.Sch.).

»Ich würde mich zu Tode grämen, wenn ich ein Kind wüßte, das das mitmachen sollte« (Forstbeamter; St. Vith).

»Wir mußten Dinge tun, die unserem Alter nicht angemessen waren . . . Man wurde gefordert, es wurden Opfer verlangt, und gerade das ist für junge Menschen bedeutsam . . . etwas, das der heutigen Jugend fehlt; in der

Gemeinschaft und für die Gemeinschaft Opfer bringen« (Jurist; KKG; Jhg. 27).

»Wir waren in völlig idiotischem Geiste erzogen worden und hatten von Politik und Geschichte ein völlig irres Bild . . . Die Ereignisse haben uns dann doch relativ früh zu großer Selbständigkeit gebracht« (OStD; Hi.Sdi.).

»Wir sind doch sehr mehr oder weniger als Pazifisten aus diesem Krieg herausgekommen. 'Mit uns nicht mehr!', was ja auch lange Jahre nach dem Krieg noch fast ein Schlagwort gewesen ist« (Hi.Sch.; Architekt).

„Selbst wenn sich positive Aspekte ergeben sollten, auf diese Aspekte, diese Lebenslehren sollte man verzichten können“ (Kaufmann; Hi.Sch.).

»Das war ein absolutes Verbrechen: wirkliche Kinder aus den Familien herauszureißen und in einen direkten Militärdienst zu stecken. Wenn ich schon nicht von den Gefahren spreche, die damit verbunden waren, diese Trennung von Fünfzehnjährigen aus dem Elternhaus, besonders in Jahren, wo man das Elternhaus besonders nötig hat, wenn man es auch nicht glaubt!! Da hat man es besonders nötig — und kommt dann in ein 'wildes Lager'!! Wenn wir auch etwas getrennt waren von den alten Soldaten — wir kriegten alles mit, was bei denen passierte . . . Das war psychologisch eine Vergewaltigung!« (Dr. med.; OSch. St. Vith).

Was denken Luftwaffenhelfer heute über Nutzen und Schaden ihres damaligen Einsatzes?

(Claudius Schweickert)

Die historische Situation beim Einsatz von Schülern als Luftwaffenhelfer

Um überhaupt die heutige Einstellung der damaligen Luftwaffenhelfer zu Schaden und Nutzen ihres Einsatzes verstehen zu können, müssen wir uns zuerst einmal den historischen Hintergrund ihrer Erlebnisse vergegenwärtigen.

Im Jahre 1939 begann der Zweite Weltkrieg, der größte Land-, See- und Luftkrieg der Geschichte, in dessen Verlauf die Deutsche Wehrmacht im Osten bis zu der Linie Leningrad, Moskau, Stalingrad und im Westen bis zum Atlantik vordrang. Aber Anfang 1943 trat die große Kriegswende ein. Jetzt erringen die von dem deutschen Angriff überraschten Alliierten die militärische Vorherrschaft über die Achsenmächte. Die erste große

Niederlage der Deutschen ist die Einkesselung der sechsten Armee bei Stalingrad im Jahre 1943. In dieser Situation hält Reichspropagandaminister Dr. Josef Goebbels seine 'Rede zum Totalen Krieg'. Im vierten Kriegsjahr verstärken sich auch die anglo-amerikanischen Bombenangriffe auf westdeutsche Städte, und man faßt den Entschluß, Oberschüler der fünften, sechsten und siebten Klasse zum Kriegshilfsdienst heranzuziehen. Sie sollen die an der Ostfront dringend gebrauchten Flaksoldaten der 'Heimatflak' ersetzen, aber weiterhin 18 Stunden Unterricht in der Woche erhalten. Man wollte die fünfzehn- bis sechzehnjährigen Jugendlichen nicht für den Kriegsdienst verpflichten, weil man sonst Nahrung für anglo-amerikanische 'Greuelpropaganda' hätte liefern können; die LwH wären die letzten Kräfte, die in einer schon aussichtslosen Lage mobilisiert werden müßten.

Das Leben der Luftwaffenhelper in den Batterien — Voraussetzung für die heutige Beurteilung

Im Jahre 1943, nachdem auf Drängen Görings und entgegen allen Bedenken, selbst bei Bormann und der Parteikanzlei, der Beschuß gefaßt worden war, Luftwaffenhelper in der 'Heimatflak' einzusetzen, wurden die ersten Jugendlichen nach einer Musterung, bei der sie auf ihre Kriegsverwendungsfähigkeit untersucht worden waren, in die Batterien eingezogen. Die Luftwaffenhelper waren fünfzehn- bis sechzehnjährige Schüler, die klassenweise aus den verschiedenen Oberschulen den in der Nähe des Schulorts stationierten Batterien zugeteilt wurden. Dort erwartete sie zuerst eine vier- bis sechswöchige Grundausbildung an Geschützen und Kommandogeräten. Die unmittelbaren Vorgesetzten der Luftwaffenhelper waren Unteroffiziere. In der vier- bis sechswöchigen 'Grundausbildung' wurden die Jungen, die Drill bereits von der HJ gewohnt waren, auf ihre Tätigkeit als Luftwaffenhelper vorbereitet. Das war eine militärisch-technische Grundausbildung wie die eines Soldaten. Die militärische Ausbildung erstreckte sich auf die körperliche Ertüchtigung und den Umgang mit dem Geschütz. Technisches Verständnis der Jungen konnte zugleich mit einer gewissen Intelligenz vorausgesetzt werden, da alle Luftwaffenhelper zunächst Oberschüler waren. (Es kamen im September die Mittelschüler hinzu und gegen Ende auch Lehrlinge.) Den Oberschülern blieb infolgedessen die Bedienung der technischen Einrichtung der Batterie (schwere oder leichte Flakgeschütze — Kaliber 2, 3,7, 8,8, 10,5 und 12,8 cm) vorbehalten. Am schweren Geschütz gab es sechs Kanoniere, die ihren Aufgaben gemäß von K 1 bis K

6 durchnumeriert waren. Die Arbeit des Seitenrichtkanoniers (K 1), des Höhenrichtkanoniers (K 2) und der Munitionskanoniere (K 4, K 5 und K 6) waren zumeist den Flakhelfern zugeteilt. Der Ladekanonier (K 3) mußte meist ein ausgewachsener Mann sein, da es eine sehr schwere körperliche Arbeit war, die 39 Pfund schweren Granaten in das manchmal fast senkrecht stehende Rohr zu schieben. Trotzdem wurde auch die Arbeit des K 3 manchmal von kräftigen Luftwaffenhelfern ausgeführt. Das andere Gerät, an dem Luftwaffenhelper eingesetzt wurden, war das Funkmeßgerät, ein Kommandogerät 40, und das Malsi 41/43, ein Umwertegerät. Das war eine ähnliche Einrichtung wie das heutige Radar zur Erfassung der anfliegenden Verbände und zur Errechnung von deren Höhe und Geschwindigkeit. Auch hier wurden Luftwaffenhelper, die einem technischen Unteroffizier unterstellt waren, in den verschiedensten Funktionen eingesetzt (L. Schätz, Dissertation. 1971).

Nach der Grundausbildung sollten die Luftwaffenhelper in den Batterien unterrichtet werden, da sie aus dem Schuljahr zu ihrem Einsatz geholt worden waren. Zu diesem Zweck mußten Lehrer jeden Tag in die Batterien kommen und Unterricht erteilen. Nur an einem Vormittag fand Schulunterricht in den naturwissenschaftlichen Fächern zur Durchführung von Versuchen in der Schule statt. Der Tagesablauf, der für die Luftwaffenhelper vorgeschrieben war, sah im Jahre 1944 etwa folgendermaßen aus:

- 7.00 Wecken
- 8.00 Schulunterricht
- 11.00 Geschützreinigen usw.
- 13.00 Mittagsruhe
- 15.00 Geschützexerzieren und Zielübungen
- 17.00 Gelegenheit zur Anfertigung der Schulaufgaben
- 22.00 Zapfenstreich
(davor Freizeit)

Aber dieser Tagesablauf konnte natürlich nur eingehalten werden, solange noch keine verstärkten Luftangriffe der Alliierten erfolgten. Bis zu diesem Zeitpunkt ging der Schulunterricht noch relativ geordnet vonstatten. Manche Unteroffiziere achteten auch auf die regelmäßige Anfertigung von Schulaufgaben. Sobald aber die anglo-amerikanischen 'Terrorangriffe' auf westdeutsche Städte zunahmen, geriet das ganze Gefüge in Unordnung. Immer häufiger wurden die nächtlichen

Bombenangriffe. Nächtelang standen die Jungen hinter Kanonen und Kommandogeräten. Da ihnen sechs Stunden ununterbrochener Schlaf zugesichert waren, wurden am darauffolgenden Tag sehr oft die Lehrer unverrichteter Dinge wieder nach Hause geschickt, weil die Luftwaffenhelper noch schliefen. Auch der Vormittagsunterricht in der Schule konnte nicht mehr durchgeführt werden, weil er auf Kosten der Feuerbereitschaft der Batterie gegangen wäre. Somit verlor der Schulunterricht im Jahre 1944 immer mehr an Effektivität. Der Wissensstand konnte nicht einmal aufrechterhalten werden. Als dann die Tagangriffe begannen, war an Unterricht gar nicht mehr zu denken. Das letzte Kriegsjahr hindurch standen die Batterien fast pausenlos in Alarmbereitschaft.

Das Urteil der Luftwaffenhelper über den Nutzen aus ihrem damaligen Einsatz

Dankenswerterweise haben sich einige Luftwaffenhelper zu Interviews bereiterklärt, und zur Untersuchung, ob sie von ihrem Einsatz später Nutzen oder Schaden gehabt haben, stehen mir Äußerungen von fünfzig ehemaligen Luftwaffenhelpern aus dem Aachener Raum zur Verfügung.

Zum Nutzen dieses Einsatzes lautet ein allgemeiner Tenor: der Zusammenhalt der Klassenkameraden ist durch das Leben in der Batterie entscheidend gefördert worden. Da die Jungen mehr als ein Jahr auf einer Stube gewohnt haben und dieses Kriegsjahr zusammen ertragen mußten, wurden die Freundschaften unter den Jugendlichen ungemein gefestigt. Zum Teil existieren noch heute, dreißig Jahre nach der Luftwaffenhelperzeit, enge Freundeskreise aus dieser Zeit. Die Luftwaffenhelper lernten schon frühzeitig Kompromisse zu schließen und sich anzupassen. Mit 15 Jahren wurden sie ihrem Elternhaus entrissen und in eine ihnen fremde Umgebung eingeführt, wo sie sich als Männer bewähren mußten und mit allen möglichen Personen zusammenlebten, die sie sonst nie kennengelernt hätten, schließlich gab es in den Batterien ja nicht nur Luftwaffenhelper, sondern auch altgediente Landser, Unteroffiziere, Offiziere, russische Kriegsgefangene und Hiwis (hilfswillige Russen und Kroaten). In dieser Konfrontation mit verschiedenen Menschgruppen trat bei manchen 'über Nacht' ein Reifeprozeß ein. Aufgrund dieses schnellen Reifeprozesses wurden die Luftwaffenhelper in gewisser Weise schneller erwachsen. Sie waren sich auch dessen bewußt, und durch die Verantwortung, die ihnen auf militärischem Gebiet übertragen wurde,

wurde dieser Reifungsprozeß beschleunigt. Die daraus resultierende Frühreife wird von den Luftwaffenhelden heute kaum als negativ empfunden. Im Gegenteil, sie haben es als unbestreitbaren Vorteil für ihr späteres Leben empfunden. Durch diesen 'Prozeß des Sichzusammenraufens', wie es einer der ehemaligen Luftwaffenhelder bezeichnete, sind sie selbstständig geworden, und dadurch, daß hohe Anforderungen an sie gestellt wurden, haben sie schon in früher Jugend ein Verantwortungsbewußtsein gewonnen, das normalerweise nur ein durch Erfahrung gereifter Erwachsener besitzt. Durch die Luftwaffenheldertätigkeit ist die Persönlichkeitsbildung der jungen Leute in entscheidendem Maße gefördert worden. Weil sie in Grenzsituationen des Lebens gestellt wurden, haben sich ihre Lebenserfahrung und ihre Erlebnissphäre ungemein geweitet, und man hat heute Männer vor sich, die schon in früher Jugend zu reifen Menschen und dadurch später mit sehr vielen Lebenssituationen besser fertig geworden sind. Ob sie nun das Abitur nach dem Kriege noch nachgeholt haben oder nicht, nach einer soziologischen Studie über die fünfzig Gefragten in ihrer heutigen Stellung kann man behaupten: sie haben es alle zu einem Beruf gebracht, der ihnen heute ihr gutes Auskommen sichert. Das haben sie wahrscheinlich zu einem nicht unerheblichen Teil auch ihrer Prägung durch die Luftwaffenhelderzeit zu verdanken, in der sie gelernt haben, Kompromisse zu schließen, mit anderen Menschen auszukommen und, wenn nötig, auch in Auseinandersetzungen zu bestehen. Insofern werten die Luftwaffenhelder diese harte Lebensschule als etwas Positives. Ferner sind sie durch diese Kriegstätigkeit zu schneller Entscheidung befähigt worden und haben 'das Denken' gelernt, auch in bezug auf Ideologien und Kriege. Sie sind heute fast alle Pazifisten und dazu durch diese harte Zeit gemacht worden. Heute stellen sie sich, nachdem sie das alles erlebt haben, gegen den Krieg und alles, was damit zusammenhängt. Sie sind nicht so leicht durch Propaganda zu beeinflussen. Manche von ihnen sind als 'Muttersöhnchen in die Batterie gegangen, auf eigene Füße gestellt worden und haben ihre Ellenbogen gebrauchen müssen' (Zitat aus einem Interview). Das Ergebnis ist ein geistig reifer Mensch.

Aber auch noch etwas anderes haben sie in dieser Lebensphase gelernt: das für das Überleben richtige Verhalten im Krieg. Einer der Luftwaffenhelder formulierte es so: „Wir sind alle zu kleinen Schwejcks geworden.“ Sie wußten sich im richtigen Moment zurückzuhalten. Das haben sie bereits beim Schleifdienst in den ersten Wochen gelernt, und später, als

sie an die Front kamen, hatten sie bereits Erfahrung. Das 'U-Bootfahren' (Interview Nr. 41) hat manch einen vor dem Tode bewahrt. Aber nicht nur die Einstellung zum Militär hat ihnen geholfen zu überleben, auch die körperliche Abhärtung, die ihnen das Militär gegeben hat, hat sie in früher Jugend widerstandsfähig gemacht. Auch durch die Anforderungen, die an sie in militärischer Hinsicht gestellt wurden, und aus dem daraus resultierenden 'Gefühl des Abgeschnittenseins' heraus haben sie die ihnen entgangene Bildung später schätzen gelernt wie kaum eine andere Generation vor und nach ihnen. Aber diese Nebenwirkungen können in keinem Fall zur Rechtfertigung ihres Einsatzes dienen.

Der Schaden, den die Luftwaffenhelper durch ihren Einsatz erlitten

Nach Meinung der ehemaligen Luftwaffenhelper ist der Schaden, den ihnen diese Zeit zugefügt hat, durch den Nutzen keineswegs aufzuwiegen. Über den Nutzen haben sie sich, wie sie selbst zugaben, nur so breit ausgelassen, weil man sich nachträglich nur an die schönen und nützlichen Seiten einer Lebensphase erinnern will. Aber daneben haben sie auch auf Befragen zugegeben, welch tiefgreifende Schäden sie durch die Luftwaffenhelperzeit erlitten haben.

Der Schaden, den sie durch diesen Einsatz gehabt haben, ist vielschichtig. Ein Mangel, den fast alle ehemaligen Luftwaffenhelper beklagen, ist ihre lückenhafte Schulbildung. Sie wurden in einer Zeit von der Schule geholt, wo die Schule den jungen Menschen grundlegendes Allgemeinwissen für das spätere Leben mitgeben kann. Die letzten wichtigen Jahre der Schulbildung, die Sekunden und Primen, haben diese Männer gar nicht erlebt. Es fand zwar in diesen Jahren noch Unterricht statt, aber die Einrichtung eines regelmäßigen Schulunterrichtes beschränkte sich auf die ersten Monate in den Batterien. Als dann die Tag- und Nachtangriffe immer häufiger wurden, wurde auch zugleich eine geregelte Unterrichtsstunde immer seltener. Gegen Ende des Einsatzes der Luftwaffenhelper fand gar kein Unterricht mehr statt. Der Wissensstand konnte während dieser Flakzeit nicht einmal gehalten, geschweige denn vergrößert werden. Ein Luftwaffenhelper drückte es so aus: „Wenn man einmal ehrlich ist: wir sind an manchen Stellen ein bißchen doof geblieben“ (Tbd.Int. Nr. 40). Einer der Luftwaffenhelper, der Jura studierte, hat es als unangenehm empfunden, so wenig Latein zu können – die Abiturarbeit in Latein nach dem Krieg bestand in der Übersetzung eines Caesartextes. Den Mangel an Lateinkenntnissen haben nicht nur die

Juristen später verspürt, sondern auch Naturwissenschaftler und Theologen. Doch diese Lücke im Studium wurde von den Luftwaffenhelfern im späteren Leben nicht als so gravierend empfunden wie das beschränkte Allgemeinwissen. Weil ihnen diese vier Schuljahre fehlen, fühlen sich manche zum Beispiel in ihrer Konversationsfähigkeit unterlegen. Auch der Umstand, daß sie keinen Kunst- und Musikunterricht gehabt haben, lässt manche bekennen, daß sie heute oft keine 'Antenne' für kulturelle Veranstaltungen haben, weil sie ihren Wert nicht schätzen und kennengelernt haben. Auch heute noch bekommen die ehemaligen Luftwaffenhelfer immer wieder diesen Bildungsverlust zu spüren.

Nach dem Kriege hatten sie zwar einen Reifevermerk in der Tasche, aber der wurde nicht anerkannt, weil man um ihre Bildungslücken wußte. Sie mußten in den Jahren 1946/47/48 noch als ca. 20jährige wiederum die Schulbank drücken, um in einem Abiturlehrgang das Reifezeugnis zu erwerben. Doch so ein halb- bis ganzjähriger Lehrgang konnte die Lücken keineswegs schließen. Die ehemaligen Luftwaffenhelfer aus Wallonien (Eupen, Malmedy), das nach dem Kriege wieder an Belgien zurückfiel, hat man das auch spüren lassen, und als sie in ihre Heimat zurückkehrten, mußten sie alle vier Schuljahre (UII, OII, UI und OI) nachholen, um ein Abitur zu erhalten. Überhaupt waren die St. Vither und die deutschsprachigen Malmedyer jene, die den größten Schaden davongetragen haben. Viele von ihnen sind, als sie zurückkehrten, sogar ins Gefängnis gekommen – wegen Kollaboration mit den Deutschen. Beim beruflichen Aufstieg hatten sie sehr große Schwierigkeiten. Die, die heute eine Staatsstelle bekleiden, mußten hart darum kämpfen und sich sehr anstrengen, während die mit französischer Muttersprache es leichter hatten. Auch heute noch, nach dreißig Jahren, haftet ihnen immer noch der Geruch an, gegen das 'Vaterland' gekämpft zu haben. Das ist auch der Grund, weshalb sich einige der ehemaligen Malmedyer Flakhelfer zu einer Befragung nicht bereiterklären mochten, aus Furcht, ihnen könnten für ihre berufliche Karriere Nachteile entstehen, falls es publik würde, daß sie einmal als deutsche Soldaten gekämpft haben. Ihre Schwierigkeiten fingen oft nicht erst bei der Berufsfindung an, sondern schon nach dem Krieg in der Schule, da der ganze Unterricht jetzt wieder in Französisch gehalten wurde und manche, da sie deutschstämmig waren, kaum ein Wort französisch sprechen konnten. Insofern sind hier wohl die Luftwaffenhelfer zu finden, die den größten Schaden davongetragen haben (Interview St. Vith). Sie seien 'geistige Kriegsbeschädigte', meinten schon im Kriege die

Schulmänner, und hier fühlen sich alle ehemaligen Flakhelfer betroffen. Das belegt die Statistik über jene Luftwaffenhelfer, die nachträglich noch Abitur gemacht haben. Von den zum ersten und zweiten Einziehungstermin eingezogenen Luftwaffenhelfern des KKG, der KWO, der Hindenburgschule und der General-Litzmann-Schule haben nach dem Krieg fünfzig Prozent das Abitur an ihrer Stammschule abgelegt. Vom dritten Termin im Jahre 1944 waren es nur noch knapp 35% (statistischer Teil). Einige Luftwaffenhelfer — es waren nur wenige, aber dafür äußerten sie sich um so bestimmter — meinten, man habe ihnen außer ihrer Schulbildung auch einen 'Teil ihrer Jugend gestohlen'. Die Zeit, in der man seinen Hobbys nachgeht und das jugendliche Leben genießt, ist ihnen gestohlen worden. Diese 'Zeit des Herumsuchens' (Tbd.Int. Nr. 14) vermissen sie, und sie haben heute oft Schwierigkeiten mit der Erziehung ihrer Kinder, weil sie sich nicht so gut in junge Menschen dieses Alters hineindenken können. „Ich war zwar irgendwann mal so alt, aber mir ist so, als hätte ich in dieser Zeit gar nicht gelebt“, sagte einer der Interviewten. Hier ist also auch eine Benachteiligung durch die Luftwaffenhelferzeit zu erkennen, die nicht unerheblich ist.

Zusammenfassung der Ergebnisse

Die Frage, ob der Einsatz als Luftwaffenhelfer den davon Erfassten genutzt oder geschadet hat, ist also nicht pauschal zu beantworten (vgl. alle Interviews von Luftwaffenhelfern). Auf der einen Seite steht ein Vorteil, daß man gelernt hat, mit anderen Menschen auf engstem Raum zusammenzuleben und miteinander auszukommen. Andererseits sind sehr große Nachteile für die Luftwaffenhelfer entstanden, weil ihnen die vier wichtigsten Jahre ihrer Schulbildung fehlen, die sie niemals mehr nachholen konnten. Sie sind, was ihre Allgemeinbildung angeht, sehr benachteiligt. Aber trotz dieses Schadens, den sie als sehr großen Verlust empfinden, haben sie sich allesamt später in ihrem Leben in schwierigen Situationen behaupten können, weil sie schon in ihrer Jugend in Grenzsituationen des Lebens geführt worden sind. Obwohl nicht einmal die Hälfte von ihnen Abitur gemacht hat, sind sie heute alle in einer Stellung, die ihnen ihr gutes Auskommen sichert. Somit ist diese Zeit bei allen den schwerwiegenden schulischen Schäden auch als eine Lebensertüchtigung zu werten.

Einberufen	G.L.Sdi.	HLSdi.	KKG	KWO
am 15. 2. 43 davon Abitur 46-49	33 17	44 ⁴⁰⁾ 20	30 15	30 20
am 15. 7.43 davon Abitur	27 13	30 ⁴¹⁾ 10	15 8	20 16
am 15. 1.44 davon Abitur	28 10	26 11	20 7	15 4

(Abiturientenzahlen, ermittelt nach Festschriften der Aachener Gymn.)

(Zahl der Einberufenen nach Listen der Flak-Battr. u. Schularchiv des KKG u. des Couven-Gymn.)

Ein Unsicherheitsfaktor besteht darin, daß der eine oder andere an einer anderen Schule die Reifeprüfung abgelegt haben kann.

Die Meinungen von 50 erfaßten Luftwaffenhelfern:

<u>Schaden</u>	<u>Nutzen</u>
I Schaden der Allgemeinbildung 100 %	Förderung der Kameradschaft 90%
II Schaden für das Studium 10%	Förderung für das spätere Studium 5 %
III Schaden, weil die Jugendzeit fehlt 20%	Förderung für das spätere Berufsleben 70%
IV Meinung, daß eher der Schaden überwiegt 60%	Meinung, daß eher der Nutzen überwiegt 40%

Schlußbemerkung

Es handelt sich also bei diesem Thema um eine sehr komplexe Fragestellung, die niemand eindeutig beantworten kann. Es ist Sache der Betroffenen, wie sie es heute empfinden. Die Mehrzahl empfindet den Schaden schwerwiegender als den Nutzen. Die Luftwaffenhelfer gehören einer Generation an, die unter einem gewissen Zwang gefordert wurde, und diese Forderungen waren nicht unerheblich. Dadurch ist diese Generation wie kaum eine andere schneller lebenstüchtig gemacht worden. Gleichwohl kann dieses Hervorheben von Vorteilen nur ein Versuch sein, aus vergangenen Lebenssituationen die guten Seiten herauszustellen. In Wirklichkeit war es eine Kriegssituation, die zwar die

⁴⁰⁾ darunter 4 Schüler aus Eupen

⁴¹⁾ darunter 3 Schüler, die am 1. 11. 43 einberufen wurden

Menschen geformt hat, aber im Endeffekt für sie ein schreckliches Erlebnis war.

Es ist trotz allem nicht zu wünschen, daß junge Menschen in vergleichbare Situationen kommen. Darauf sind sich alle Befragten einig. Forderungen an die Jugend von heute sollten andere Bereiche einbeziehen und sich auf vernünftige Betätigungen richten, die Sinn und Nutzen in sich selber haben. Wenn das geschieht, kann ein wirksamer Reifeprozeß eintreten, ohne daß Jugendliche wesentlichen Schaden erleiden. Es ist zu verurteilen, daß Jugend damals so einseitig, hart und rücksichtslos gefordert wurde. Viele Befragte, meist Väter von Jugendlichen unseres Alters, wünschten allerdings, daß heutige Jugend häufiger herangezogen würde zu Aufgaben, die ihr Verantwortungsgefühl entwickeln und ihren geistigen Reifeprozeß fördern. Eine andere traurige Tatsache darf man nicht verschweigen. Im Bombenhagel der Viermotorigen, im Duell mit Jabos, amerikanischen Shermanpanzern und russischen T 34 sind als Luftwaffenhelden der Aachener Einheiten 15 verwundet worden; einen mußte man mit schweren psychischen Schäden entlassen, 10 sind gefallen. Wir wollen im Gedächtnis halten, welche Opfer an Gesundheit und Leben sie brachten. Ihr Vermächtnis kann so lauten, wie es einer ihrer damaligen Unteroffiziere aus dem Meßtrupp (Hochschulprof.; Jhg. 1902) formuliert hat:

»Und der Idealismus der Jugend — den kann man nicht negieren, weil er einlädt, da ist, das gehört dazu . . . Daß der Idealismus der Jugend einfach ausgenutzt wird für solche Zwecke, das ist das Furchtbare . . . Der deutsche Idealismus ist ja immer eine sehr, sehr problematische Angelegenheit gewesen. Wie oft ist der Idealismus der Jugend ausgenutzt worden! . . . Die Jungens sollen heute so oft wie möglich ins Ausland, damit dieses sogenannte Freund-Feind-Verhältnis in Zukunft nicht mehr aufkommen kann. Wenn heute Eltern glauben, wenn heute Väter glauben, daß zum Mannwerden das Kriegserlebnis gehört, dann ist das ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit.«

Literaturverzeichnis

Zur Geschichte der HJ und des Nationalsozialismus

- Boberach: Meldungen aus dem Reich. Neuwied/Berlin 1965.
- H. C. Brandenburg: Die Geschichte der HJ — Wege und Irrwege einer Generation. Köln 1968.
- W. Klose: Generation im Gleichschritt. Oldenburg 1964.
- A. Klönne: Hitlerjugend. Hannover und Frankfurt 1960.
- H. Rohde: Der Nationalsozialismus im zeitgeschichtl. Unterricht. Freiburg 1965.
- W. Hofer: Der Nationalsozialismus. Frankfurt/M. 1957.
- H. Schacht: 76 Jahre meines Lebens. München 1953.
- A. Speer: Erinnerungen. Frankfurt/M. 1969.
- L. Grundmann: Der Zweite Weltkrieg, in: Dt. Geschichte seit dem Ersten Weltkrieg, Bd. II, Stuttgart 1973.
- Ursachen und Folgen: Bd. XIX: Das Dritte Reich im Zweiten Weltkrieg. Berlin o. J.
- G. Moltmann: Goebbels Rede zum totalen Krieg; VjHZG: 12. Jhg.; Heft 1, S. 13 ff.

Zur Geschichte des Luftkrieges

- H. Rumpf: Das war der Bombenkrieg — Deutsche Städte im Feuersturm. Ein Dokumentarbericht. Oldenburg und Hamburg 1961.
- H.A. Koch: Flak — Die Geschichte der deutschen Flakartillerie und der Einsatz der Luftwaffenhelper. Bad Nauheim 1965.
- L. Schätz: Luftwaffenhelper — Ein Kapitel zur Geschichte des deutschen Wehrmachtsgefolges im Zweiten Weltkrieg. Diss. München 1971.
- H. A. Jakobsen: Der Zweite Weltkrieg in Chronik und Dokumenten. Darmstadt 1959.
- A. Revie: . . . war ein verlorener Haufen. Die Geschichte des Bomber command der Royal Air Force 1939—1945. Dt. Übers. Stuttgart 1974.
- D. Noll: Die Abenteuer des Werner Holt. Bremen 1964 (Roman).
- G. Stiller: Feuer frei Kinder, Fortsetzungsserie, BamS. Okt. 1974 ff.
- D. J. Irring: Und Deutschlands Städte starben nicht. Zürich 1963.

Aquensien

- B. Poll: Das Schicksal Aadiens im Herbst 1944, ZAGV Bd. 73; 1961.
- B. Poll: Geschichte Aachens in Daten. Aachen 1960.
- St. Buchkremer: Die Feuerlöschgruppe Dom, ZAGV Bd. 76, S. 519 ff.
- J. Hofmann: Heimat in Flammen. Aachen 1965.
- P. Emunds: Der stumme Protest. Aachen 1963.
- H. Höpker: Punkt 22.40 Uhr begann der Angriff, AVZ vom 10. 4.1969.
- W. Trees: Die Amis sind da, Fortsetzungsserie, AVZ 5.10.1974 ff.
- B. Vollmer: Volksopposition im Polizeistaat. Stuttgart 1957.
- H. Seihorst: Priesterschicksale im Dritten Reich. Mönchen-Gladbach 1973.
- WDR, Schulfunk: Lehrerbegleitheft zur Sendung 'Flakhelfer im Einsatz';
WDR 3. Programm; Schulfunksendung vom 11. 6. 1971.
- Krämer/ F. Schmitz: Alsdorf — Geschichte einer Stadt; 2. Aufl. 1971.
- 350 Jahre humanistisches Gymnasium in Aachen, Festschrift des
Kaiser-Karls-Gymnasiums Aachen 1951.
- 75 Jahre staatliches Einhard-Gymnasium
(Kaiser-Wilhelm-Gymnasium), Aachen 1961.
- Festschrift des Couven-Gymnasiums zur Einweihung
des neuen Schulgebäudes. Aachen 1965.
- Livre d'Or de la Resistance Belge. Bruxelles s. a.



StD Paul Emunds

Paul Emunds wurde am 26. 9. 1923 in Eilendorf geboren. Nach seinem Abitur am Staatl. Kaiser-Wilhelm-Gymnasium wurde er 1941 zum Arbeitsdienst und anschließend zur Wehrmacht eingezogen. Zum Kriegsende geriet er in russische Kriegsgefangenschaft, die in Sibirien bis 1947 dauerte.

An der Universität Köln studierte er bis zu seinem 1953 mit Auszeichnung bestandenen Staatsexamen Deutsch, Geschichte, Französisch und Philosophie. Auf die Referendarzeit folgte dann seine Lehrtätigkeit am Kaiser-Karls-Gymnasium von 1955 bis 1977.

Wegen Kehlkopfkrebs musste er vorzeitig aus dem Schuldienst ausscheiden.

Er starb am 13. 8. 1991 in Eilendorf.